37. b. 3

Aus dem Leben eines Vogelsbergers.

Bist du denn bei den Mädchen auch so blöde

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Dritter Band.

Mit einem Holzschnitt.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Digitized by Google

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Soneck. Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert 1

Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden 77

Das Original. Ein Stücklein 123

Das Mühlchen in der Morgenbach. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1716 137

Der Apostelhof. Eine Geschichte aus der Vorzeit Bacharachs.

1. Die Willkommsnacht 165
2. Der Morgen 188
3. 194
4. Rückblicke 216
5. Ein Blick in's häusliche Leben 226
6. Die Gesellschaft 238
7. Ein Verhör und seine Folgen 250
8. Mädchenrache 266
9. Anderer Wind 276
10. Wolken am Himmel 285
11. Der Eistanz 293
12. Schluß 311

Die Elfer. Eine Geschichte aus dem Nassauer Land . . 321

Soneck.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Wer auf dem ſchnaubenden Dampfboote die Rheinreiſe von Bingen bis Coblenz machte, erinnert ſich wohl noch, wie ſtolz und keck die Burgruine, deren Namen dieſe Erzählung an der Stirne trägt, auf ihrem Felſen zwiſchen den Dörfern Heimbach und Drechtingshauſen liegt, als bewährte Vorhut des gewaltigen Waldes, der den Namen Soon trägt und von dieſer Ruine bis weit hinauf gen Soonſcheidt, an die Grenze des mächtigen Hochwaldes, ſich zieht. Die Berge treten bei Soneck etwas vom Rheine zurück und bilden einen kleinen Bogen, indem ſie im Tiefgrunde dem Rheine geſtatteten, fruchtbares Land anzuhäufen.

Will man die Ruine Soneck beſteigen, ſo muß man eine kleine Strecke von der Rheinſtraße über bebautes Land wandern und tritt alsdann am Fuße des Berges in die Region der Hecken und des Geſtrüppes ein, das aus grauen Schieferfelstrümmern hervorwächſt. Ein Blick nach der Ruine zeigt, daß man nur von einer Seite ſie erreichen kann; das iſt die ſüdliche, wo ein ſchmaler Thaleinſchnitt, den felſiges Gerölle faſt ganz bedeckt, von einem friſchen, klaren

Digitized by Google

Quellbächlein durchrieſelt wird. Dies Bächlein machte in früheren Zeiten die Grenze des Trach- und Nahegaues. Von dieſem Thal aus ermißt erſt das Auge ganz die ſchwindelmachende Höhe, auf der die Ruine ruht, und läßt ahnen, wie ſchwer es ſein mochte, ſie, zur Zeit ihres Glanzes, zu erobern.

Der Felſen iſt impoſant, der ihr zum Fundamente dient. Epheu umrankt ihn, und Flechten und Mooſe geben ihm eine höchſt maleriſche Bekleidung.

Arbeitet man ſich, dem murmelnden Bächlein folgend, durch die Hecken und über das Steingerölle glücklich weg, ſo erreicht man nach mühſamem Klettern endlich die Burg, deren Thor auf dieſer Seite lag. Trümmer haben den Graben gefüllt, der hier in den Felſen gehauen war. Das Fallthor und ſein Thurm iſt gebrochen. Vom Burghaus am Burgthore ſind nur noch wenige Reſte übrig. Sie lehnte ſich an die hohe Warte, die auch bis zur Erde hin weggetilgt iſt. Ein zweiter Hochthurm lehnte ſich an das noch ſtehende Hauptburghaus. Vom Thor aus liefen in Windungen die Mauern hin und bildeten einen Eingangsweg, geſchützt durch hohe Thürme. Iſt man auf dieſem Wege fortgewandelt, ſo tritt man endlich in den Kreis des Burghofes, und hier erhebt ſich in mächtiger Höhe das Burghaus im Viereck, deſſen Ecken oben vier kleine Lugthürme zieren, von denen die beiden vorderen, gegen Oſten nämlich, noch ſtehen. Alles Eingebäude hat das gierige Element des Feuers und die zerſtörende Menſchenhand ganz vertilgt. Oede iſt Alles und ſchauerlich ſtille; nur unter dem Boden hallt es dumpf; denn da ziehen ſich die Felſenkeller und Verließe hin, wo neben der goldenen Quelle bacchantiſcher Luſt der Kummer des Eingekerkerten wohnte und die Qualen lichtloſen Alleinſeins trug. Hat aber der Wanderer dieſe Höhe erklettert, ſo wird alle Mühe reich belohnt.

Tritt man nämlich an den Rand der äußeren Mauer, ſo entfaltet ſich eines der reizendſten Landſchaftsbilder, welche der Rhein nur zu bieten vermag. Ringsum, wohin auch der Blick ſich wendet,

ſchließen hohe Berge den Geſichtskreis ab, hier bewaldet vom Fuße, den der Fluß beſpült, bis zum Gipfel, der ſich im Aether badet, dort von der Reben friſchem Grüne, wie vom Sammt bekleidet, und oben mit Fruchtbäumen und Ackerland gekrönt, das ſich an friedliche Dörfchen und Weiler reihet. Ueberall aber tritt der rauhe und nackte Grauſchieferfels in pittoresken Zacken zu Tage und bietet ſo dem Auge einen Wechſel, der eben ſo maleriſch, als unterhaltend iſt.

Tief im Süden, wo die grünliche Fluth des Rheines aus den bewaldeten Bergen hereintritt in den ſchönen Thalkeſſel, erblickt das Auge den weißen Punkt des freundlichen Schlößchens auf dem Niederwalde. Dunkelgrün iſt der Berge Gewand, und der Fleiß der Menſchenhand wird nur hin und wieder ſichtbar.

Folgt der Blick dem naſſauiſchen Ufer, ſo begrüßt er erſt recht im Bodenthale die Spuren menſchlichen Fleißes; und war er ſo klug, der Wanderer, ſich mit einer Flaſche des köſtlichen Bodenthalers zu verſehen, ehe er heraufſtieg, ſo trinkt er jetzt die goldene Fluth mit doppelter Begeiſterung und bringt dem Fleckchen ein Hoch, wo ſie gewachſen. Weiter abwärts reihen ſich Reben an Reben, bis der Blick auf Lorch weilt, deſſen Häuſer ſich am Rheinufer hinziehen und in's Wisperthal hinauf und amphitheatraliſch ſich um die hochgelegene Pfarrkirche reihen. Seltſam nimmt ſich das alte von Sohler'ſche Ritterhaus am Ufer gegen die modernen Gebäude ſeiner Nachbarſchaft aus. Es repräſentirt Lorchs großartige Vergangenheit. Von Burgen beſchützt, deren eine nur noch in kärglichen Ruinen ſichtbar iſt, war es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, und ſelbſt noch bis zur Reformation hin, einer der anſehnlichſten Orte des unteren Rheingaues, an deſſen Grenze es lag. Ein zahlreicher Adel wohnte hier und in der burgreichen Nachbarſchaft des Sauerthales und Wisperthales; das Stift ſeiner Kirche beſaß eine zahlreiche Prieſterſchaft. Seine Präſenz war reicher, als irgend eine andere, und ſeine Schuljunkerſchaft bot Bildung dem

Adel in einer Zeit, wo dieſe ſo ſelten gefunden wurde. So nahe dem Rheinweinſtapelorte, blühte ſein Weinbau, beſonders ſeit man hier die Rebe aus Frankreich baute, die den rothen oder fränkiſchen Wein brachte. Das luſtigſte Leben am Rheine hatte hier ſeine Stätte. Weiter abwärts ſcheint ſich das Dörfchen Lorchhauſen, einſt eine vorgeſchobene Colonie des reichbevölkerten Lorch, verbergen zu wollen. Reben umranken ſeine Mauern gegen den Rhein, und hoch an ſeine Felſenwände pflanzte es ſeine Weinberge. Mauern und Thürme machten es ſeiner Zeit wehrhaft. Die Gegenwart hat ſie großentheils niedergebrochen.

Es iſt ein mächtiger Bergſtock, der hier vortritt, der Berg der Wirbellai, an deſſen Fuß ungeheure Tiefe gähnt und in Wirbeln aufbrodelt.

Der Fluß iſt hier zum See abgeſchloſſen. Die Heileſſeninſel, wo einſt Guſtav Adolph über den Rhein ging, ſchießt ihn mit ihrem Felſenwehr und ihrem blendenden Sommerhäuschen ab; auf dieſem Felſenwehr ſtand und ſteht noch, jetzt in die Tiefe geſenkt, durch das Erheben des Rheinſpiegels, der Altar des Bacchus, wo einſt die Ubier und Römer ihre Libationen darbrachten.

Auf dem linken Ufer ſtreben die Felſenwände der Vogtswieſe zu namhafter Höhe, in deren Klüften der Schuhu noch wohnt. Bacharachs ſpitzer Thurm ſteht ihnen nahe. Er iſt der nördliche Grenzthurm der hochbethürmten Mauern dieſer einſt ſo berühmten Stadt, von dem, einen ſpitzen Winkel bildend, die Mauern zum Rheine und zum Steeger-Thale ſich hinabziehen zu den gewaltigen Thorthürmen hin, deren einer leider gefallen iſt.

Am Rheinufer liegt die alte Stadt, deren Häuſer ſich um die byzantiniſche Kirche reihen, über deren Thurm am Felſen die ſchönen Ruinen der gothiſchen Wernerskirche trauern. Hoch oben liegt weitherrſchend Stahleck, die Wiege des Pfälzergeſchlechtes, die hohe, mächtige Burg, in Trümmern. Hermann von Stahleck's Geiſt wandelt hier, ſeit der Kummer über das Hundtragen des Körpers

Digitized by Google

Hülle brach. Die Schatten der Wittelsbacher und Staufen umschweben dieſe weiten Trümmer.

Und dort unten ſammelten die Weinmärkte und Gabelungen einſt die zahlreichen Käufer und Verkäufer, und das regſte Handelsleben füllte den Hafen der Stadt, die im Mauerkranze ſo ſicher ruhte. Aber auch der Krieg wüthete oft hier, bis Louvois das Vernichtungswort ſprach und der bluttriefende Montal es ausführte.

Weiter aufwärts verſteckt ſich das in Ruinen liegende Klöſterlein Fürſtenthal in die Berge und Baumesgrün; und während Rheindiebachs Häuſer verdeckt ſind, ſieht die Warte von Fürſtenberg über die Höhen weg. Hier war es, wo einſt ein Stein einen Kaiſer zum Tribute zwang.

Auf dem Dorfe Heimbach weilt der Blick. Die Ruinen von Heimburg, erbaut auf den Trümmern des römiſchen Caſtrums, das die hier ausmündende Römerſtraße deckte, ſind faſt verſchwunden. Ueber Weinberge ſchweift der Blick, um endlich auf dem Dorfe Drechtingshauſen auszuruhen.

Wie herrlich iſt dies Panorama! Wie ruht der Rhein zu den Füßen des Beſchauers in ſtiller Majeſtät, hier ganz eingeſchloſſen wie ein See! Wie reich iſt der Stoff, der ſich dem Denker aufdrängt, der hier auf den verwitterten Ruinen einer reichen Vergangenheit ſteht und unten den ſtolzen Repräſentanten der Gegenwart vorüberbrauſen ſieht: das rauchende Boot mit ſeinen Touriſten.

Nun wir heimiſch geworden ſind auf Sonecks Ruinen, fragen wir wohl nach den Geſchicken der Burg, aus denen uns die Sage eine reiche Epiſode mittheilen will. Wir lauſchen noch einen Augenblick dem erzählenden Munde der Geſchichte, ehe wir uns ganz dem Eindrucke jener wechſelnden Begebenheiten hingeben.

Es liegt auf der Zeit, in welcher die Burg erbaut worden ſein mag, leider ein tiefes Dunkel, wie auch auf dem, der zuerſt den Gedanken in ſich trug, hier auf dem ſteilen Felſen, an der Bruſt des hohen Berges eine Burg zu erbauen. Nur ſo viel läßt

ſich mit einiger Gewißheit annehmen, daß einer der ritterlichen Erzbiſchöfe von Mainz im Laufe des zwölften Jahrhunderts die Burg gründete zum Schutze des Gebietes, welches Kurmainz und die Stifter des Doms und der Kirche Sanctae Mariae virginis ad gradus hier beſaßen. Vielleicht aber auch, daß die reiche Abtei Corneli-Münſter im Kölner Erzſtift ſie erbaute. Auch für dieſe Meinung ſind Gründe genug vorhanden, denn ſchon vor der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts iſt dieſe Abtei im Beſitze der Burg, und Werner von Bolanden iſt ihr Burgmann in ihr. Nach ſeinem Tod erbte ſie deſſen Bruder Philipp von Bolanden, genannt von Hohenfels, ſammt der Schirmvogtei über die Güter der Abtei Corneli-Münſter. Von dieſer Zeit an vergaßen die Burgmannen ihres Zweckes, denn ſie wurden Räuber im weiteſten Sinne des Worts. Es ſind Glieder des weitäſtigen Stammes der Ritter von Waldeck, deren Stammhaus im Wisperthale, deren Burghaus in Lorch lag, welche in dieſer Zeit hier Burgmänner ſind, vielleicht Afterlehnsträger Bolanden's, der ſich mehr auf dem nahen Reichenſtein aufhielt. Niemandem wurde dieſer Räuber Treiben nachtheiliger, als den Kaufherren von Mainz, Trier und Köln und den Klöſtern, die reich begütert umherlagen. Schamlos war das Treiben der Ritter. Es gereichte gewiſſermaßen ihnen zur Ehre, wenn ſie ſo recht frech raubten und ſich des Raubs im üppigſten Leben freuten. Die Unſicherheit war ſo groß am Rheinufer, daß faſt Niemand mehr wagte, die Straße zu ziehen, und die Kaufleute ihre Schiffe mit Reiſigen beſetzten, um Angriffe abtreiben zu können.

Die Noth gebar den Städtebund, Arnold Salmann, der Walpode von Mainz, wurde ſein Stifter. Schnell wuchs und kräftigte er ſich, und ſchon 1254 rückte das Heer des Bundes vor Soneck und Reichenſtein, und beide Burgen wurden erobert und zerſtört. Philipp von Bolanden-Hohenfels wüthete und ſchwur glühende Rache im Bunde mit den Waldecken, deren Familie mächtig

und groß war; doch kam es zum Frieden und Wiederaufbau der Burgen, die wahrſcheinlich nicht völlig zerſtört worden waren, und es ſchien, als ſei der böſe Geiſt von ihnen gewichen; allein nicht lange währte dies, ſo brach er wieder hervor in ſeinem ganzen Ungeſtüm, in ſeiner maßloſen Zügelloſigkeit. Der Wehruf der Unterdrückten und Mißhandelten drang zum Ohre Rudolphs von Habsburg. Er zog heran wie ein dräuend Wetter, und in Würzburg traf ihn der Kurfürſt von Mainz, der ihn zum Rächen des Frevels rief. Soneck wurde belagert. Auf dem Vautsberg wohnte der Kaiſer. Nach hartem Kampfe fiel die Burg, und Alle, die ſie vertheidigten, wurden gehängt, ſie ſelbſt weggetilgt von der Erde. Erſt im vierzehnten Jahrhundert erſcheint ſie urkundlich wieder; doch erſt um die Hälfte dieſes Jahrhunderts wurde die Burg von den Waldecken, Marſchällen von Soneck, wie ſie ſich nannten und auch ſchon früher vorkommen, wieder erbaut. Sie wurde erweitert. Späterhin kamen durch Anheirath auch die Breidbach in die Ganerbſchaft oder Erbgemeinſchaft von Soneck und erbten es ganz, als die Waldecke von Soneck in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ausſtarben. Wahrſcheinlich zerſtörten im Verheerungskriege der Pfalz 1688 die Franzoſen die Burg. Sie blieb im Beſitze der Familie von Breidbach-Bürresheim, welche jedoch keinen Werth auf die Ruine legte, keine Steuern zahlte, ſo daß ſie durch Verjährung an die Gemeinde Drechtingshauſen überging, welche ſie an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, damaligen Kronprinzen, und die übrigen Prinzen, Söhne Sr. Majeſtät des Königs Friedrich Wilhelm III., verkaufte, in deren Beſitz ſie noch iſt.

Nach dieſem kurzen Ueberblicke der Geſchichte der Burg kehren wir zu den Begebenheiten zurück, welche wir erzählen wollten, und welche unmittelbar in die Jahre 1282 und 1283 fallen, in jene verhängnißvolle Zeit, wo Soneck ein weitberüchtigtes Raubneſt war und Rudolph von Habsburg das ſchwere Gericht hielt.

1.

Der Weg, welcher von Rüdesheim nach Aſſemannshuſen, wie man es damals nannte, führte, war Anno 1281 bei weitem nicht ſo breit, nicht ſo geebnet und durch Dämme gegen die Fluth geſchützt, wie er das heute iſt; vielmehr beſtand er lediglich in einem Pfade, welchen die Saumroſſe der Halfer (Helfer) getreten hatten; der bald an die plätſchernde Welle reichte, bald aber ſich in eine anſehnliche Höhe hinaufzog, abſonderlich, wenn Felſen am Ufer ſich erhoben. Wer nicht in einem Kahn auf dem Rheine herab von Rüdesheim fuhr, mußte dieſen Weg gehen oder, wie das junge waghalſige Ritter thaten, reiten. Am ſchlimmſten war er unterhalb der Burg Ehrenfels und dem Mausthurme, da, wo eben das Bingerloch iſt. Bei weitem ſo fleißig, wie heute, war damals der Berg nicht angebaut. Nur zwiſchen Ehrenfels und Rüdesheim zogen ſich die edlen Weinberge hin. Abwärts von erſtgenannter Burg reichten Hecken und Geſtrüppe bis unmittelbar an die Fluth des Rheines, und im Geklüfte hauſten Füchſe genug, um den Winzern läſtig zu werden.

Die Herbſtleſe des Jahres 1281 war eine der günſtigſten des Jahrhunderts. Alle Chroniken ſtimmen darin überein, daß nicht bloß in Hinſicht der Fülle (die Reben bogen ſich unter ihrer Traubenlaſt), ſondern auch in Rückſicht der Güte des Moſtes kein Jahr des ganzen Säculums ihm glich; denn der Sommer war glühend heiß geweſen, und zu gehöriger Zeit hatte warmer Regen die Erde erquickt und ihre Ausdünſtungen die Trauben ungemein edel gemacht. Ueberdies hatte auch der Erzprieſter Bodo zu Lorch, ein Mann von tiefem Wiſſen und kundig des Laufes und der Erſcheinungen der Geſtirne, längſt einen außerordentlichen Wein geweiſſagt, denn es hatte ſich im Januar und Februar des mehrgedachten Jahres ein gar ſeltſam Geſtirn gezeigt, das einen Schweif hatte gleich einem feurigen Kehrbeſen und ſchauerlich in die Welt hereinleuchtete zum

Entſetzen der Leute. Plötzlich war es gekommen, und plötzlich verſchwand es. Bodo hatte Recht. Der Wein wurde köſtlich, denn der feurige Beſen hatte die Luft wunderbar rein gekehrt.

Die Leſe war denn auf den 12. October des Jahres 1281 feſtgeſetzt worden.

In Lorch war dazumal ein groß Gejubel. Die Ritterſchaft ſtrömte da zuſammen, und der Vicedom des Rheingaues war Willens, ein gewaltig Banket zu halten in Luſt und Kurzweil, mit Tanz und Spiel, in ſeinem Burghauſe, dazu denn alle Welt geladen war.

Am Tage vor der Herbſtleſe zu Lorch ſchaukelte ſich ein ſchöner Kahn auf den Wellen des Rheines von Rüdesheim herab. Er war überdeckt mit einem großen Zelttuche, gleich einem Gemach eingerichtet, und drinnen ſaßen drei Perſonen. Die eine war der hochwürdige Domſcholaſter von Mainz, der Bruder des Erzprieſters Bodo in Lorch, der eben einmal den Bruder heimſuchen, den Zehnten ſeines Herrn überwachen, die Schuljunkerſchaft prüfen, die Präſenz reformiren — und ſich des Lebens freuen wollte in der lieben Vaterſtadt. Der Domſcholaſter war ein gewaltig dicker Herr, der die rothe Naſe nicht vom Winde und Waſſer und den Schmeerbauch nicht vom vielen Faſten hatte. Aus ſeinen Augen lachte die Freude und die gutmüthigſte Heiterkeit. Die zweite Perſon im Schifflein war ein großer ſtattlicher Mann in ſchwarzem Kleide, der eine Pelzmütze auf dem weißen Haupte trug. Das Antlitz war gefurcht, ernſt und feſt. Hinter den Falten der Stirne wohnte Strenge, und im Auge blitzte, trotz des ſchneeigen Haares, ein Feuer, das, traf es den Rechten, ihn erbleichen machte. Man ſah es auf ein Haar der Geſtalt an, daß ſie ſich nicht viel zu beugen gelernt, wohl aber gewohnt war, daß Andere ſich vor ihm beugten. Er trug eine güldene Kette um den ſtolzen Nacken, mit einem güldenen Schauſtück dran, und ein kurzes, aber ſehr breites Schwert an ſeiner Seite. Das war der Stifter des Städtebundes, Arnold Salmann, der reiche Kaufherr und Patrizier, aber auch Walpode

von Mainz, des Domſcholaſters anderer Bruder, den der Erzbiſchof ihm zugegeben hatte, um ſeine Geſchäfte in Lorch vollziehen zu helfen. Und die dritte Perſon im Nächlein war ein Mädchen, ſo ſchön wie die Nixe, die drunten an der Lurelei jedes Auge und Herz bezaubert, ſo ſchön, wie je ein Mainzer Kind war im Frühlingsſchmucke der Jugend. Das war Hedwig, die Tochter des Walpoden und die Nichte des dicken Domſcholaſters und des Erzprieſters Bodo in Lorch.

Während ſie unter traulichen Geſprächen dahinfuhren und das Mägdlein ſo recht achtzehnjährig und ſehnſüchtig in die grünliche Fluth des Stromes blickte, nahten ſie ſich dem Mausthurme. Von Ehrenfels ſchallte die Zollglocke; vom Mausthurm rief der Wächter das Fahrzeug an — allein Beide verſtummten, als der Steuermann eine Flagge aushing, in deren Felde das Rad von Mainz erglänzte und den Zollwächtern zu erkennen gab, hier reiſeten Bedienſtete des Erzbiſchofs von hohen Würden.

Sie fuhren jetzt ganz nahe am Ufer hin.

„Sind wir nicht bald an dem gefährlichen Loche von Bingen, wo ſchon ſo manches Schifflein ſeinen Untergang fand?“ fragte das Fräulein.

Der Walpode verzog zum höhniſchen Lächeln den ſtolzen Mund.

„Laß Dir nicht bange ſein, Kind,“ verſetzte er; „hier iſt weit Schlimmeres als dies Felſenwehr im Rheine. Bald wirſt Du die Zinnen von Burgen erblicken, wo die ſchändlichen Räuber hauſen, die ſchon ſo manches Schiff geplündert.“

Er hatte noch nicht ausgeredet und ſeinen Grimm noch nicht zur Hälfte ergoſſen, als plötzlich Hedwig einen entſetzlichen Schrei ausſtieß, der den Vater erſchreckte, den Oheim abhielt, einen Becher Rüdesheimer zum Munde zu führen, den er eben den vielen anderen nachſenden wollte, die während der Morgenfahrt ſeine Gurgel paſſirt hatten. Es war ohnehin echter Patriotismus, daß der hochwürdige

Domſcholaſter ſich einige Krüge von jeder guten Stelle mitgenommen hatte, an der er vorüberſchiffte.

Der Walpode ſah erſchrocken Hedwig an, die angſtvoll nach dem Ufer hinwies.

Eben nämlich, als ſie um die ſcharfe Ecke ſchifften, welche dort der vorſpringende Berg bildet, erblickte das Fräulein einen Reiter, der mit unſäglicher Keckheit den ſchmalen Fußweg von Lorch daherkam. Seine ſchmucke hellfarbige Kleidung, der Sammthut mit den wallenden Federn, das lange Schwert an der Seite und das wunderherrliche Roß, welches er ritt, kündigten ihn als einen Edlen des Landes, die ſchlanke edle Geſtalt als einen jungen Mann an. Obwohl Hedwig ſeine Züge noch nicht unterſcheiden konnte, ſo pochte doch ihr Herz ſtärker als vorher; und die Einbildungskraft arbeitete mächtiger, weil eine Erinnerung früherer Tage mit ihrem ganzen Einfluſſe ſich geltend machte.

Das raſchere Ziehen des Stromes und das Spornen des Roſſes brachte Beide ſchnell einander näher. Eben als ſie ſich nicht ohne Erröthen geſtand, der junge Mann ſehe dem Bilde, das ihre Einbildungskraft ſo lebhaft beſchäftigt, ſo ähnlich als Junker Gisbald vom Burgthore von Soneck ſich ſelbſt, bäumte ſich das Roß gerade an einer Stelle, wo die Hufe der Halferpferde und die leckende Fluth den Schieferfels ſpiegelglatt geſchliffen. Der Reiter faßte kräftiger die Zügel, ſetzte ſich feſter im Sattel, bohrte den ſpitzen Stachel, der ſeine Ferſe bewaffnete, tiefer in die Weichen des jungen Thieres, um es mehr in ſeiner Gewalt zu haben und es über die Felſen hinaufzutreiben, allein die wehende Flagge mit dem Rade von Mainz machte das Thier ſcheuer; es bäumte ſich höher auf und ſprühte Feuer aus ſeinen Augen, während es mit aufgeworfenen Nüſtern wild und heftig ſchnob. Als es nun der Reiter mächtiger heraufwarf, glitt ſein Hinterhuf aus. Umſonſt ſchlug es den Vorderhuf in den Felſen. Mit einer mächtigen Wucht ſtürzten Reiter und Roß in die aufſchäumende Fluth, daß

das Aufſchlagen der Wellen faſt den Kahn umwarf und ihn weit in den Rhein hinausſchleuderte.

Dies ganze Ereigniß war das Werk weniger Minuten. Hedwig rang die Hände unter den Lauten der ſchmerzlichſten Angſt und Bangigkeit.

Arnold Walpode wandte ſich gleichgültig ab. „Warum ſo ſchreien?“ fragte er ſtrafend. „Erntet der Bube nicht, was er geſäet? Verloren iſt ohnehin nichts an ihm; denn es iſt Einer von dem Diebsgeſindel, das dieſe Gegend zu einem Schlupfwinkel ſeiner Verworfenheit macht.“

„Pfui, Arnold,“ rief jetzt der dicke Scholaſter recht eifrig aus. „Iſt das chriſtlich gedacht? Siehſt Du nicht, wie der junge Menſch mit den Wellen ringt? Wie das Roß gerne das Ufer erreichen möchte und nicht kann? — Ich kann nicht ſchwimmen, kann nicht helfen, weil ich untergehen würde, und ohnedies naſſe Kälte fürchten muß, wie den Tod; aber Du biſt ein Schwimmer wie einer in Mainz.“

Der Walpode ſah ihn ſpöttiſch an und wandte nun den Blick dem Jünglinge zu, während Hedwig in ſtarrer Angſt auf ihren Knieen lag und betete, und ihr ſtierer Blick jede Bewegung des Ringenden verfolgte.

Lange ſchon hatte dieſer verſucht, das Pferd zu einer Stelle zu leiten, wo es Grund gewinnen könnte; allein das wollte nicht gelingen, und die überſpannte Kraft des Thieres begann nachzulaſſen. Mit jeder Minute wuchs ſeine Gefahr.

„Laßt das Thier los,“ rief der Steuermann dem jungen Ritter zu. „Ihr ertrinket ſonſt mit ihm in der Tiefe!“

Der Ritter vernahm den Ruf, ſah ſeine Richtigkeit ein und machte ſich aus den Bügeln los; allein der Schreck und die Kälte des Elements hatten ſchon in dem Grad erſtarrend auf ihn gewirkt, daß er nicht im Stande war, lange ſchwimmend anzukämpfen gegen die Wuth des Waſſers, die ſich im Bingerloche brach, zu dem

Digitized by Google

ihn die reißende Macht hingezogen hatte. Eine raſche Wendung des Kahnes brachte jetzt denſelben dem Jünglinge nahe, der nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtete. Da hing ſich Hedwig weit hinaus über das niedere Bord des Kahnes, ſtreckte den weißen Arm dem Schwimmenden zu, und dieſer ergriff ihn und drohte, die Liebliche hinab zu ſich zu ziehen.

„Halt, halt, um aller Heiligen willen!" ſchrie der Scholaſter ſeinem Bruder zu. „Wir ſind Alle verloren — rette! rette!" Er hing ſeine ganze Laſt an Hedwigs ſchlanke Geſtalt, und jetzt erſt faßte Arnold mit Rieſenkraft den Jüngling und hob ihn in den wankenden Kahn, auf deſſen Boden er ſich jetzt niederſinken laſſen mußte. Nur noch einen Blick warf der Jüngling auf Hedwig und ſein Auge ſchloß ſich in einer tiefen Ohnmacht.

Der Scholaſter ſchrie in wilder Todesfurcht nur immer dem Schiffer zu, daß er den Kahn umwende, weil ſie eben jetzt die gefährliche Stelle erreichten.

Dieſer war aber ein erfahrener Schiffer, aus Rüdesheim gebürtig und des Fahrwaſſers kundig. Er brachte durch einen mächtigen Ruderſchlag den Kahn wieder in den Strom, und pfeilſchnell warf ihn das Waſſer durch das Loch.

„Brav, Anton Forſchner!" rief der Domſcholaſter, das Paternoſter unterbrechend, das er in der Angſt ſeines Herzens halblaut gebetet hatte. „Du erweiſeſt Dich als echtes Rüdesheimer Blut. Das war ein Meiſterſtück. In Lorch ſollſt Du aber auch dafür mehr als eine Kanne Zehntwein zur Erfriſchung haben. Jetzt ſetz' aber auch ein. Wir müſſen ſchnell Lorch erreichen."

„Wenn Ihr warten wollt, bis wir Lorch erreichen, geiſtlicher Herr Bruder," ſprach Arnold mit der Ehrerbietung, die ſtets der Laie dem geweiheten Bruder zu zollen pflegt, „ſo iſt der da über Eure Hülfe erhoben, das heißt, er hat das Zeitliche geſegnet, um in Eurer Weiſe zu reden, oder ihm geflucht."

„Todt, ſagſt Du?" rief der geiſtliche Herr halb mit dem Tone

des Mitleids, halb mit dem des Entsetzens, das er von jeher vor Leichnamen hatte. „Nein, dann schnell bei Assemannshusen angelegt."

Hedwig lag derweile über dem Ohnmächtigen. Sie hielt seine Hand in der ihrigen gepreßt, um ihr Wärme mitzutheilen, und neigte ihr Ohr an die bleiche Lippe, um dem schwachen Ziehen des Athems zu lauschen.

Bald landete der Kahn vor dem Orte.

„Anton Forschner," rief der Domscholaster, „hilf mir heraus, denn mir wird schwach vor dem Jammer, und meine Krüge sind leer. Der letzte lief mir aus, als der Kahn schwankte, indem er umfiel, ohne daß ich's merkte."

Der Schiffer reichte ehrerbietig dem Würdenträger die harte Hand, hob dann Hedwig heraus und ergriff mit einigen Burschen den Ohnmächtigen, um ihn in das Pfarrhaus zu tragen, wohin der dicke Herr seine Schritte gelenkt hatte.

Die Ankunft der hohen Herren rief das Volk des Dörfleins zusammen. Alle erstaunten, als sie den Ohnmächtigen sahen, denn sie hatten ihn für todt gehalten, da sie sein triefendes, zurückeilendes Roß gefangen hatten. Dem edlen Thiere war es gelungen, mit Anstrengung seiner letzten Kraft eine sandige Stelle zu finden, wo es sich glücklich den Wellen entriß.

Arnold folgte den Trägern des Jünglings.

2.

Der dicke Domscholaster hatte sich bereits bis zu der bescheidenen Wohnung des Pfarrers von Aßmannshausen fortgeschoben. Wenn ihm auch sonst ein solcher Weg viele Mühe und eine weit längere Zeit gekostet hätte, so war es diesmal der Wunsch, dem

Jünglinge Hülfe und ſich ſelbſt eine erquickende Labung zu verſchaffen, welcher ihn die Schwierigkeiten ſeines Umfangs und Gewichts und das unerfreuliche Zwicken kaum überſtandenen Zipperleins muthig überwinden machte.

Kaum war er an dem Haus angelangt, als ſeine Stentorſtimme erſchallte: „Aufgemacht, geiſtlicher Herr, aufgemacht! Es kommt ein lechzender, müder Mann, der ſich nach einem Krüglein Eures franziſchen Weines ſehnet, wie der Säugling nach der Mutterbruſt!“

Ueberraſcht von dem ſeltenen und hohen Beſuche, ſtürzte der Pfarrer herbei und verbeugte ſich unzählige Male vor dem hochwürdigſten Herrn, der abwehrend ihn am Arm ergriff und ſein bedeutendes Gewicht mit ſolcher Vehemenz daran hing, daß der ſchmächtige Prieſter des Dörfleins zur Erde gezogen worden wäre, hätte er nicht ſchnell hinwiederum den Arm ſeiner eben ſo corpulenten als ſtammhaften Köchin erhaſcht, wodurch er einen Haltpunkt, und mühſam zwar, doch ſicher, das Gleichgewicht wieder gewann. Den gemeinſamen dienſtwilligen Anſtrengungen des Dorfprieſters und ſeiner Köchin gelang es denn auch ſofort, den Herrn Domſcholaſter in das Gemach zu bringen. Hier ſtand eben ein friſches Krüglein edlen Gewächſes dieſer geſegneten Berge, welches zur Labung des Prieſters dienen ſollte. Ohne Weiteres ſetzte es der Würdenträger an die wulſtige Lippe, und ſchneller, als der Gedanke, floß ſein geiſtiger Inhalt durch die weite Gurgel des Lechzenden. Als er es hohlklingend niederſetzte, ſchien erſt das Leben und mit ihm die Erinnerung zurückzukehren.

„Höret an,“ ſprach der Domſcholaſter, „es wird alsbald mein Bruder, der geſtrenge Walpode, hier eintreffen bei Euch und einen Halbertrunkenen bringen oder vielmehr Anton Forſchner, der Schiffer, rüſtet einen Warmwein zu, Jungfer Köchin, aber vergeſſet mich nicht dabei; denn das Schlücklein hier war nur ein Tropfen auf einen glühheißen Stein.“

Die durch die Herablaſſung des hohen Herrn geſchmeichelte Köchin, die bis jetzt ihren Schürzenzipfel in ihres Herzens preßhaftem Zuſtande weiblich zerknittert hatte, flog nun hinaus in die Küche. Bald loderte die Flamme hoch in den Buſen des Rauchfangs und im Keſſel brodelte der Wein ſchon, als Forſchner den Jüngling hereintrug. Langſam folgten der Walpode und ſein Töchterlein, das, weiß wie Schnee, am Arme des Vaters daherwankte.

Der Domſcholaſter, welcher bereits hinter einer großen zinnernen Ehrenkanne ſaß und in mächtigen Zügen den herrlichen Rothen genoß, hatte dem Prieſter die Weiſung ertheilt, den Scheintodten in ein anderes Zimmer zu bringen und ihn, der die Sorge für dieſen übernahm, von allen Rückſichten des Wirthes entbunden. Der gutmüthige Mann eilte nun auch ſchnell zu dem, der ſeiner Hülfe ſo ſehr bedurfte, indeß er ſeiner Dienerin befahl, Alles aufzutragen, was Küche und Keller Leckeres in ſich ſchlöſſen. Mit dem ehrlichen Forſchner begann er nun die geſchickte Behandlung des Unglücklichen.

In der feſten Zuverſicht, daß es den Bemühungen des menſchenfreundlichen Prieſters gelingen würde, den ſchwachen Funken des Lebens wieder in dem Jüngling anzufachen, überblickte lächelnd der Domſcholaſter die herrlichen Trauben, die leckeren Zwiebelküchlein, den lockenden Käs und die geräucherte Zunge, welche derweile die ſorgliche Magd des geiſtlichen Herrn auftiſchte, verbunden mit kräftigem Brod und friſcher Butter und Honig. Für das Fräulein kredenzte ſie Milch.

Ohne ſich zu beſinnen, griff der geiſtliche Herr nach dem, was ihm am meiſten zuſagte: der ſaftigen Zunge, und that ſo wacker Beſcheid, als er früher der Weinkanne gethan.

Arnold maß ſchweigend das Gemach mit großen Schritten. Ihn wandelte die Luſt nicht an, zuzulangen, ſo wenig, als die bleiche Hedwig, in deren Herzen die Angſt noch wohnte.

Digitized by Google

Arnolds Herz ſchien einen Kampf zu beſtehen. Das beſſere Gefühl und der Haß gegen die Raubritter, deren Neſter er zertrümmert, die ſie aber wieder aufgebaut, rangen um die Herrſchaft. Sollte er hinübergehen und nach dem Verunglückten ſehen, oder ruhig die gewähren laſſen, die die Chriſtenpflicht übten? Ein Blick auf ſeinen, auf beiden Backen kauenden geiſtlichen Bruder endete dieſen Kampf und löſte ihn in ein ironiſches Lächeln auf, das ſeinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Wirklich konnte man kein vollendeteres Bild des mit Leib und Seele Eſſenden ſehen, als das, welches eben der dicke Domſcholaſter dem Beſchauer bot. Mit beiden Händen arbeitete er, die Stücke nach dem breiten Munde zu fördern, während ſeine Zähne mit einer ruhmwürdigen Gelenkigkeit das zermalmten, was ſich ihnen nahte. Das Auge war ſtier auf den Teller gerichtet, und auf der Stirne ſtanden helle, dicke Schweißtropfen. Der ganze Ausdruck des Geſichts aber gab das Behagen kund, welches er in hohem Grad empfand. Die Außenwelt trat immer mehr für ihn in den Hintergrund, während die Rinderzunge den ganzen Vordergrund einnahm. Trotz dieſer anſtrengenden Arbeit vergaß er nicht, die Kanne nach dem Munde zu führen, um dem Werke der Zähne die Bahn zu ebnen.

Arnold betrachtete mit der Ironie, welche einen ſprechenden Zug ſeines Antlitzes bildete, die auf Lebenserhaltung und Genuß gleichmäßig abzielende Thätigkeit ſeines Bruders, ohne daß dieſer zu ahnen ſchien, daß ihn Jemand beobachten könnte. Ganz anders ſah es im Herzen des Fräuleins aus. Eine Angſt, wie ſie niemals empfunden, preßte ihre Bruſt, die faſt keine Luft finden konnte und die, verbunden mit der größten Wehmuth, jeden Augenblick drohte, die Thränen aus ihren ſchönen Augen hervorbrechen zu laſſen. Reden hätte ſie nicht gekonnt, und wenn auch der ſtrenge Vater tauſend Fragen an ſie gerichtet hätte. Dieſer ahnte auch Nichts von ihrem Seelenzuſtande. Nur die freundliche Köchin des Prieſters ſchien

den Zuſammenhang zu begreifen. Sie eilte hinaus und kehrte zurück mit dem Worte, das ſie Hedwig zuflüſterte: „Der Junker Gisbald lebt!“

Mit dieſem Worte kehrte Leben in ihre Bruſt zurück. Sie drückte die Hand der mitleidigen Bötin der Freude und wagte es nun erſt, aufzublicken.

Alsbald trat nun auch der Prieſter herein und verkündigte die Botſchaft, daß Gisbald lebe.

„Gisbald?“ fragten der Domſcholaſter und Walpode zugleich. „Iſt das nicht der Soneder?“

„So iſt es!“ gegenredete der Prieſter. „Eben der, den Euer hochwürdiger Bruder erzog und der —“

„Richtig!“ fiel Arnold in die Rede, „nun erſt erkenne ich ihn wieder in meinen Gedanken. Der Knabe iſt mir aus den Augen gewachſen. Seit er ſein Erbe auf Soneck angetreten, hab' ich ihn nicht wieder geſehen. Alſo er lebt?! Nun, ich wußte, daß eher hundert ehrliche Bürger ſterben würden, als Einer von dieſen Tagedieben — ſintemal Unkraut nicht vergeht.“

„Du biſt ſehr hart, Arnold,“ ſprach der Domſcholaſter verweiſend. „Biſt Du denn gewiß, daß er in jene Zunft gehört, die —“

„Wozu die Vertheidigung, Herr Bruder?“ fiel zornig Arnold in des Domſcholaſters Rede. „Ich kenne das Volk, und Euer Kapitel ſollte es, ſcheint's mir, auch kennen, ſeit der Hohenfels es ſo wacker gehänſelt hat. Meint Ihr vielleicht, die geiſtlichen Lehren Bodo's hätten Wurzel gefaßt? So wenig als ein Baum Wurzel in der Luft ſchlägt. Art läßt nicht von Art, und wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern die Jungen! Holt einen Habicht aus ſeinem Neſt und zieht ihn in der Stube auf. Ich wette, er ſtößt, ſobald er zum erſten Male ſeine Schwingen frei bewegt, auf das Täublein, das Ihr mit ihm großzoget.“

„Erlaubt, geſtrenger Herr,“ hob nun beſcheiden der Dorfprieſter

an, „daß ich Euch bemerke, das Ihr doch jetzt wenigstens etwas milder urtheilen müßtet.“

„Richtig,“ fiel Arnold, der jetzt erregt war, ihm in die Rede — „er hat mir die Elle in die Hand gegeben, womit er gemessen sein will. War das nicht ein Beweis unsinniger Tollkühnheit, wie ein Verrückter den Leinpfad der Halfer mit einem wilden Rosse hinaufzujagen? Läßt sich daraus nicht schon genugsam abnehmen, zu was der Strolch fähig ist?“

„Gerade dieser Ritt zeigt von seinem guten Herzen,“ sagte der Priester.

„Den Beweis möchte ich hören!“ höhnte der Walpode.

„Er ist leichter zu führen, als Ihr glaubt; denn er machte den tollkühnen Ritt, der an Hilchen Lorch erinnert, bloß Euretwegen.“

Der Walpode lachte laut auf in herzzerschneidendem Hohne.

„Lachet nicht, gestrenger Herr,“ fuhr gereizt der Priester fort. „Euer hochwürdiger Herr Bruder Bodo in Lorch ist sehr krank. Er wußte, daß Ihr in Rüdesheim seiet, und verlangte baß nach Euch. Da ritt Gisbald diesen gefährlichen Weg, um Euch an das Krankenbett seines getreuen Pflegevaters zu rufen. Doch laßt Euch das vom Junker selbst erzählen.“

Dieser trat in diesem Augenblicke, gestützt auf den ehrlichen Forschner, in das Gemach. Sein Aussehen war bleich. Blaue Ringel umgaben noch das sonst so lebenvolle, jetzt so matte Auge. Er war kaum im Stand, aufrecht zu stehen. Der Priester schob ihm schnell einen Sessel hin, in welchen er sich niederließ. „Ich komme,“ hob er an, „um Euch, Herr Walpode, meinen Dank für die Rettung meines Lebens abzustatten.“ Diese Worte brachte er nur mit Mühe heraus. Aller Augen ruhten mitleidig auf ihm; aber auch nur dies Mitleid war im Stande, das Komische seines Aufzugs des allmächtigen Reizes auf die Lachmuskeln der Beschauer zu berauben; denn der kräftig gebaute Jüngling war in die Kleider des Priesters eingepfercht, der nicht nur um Vieles kleiner, sondern

auch an Umfang ſehr bedeutend dünner war als er. Ueberdies ſtand das wallende Haar gar ſeltſam zu dem dunklen Prieſterrocke.

„Ich erlaſſe Euch Euren Dank gern," entgegnete kalt und ſchneidend der Walpode. „Nehmt Euch nur die Lehre zu Herzen, die Ihr bekommen, und hütet Euch vor tollkühnen Streichen, die nicht immer ſo gut ausgehen wie dieſer."

Ueber das todtbleiche Geſicht des Junkers flog eine tiefe Röthe. Heiß wallte es von der Bruſt hinan. Er richtete ſich auf und ſah mit einem durchbohrenden Blicke den Mann an, den ſein Stand glühender haßte, als je ein Menſch gehaßt wurde; den er ſelbſt nie geliebt hatte, ſo oft er ihn auch in ſeiner Kindheit geſehen.

„Die Lehren des reiferen Alters," ſprach er, „nimmt die Jugend gern an, wenn ſie mit Liebe ertheilt werden. Sie gleichen dann dem lieblich mundenden Honig; miſcht aber Galle darunter, ſo erregt er Abſcheu und Ekel."

„Knabe!" donnerte der jähzornige Walpode.

„Es iſt nicht ehrenhaft," fuhr Gisbald fort, „gegen den Ohnmächtigen ſich alſo zu benehmen. Wäret Ihr von ritterlichem Stamme, Ihr fühltet das, ohne daß man es Euch ſagen müßte."

Der Walpode erbleichte in maßloſem Zorne. Seine Lippe bebte, ſein Auge rollte und ſchoß Blitze. Die Ader ſeiner Stirne war dick angelaufen, und die buſchigen Augenbraunen ſenkten ſich tief herab über das wilde Auge.

„Genug des unnützen Haders," rief jetzt der Domſcholaſter und erhob ſich mühſam hinter dem Tiſche. „Wozu und woher dieſer ungleiche Streit? Zähme Deinen Zornmuth, Arnold, der nimmer thut, was vor Gott recht iſt; und Du, Gisbald, Pflegeſohn meines guten Bruders, ſprich, wie ſteht es um ihn, der Dich ſandte?"

„Nicht ſandte, hochwürdiger Herr," antwortete Gisbald, „denn er weiß leider nichts mehr von ſich. Ich eilte, Euch zu holen, weil ich ſein Ende fürchtete."

„Gott lohn's, Gott lohn's, Du treuer Sohn," fiel ihm der Domſcholaſter in die Rede und wandte ſich dann ſchnell an den Schiffer: „Gehe hin, Anton Forſchner, und löſe Deinen Kahn, auf daß wir ſchnell hinabrudern gen Lorch. Nimm Dir noch Ruderknechte, ſo viel Du willſt, ich will Dir's getreulich lohnen. Du aber, Gisbald, rüſte Dich, daß Du uns begleiteſt."

„Mit nichten," ſprach dieſer. „Mein Roß iſt geborgen. Ich werde mich ſeiner bedienen und Euch nicht beſchwerlich fallen, am wenigſten Eurem Herrn Bruder, deſſen Groll wieder losbrechen müßte. Gott begleite Euch! Mich wird er auch heimführen, wenn meine Kleider getrocknet ſind."

Arnold ſchwieg, aber es war mehr die Scham, als irgend ein anderes Gefühl, das ihm den Mund ſchloß. Umſonſt verlor der alte Domſcholaſter viele Worte an den Jüngling. Dieſer beſtand auf ſeinem Entſchluſſe, trotz der bittenden Blicke, welche ihm verſtohlen die Tochter des harten Mannes zuwarf.

Hedwig litt bei dem Auftritte mehr als alle Anderen, obwohl der Unwille Alle erfüllte gegen den ſtolzen und unbeugſamen Walpoden. Sie fühlte ihr Herz getheilt. Hier der Vater, dort der Geliebte. — Doch das fordert, daß der Erzähler einige Jahre, ja faſt zwei Jahrzehnte zurückgeht, um die Zuſtände dieſer geſchilderten Augenblicke durch die Vergangenheit zu beleuchten.

Wie überall in jener Zeit, ſo war auch das Geſchlecht der Ritter von Walbeck, Marſchälle von Soneck, ſehr ausgedehnt und dadurch nach dem alten Canon: „Viele Brüder, ſchmale Güter," das Erbtheil ſehr geringe geworden. Sie zogen daher hinaus in die Ferne, um Kampf und — Brod aufzuſuchen. Hans von Soneck war als Jüngling von neunzehn Jahren nach dem heiligen Lande gezogen; war fünf Jahre ſpäter zurückgekommen und brachte ſich eine reiche Erbin aus der Schweiz als Gattin mit, auf die ſeine männliche Schönheit bezaubernd gewirkt. Im Burgſtadel zu Soneck war nicht Raum für drei Familien, ſelbſt wenn keine Nachkommen

dageweſen, an denen die Ritter keinen Mangel litten. Hans ſah daher kein anderes Mittel, als ſich links vom Burgthore von Soneck ein Burghaus, geſchützt durch einen ſtattlichen Frit, zu erbauen zu ſeiner Wohnung und ſeinem Bedarf überhaupt. Das Gebäude ſtieg ſchnell empor; denn des Ritters Geld arbeitete mit vielen Händen. Derweilen lebte Frau Urſula, ſeine Gattin, in Lorch im Burghauſe der Waldecke, wo Hans noch Ganerbſchaft hatte, doch nicht genug, um ſtändig dort wohnen zu können. Hier genas ſie eines blühenden Söhnleins, das den Namen Gisbald in der heiligen Taufe empfing. Die Freude der glücklichen Gatten kannte keine Grenze; allein in den Becher der Wonne floß ein bitterer Tropfen — Frau Urſula kränkelte, ſeit ſie Wöchnerin geweſen. Dieſer Zuſtand wuchs, und ſie ſah das Wohnhaus nicht mehr, das ſie als glückliche Mutter bewohnen ſollte; ſie ſtarb.

Der Ritter Hans empfand ſeinen Verluſt tief, und es wandelte ihn oft der Gedanke an, als ſei doch der Volksglaube nicht ohne allen Grund, daß, wenn der Käfig fertig geworden, der Vogel ſterbe.

Niemand widerlegte öfter und mit triftigeren Gründen dieſe Anſicht, die jedoch auf einer dunklen Ahnung beruhte, als der Erzprieſter Bodo, des Ritters treuer Freund. Und als das Haus auf Soneck endlich zum Bewohnen fertig geworden war und Hans von Soneck, der ſich nun vom Burgthore zubenamſete, eine kräftige Geſundheit genoß, da lachte Bodo herzlich über des Ritters Wahn; allein er lachte zu frühe; denn Ritter Hans ſtürzte mit dem Pferd und brach den Hals.

Da war denn der kleine Gisbald eine hülfloſe Waiſe und um ſo beklagenswerther, als die Verwandten der Mutter im fernen Alpenlande wohnten und die Sippe des Vaters eben nicht geeignet war, für das Kind zu ſorgen, da ſie ſich wüſtem Räuberleben und Wegelagerung hingegeben hatten.

Bodo wurde ſein Vormund. Bei einer armen, aber redlichen Familie in Rüdesheim, bei dem Schiffer Forſchner, brachte er ihn

unter, bis er einige Jahre alt war und er ihn dann zu ſich nahm, um ihm Vater zu ſein. Und er war es dem verwaiſeten Knaben in der edelſten Weiſe und ſorgte für ſeine Bildung und Erziehung mit einer aufopfernden Hingebung.

In dieſer Zeit war es, wo ſein Bruder, der Walpode Arnold, oft in Lorch weilte im Auftrage ſeines Herrn, des Kurfürſten und Erzbiſchofs von Mainz, und zum Genuſſe der erquickenden Landluft ſeine Gattin mit ſeinem Töchterlein, der kleinen, lieblichen Hedwig, lange Zeit in Lorch bei dem Bruder ließ. So kam es denn, daß ſich die Kinder eng an einander anſchloſſen und ſich ganz unentbehrlich wurden. Spätere Jahre ſchieden ſie wohl äußerlich, aber was im Innern lebte, das konnten keine Verhältniſſe erkalten machen und keine Zeit altern laſſen; vielmehr wuchs die Liebe mit der Zeit, und wenn auch oft Jahre vergingen, ohne daß ſie ſich ſahen, ihre Liebe blieb mächtig und innig. Darum ergriff Hedwig das Ereigniß bei dem Bingerloche doppelt; allein eben der Umſtand, daß Gisbald längſt ſein Erbe auf Soneck angetreten, hatte ihn den Anderen ganz unkenntlich werden laſſen, weil er nun dort wohnte und ſie ihn ſeltener zu ſehen bekamen. Uebrigens war er auch längere Zeit in der Schweiz geweſen bei den Anverwandten ſeiner Mutter.

Der Auftritt im Pfarrhauſe zu Aßmannshauſen aber ſchnitt ihr blutige Wunden in die Seele; denn ſie ſah, wie ein unbeſiegbarer Feind für ihre Liebe, gleich einem rieſigen Geſpenſt, aufſtieg; ſah ihres Vaters alten Groll und Gisbalds Haß gegen den, der ſeine Burg gebrochen, — und bebte im Innerſten ihres Weſens.

Ihre flehenden Blicke hatten indeſſen ſo viel über den Jüngling vermocht, daß er ſchwieg und nicht weiter dem Grolle Nahrung gab. Umſonſt aber flehte ihr angſtvoller Blick, daß er mit ihr den bergenden Kahn beſteige. Alles Selbſtgefühl des Jünglings ſträubte ſich dagegen. So fuhren ſie denn ab, und Gisbald beſtieg ſein Roß, um gen Lorch zu reiten, nachdem er ſich vollends erholt hatte.

Erſt auf dieſem Ritte, wo er ſo ganz ſich ſeinen Gedanken und Empfindungen überließ, traten die Begebniſſe der letzten Stunden lebendig vor ſeine Seele. Erſt jetzt fühlte er tiefer des Walpodens Härte und Schonungsloſigkeit, aber auch des Domſcholaſters Güte, und — Hedwigs Liebe ſtrahlte wie eine erwärmende Sonne in dies abſtoßende Bild. Er ſah im Geiſte voraus, daß es im Hauſe Bodo's oft die allerunangenehmſten Berührungen zwiſchen ihm und Arnold geben müſſe — und — er wankte einen Augenblick in ſeinem Entſchluſſe, nach Lorch zurückzukehren; aber durfte er das? Konnte er, ohne den ſchnödeſten Undank zu beweiſen, den treuen Pflegevater verlaſſen in der Krankheit und ihn liebloſen Miethlingen oder leichtſinnigen Dienern überantworten? — Und — Hedwig war in Lorch! Ein Jahr war hinabgeſunken in den Schooß der Zeit und er hatte ſie nicht geſehen. Durfte er nicht hoffen, daß die Gunſt der Umſtände ihn und ſie näher zuſammenführe? Blühte nicht ſo eben dem Frieden, den die Pflichterfüllung verhieß, auch das ſelige Glück der Liebe? — Sein Entſchluß war gefaßt. Er ſetzte den Stachel in des Pferdes Weichen, und das edle Thier flog im Strahle der ſinkenden Herbſtſonne, die wundervoll des Rheines gekräuſelte Wellen vergoldete, dem Städtchen zu.

3.

Die Krankheit des ehrwürdigen Erzprieſters Bodo hatte, eben als Gisbald wegritt, den höchſten Punkt erreicht, und die noch ungeſchwächte Kraft des Greiſes brach ihre Macht. Er lag in einem ſanften Schlaf, als die Brüder ankamen. Sie eilten an ſein Lager; allein ſie verließen es beruhigter, als ſie ſich ihm genaht, denn das war der Schlaf der Geneſung. Der Domſcholaſter, ſo ſehr er auch ſeinen Bruder liebte, fand es denn doch unbehaglich in ſeinem

Digitized by Google

Hauſe und zwar erſtens, weil er Anſteckung fürchtete und vor dem Gedanken erbebte, er könne ſterben; zweitens, weil, im beſten Falle, das Leben in des Bruders Siechhauſe keine weiteren geſelligen Reize bot, die ſonſt in Lorch eben recht zu Hauſe waren; und drittens, weil der Kranke Ruhe bedurfte und der edle Domſcholaſter Anſtand genommen haben würde, in der Nähe des Kranken viel zu trinken. Er nahm daher gerne das Anerbieten des Vicedoms an, bei ihm zu wohnen. Arnold dagegen blieb in des Bruders ſtillem Hauſe, weil Hedwig erklärte, ſie werde in keinem Falle den leidenden Ohm fremder Pflege überlaſſen, und er überdies den alten Vicedom Hohenfels glühend haßte. Am wirkſamſten war jedoch für ſein Bleiben die Ankunft Gisbalds, denn der alte Walpode kannte das Menſchenherz, obwohl er nicht ahnte, daß bereits die Beiden ſich längſt gefunden.

Bei aller Vorſicht war es dennoch unthunlich, ſo ſcharfe Aufſicht zu führen, daß nicht die Liebenden irgend es ermöglicht hätten, ſich zu ſehen, ſich zu ſprechen und den Bund inniger zu knüpfen, den einſt eine harmloſe Kindheit keimen und gedeihen ſah.

Konnte es anders ſein, als daß es bei der Pflege des Oheims Stunden gab, wo ſie ſich ungeſtört ſahen? Da floſſen dann die Herzen über; da ſank dann das liebende Mädchen, überwältigt von der Macht ihrer Gefühle, an des Jünglings Bruſt und hörte mit ſeliger Freude die Schwüre ſeiner Liebe und Treue.

Arnold war oft abweſend in ſeinen Geſchäften. Der Domſcholaſter kam wohl oft zu dem Bruder, der ſich bei der Pflege ſeiner Lieblinge zuſehends erholte. Auch er lobte dann die Treue Beider und ſchien ſelbſt Freude daran zu haben, wenn Gisbalds glühender Blick die ſchwebende Jungfrau auf Schritt und Tritt begleitete. Die Leſe war derweile in vollem Gang und der Herbſtſegen floß in reichen Strömen den Winzern zu.

Luſt und Kurzweil herrſchten in den Rebenbergen, wo der edelſte Wein das Herz abwechſelnd mit der duftenden Traube erfreute.

Alle Ritter der Nachbarſchaft ſtrömten mit ihren Frauen und Töchtern in Lorch zuſammen, und nicht ſelten erfreute der Tanz an den Abenden die luſtige Sippſchaft. Nur Gisbald fehlte. Man lachte und ſpottete ſeiner allzu ſtrengen Sorgfalt, und meinte, des verhaßten Walpoden Töchterlein habe mehr Antheil an ſeiner Zurückgezogenheit, als Bodo's Gebreſte. Doch hatten die Ritter gerade an Arnold den Stein des Anſtoßes gefunden. Sie haßten ihn aus ihrer Herzen Grund, und wo er ſich zeigte, da zeigte ſich auch dieſer Haß ſo klar, ſo beſtimmt und ſo argdrohend, daß es zuletzt dem Walpoden, obwohl er keine Furcht kannte, denn doch unheimlich wurde und er dem Wunſche Raum gab, recht bald aus der Nähe der feindſeligen Menſchen ſich zu entfernen, die zu jedem Frevel gegen den Mann fähig waren, den ſie mit Grund ihren erbittertſten Gegner nennen mochten. Dieſem Wunſche begegnete ein einlaufendes Schreiben ſeines Herrn, des Erzbiſchofs, das ihn innerhalb acht Tage nach Mainz zurückrief, weil wichtige Obliegenheiten ſeines Amtes ſeine Anweſenheit erheiſchten.

Er beſuchte auch das Banket nicht, das der Vicedom gab, wo aber Gisbald erſchien und fröhlich im Tanze ſich ergötzte, obwohl die fehlte, an die ſeine Liebe ihn band.

So ungehemmt er ſich auch der langentbehrten geſelligen Luſt hingab, zu der die Stadtpfeifer von Bingen ſo lockend einluden, ſo bemerkte er doch unter den Jüngern des Ritterſtandes ein ſeltſam heimlich Treiben.

Beſonders war es des Vicedoms Sohn, Philipp, der Jüngere von Hohenfels, der auf Reichenſtein hauſte, Hans und Kurt von Waldeck, von Soneck, ſeine luſtigen und wilden Vettern, Rudolph von Heppenhoeft und andere der Jüngeren aus der Gegend des Wisperthals und jenſeit des Rheines. Es ſchien, als hätten ſie irgend eine Abſicht, die ſie vor ihm geheim zu halten ſuchten.

Ein Argwohn ſtieg in ſeiner Seele auf, als könne es dem verhaßten Walpoden gelten. Er wußte keinen Grund für dieſen Arg=

wohn, als eben den allerſeits tiefgewurzelten Haß gegen einen Mann, der einſt die Seele derer geweſen war, welche die Burgen gebrochen, und der in trotzigem Uebermuthe den Rittern ſeinen glühenden Haß zu jeder Zeit fühlbar zu machen ſuchte.

Müde vom Tanze, ſtand er im Grunde des Erkers, der den Saal zierte, wo die luſtige Welt ſich freute. Der Glanz der Lichter hatte bereits nachzulaſſen begonnen, und gerade in der Tiefe des Erkers war ein dunkler Schatten, der ſeine Geſtalt barg. Er dachte an Hedwig, die nun daheim am Siechbette des Oheims ſaß, wo ſie heute des Vaters Eigenwille mehr als die Noth des Leidenden feſſelte. Sein Herz ſehnte ſich nach ihr. O wie hätte er es wünſchen mögen, mit ihr des Feſtes Freuden zu theilen! Aber der Seufzer ſeiner Bruſt machte die Umſtände nicht anders.

In den Nebengemächern klangen die Pokale, und die ſchweren Zungen gaben Zeugniß von der Fülle des genoſſenen Weines, den heute der alte, ſtolze Vicedom in Strömen fließen ließ.

Während Gisbald in ſeinem dunklen Erker ſtand und der Reigen die Paare wieder an ihm vorbeirauſchen ließ, traten zwei Ritter gerade vor ihn hin. Es war der wilde Hans von Waldeck, von Soneck, ſein Vetter, und der noch wildere, zu jedem Streich aufgelegte Rudolph von Heppenhoeſt. Sie wandten ihm den Rücken zu und flüſterten Anfangs leiſe; ihr Geſpräch wurde aber nachgerade durch das Schallen der Pfeifen lauter, alſo daß er, ohne es zu wollen, jedes ihrer Worte deutlich vernahm.

„Es muß gelingen," ſprach, vom Wein erhitzt, Hans Soneck; „wie könnte uns der Prahlhans entgehen? Will er zu Schiffe hinauf: ſo iſt er unſer; will er zu Land hinauf: ſo wird er den Weg durch den Kammerforſt nehmen, und er muß in unſeren Hinterhalt fallen, den ich von der Burg Waldeck aus ſchon ſo ſchlau legen will, daß ſeine Stadtnaſe nichts wittern ſoll, bis der Fuchs in der Falle und das Prellen unſer iſt."

„Den Hinterhalt vertrau' mir an, Hans," bat jetzt der Heppen-

zermalmenden Blicke, den ihm gegenüber ſelten Einer ertrug; aber der Jüngling, wenn er auch von dieſem unerwarteten Vorwurfe ſich betroffen fühlte, richtete ſich nur noch ſtolzer auf. Seine Wangen färbten ſich höher, ſein Auge ſtrahlte mächtiger und die Hand ballte ſich krampfhaft, als habe ſie den Schwertgriff und ſolle die Klinge ziehen und rüſtig ſie ſchwingen.

Der gereizte Walpode fuhr fort: „Meint Ihr, mir ſei es unbekannt, daß Ihr Euch des Kindes Zuneigung erſchleichet und Euch nicht blödet, mit ihm zu minnen? Das iſt die Ritterehre, die Ihr und Eures Gleichen ſo gern im Munde führt, die Ihr ohnehin auch am Raube ſo wacker bethätigt."

Gisbald hatte mit Ruhe ihm zugehört; aber jetzt brach der wildeſte Grimm los. Er ſtampfte auf den Boden, daß die runden Scheiben der Fenſter raſſelten, wie wenn der Weſtwind brüllt.

„Die Peſt über Euch!" rief er aus. „Wäre nicht Euer Haupt hier im gaſtlichen Hauſe mir geheiligt, ich würde — doch nein," fuhr er, ſich wunderbar mäßigend, fort, „Ihr redet im Jähzorne und ohne Beſonnenheit, und ſollt mich nicht zu gleicher unlöblicher Weiſe nöthigen. Hört mein Wort und macht und denkt dann, was Ihr wollt; mir kann's und ſoll's ganz gleich gelten. Ich war mit Eurer Hedwig Kind. Eure ſelige Hausfrau, Gott gebe der Edlen Frieden! — hielt ſich oft lange hier auf, wie Ihr wiſſet. Da ſenkte ſich der Keim einer gegenſeitigen Liebe ſchon tief in unſere Herzen. Hedwig liebt mich und ich ſie. Das iſt kein Geheimniß; am wenigſten vor Euch; denn unſere Liebe hat ſich nicht nöthig zu verbergen, weil ſie lauter und rein iſt; allein es iſt verruchte Lüge, daß ich ſie bethört. Habt Ihr es gehört, Herr Walpode? — Sie zu lieben, könnt Ihr mir nicht wehren, und Niemand kann es; aber ich würde auf der Stelle das Haus verlaſſen, hätte ich nicht etwas Anderes, was mich zu Euch führt. Wißt, daß Euer Verderben beſchloſſen iſt. Ihr ſeid des Ritterſtandes ärgſter Feind. Wenn Ihr als Stifter des unſeligen Spießbürgerbundes ihnen

verhaßt ſeid, ſo iſt das ebenſo natürlich, als daß Euer ſtolzer Uebermuth vollends Alle mit Haß gegen Euch erfüllt. Sie ſind verbündet, Euch zu fangen, und — ſchrecklich! — ergreifen ſie Euch, ſo iſt Hungertod Euer Loos. Reiſet Ihr auf dem Rheine, ſo ergreifen ſie Euch; kehrt Ihr über das Gebirge heim, ſo fallet Ihr in Hinterhalt. Ich habe es Euch geſagt; thut, was Ihr wollt!"

Er drehte dem Walpoden den Rücken und ging.

Arnold blieb in einer ſehr gemiſchten Stimmung zurück. Sein Jähzorn war verraucht. Er empfand über die Art und Weiſe, wie er den Jüngling gewiſſermaßen angefallen, eine beſchämende Reue; denn der Jüngling ſtand, ihm, dem gereiften Mann, überlegen, ruhig und würdevoll da. Ueberdies war die Mittheilung über des Adels Geſinnung gegen ihn, der den Jüngling wahrhaft mißhandelt hatte, ſo edel, für ihn aber zugleich ſo beugend, daß er faſt rathlos im Gemach umherrannte und im Widerſtreite zahlreicher Entſchlüſſe es gar nicht wahrnahm, daß die Stiege herauf ein koloſſaler Fußtritt ſich vernehmen ließ. Die Thüre wurde bald darauf mehr aufgeriſſen, als aufgemacht, und herein trat, keuchend und heftig puſtend und den rinnenden Schweiß wegwiſchend, der dicke Domſcholaſter.

Er warf ſich, faſt außer Athem, in den weichen Lehnſtuhl. Nach einigen Minuten rief er, immer noch nicht recht bei Luft: „Weißt Du es ſchon, Arnold? Weißt Du, daß die Ritter auf Dich fahnden und Dich verderben wollen, Dich, Dein Kind und mich? — Bei Dir haben ſie Grund; aber was habe ich, der Mann des Friedens, ihnen gethan? Ich weiß nicht Rath. Seit geſtern Abend, wo ich es erfuhr, ſchmeckt mir kein Tropfen Markebronner mehr. Ich habe Johannesberger verſucht, aber auch der mundet nicht, und der köſtliche Auerhahn, den der Vicedom aus dem Forſt auf dem Windmantel erhielt, war wie Stroh unter meinen Zähnen. Ich brachte ihn nicht klein, und er ſchmeckte mir wie ein altes Huhn. Auch regt ſich aus Schrecken mein Zipperlein wieder. Ich verlaſſener, unſeliger Mann! Was ſoll aus mir werden? Ausbraten wollen ſie

mich, wie der Heppenhoeft geſagt hat, und mit meinem Schmalze ihre Lederriemen anſchmieren! Haſt Du je ſo etwas erhört! Meint man nicht, es ſeien Sarazenen?"

Trotzdem, daß es Arnold unheimlich war, konnte er denn doch das Lachen nicht bergen. Es brach in unverhaltenem Strome hervor.

Zornglühend fuhr der geiſtliche Herr auf. „Wie, Du lachſt? Unſinniger, der Du mich mit in Dein Verhängniß herabziehſt? Iſt das die Achtung, die Du mir ſchuldeſt, kecker Laie? Iſt das die Art und Weiſe, ſich zu gehaben, wo der Strick an Deinem Halſe ſchon kitzelt? Und Du ſtößeſt noch den Einzigen von Dir, der uns retten kann, den guten Gisbald? — Forſchner, der Schiffer, meint, zu Waſſer ſei es nicht thunlich, hinaufzufahren. Und im Kammerforſte würden Sie uns ſchon einen wehrhaften Hinterhalt legen. Einer nur könne uns retten, der ſei Gisbald, der alle Schluchten im Forſte kenne wie ein Fuchs, weil er ſeit langen Jahren darin gebürſcht habe und völlig kundig ſei. Und der begegnet mir unten im Haus und glüht vor Zorn über die Weiſe, wie Du ihn behandelt!" —

Arnold war wieder zur Beſinnung zurückgekehrt. Der Lachreiz, den er bei dem Anblick und der Anhörung ſeines geiſtlichen Bruders empfand, war ſo unwiderſtehlich, daß er ihm um kein Gut der Erde hätte gebieten können, ſo ſehr auch in ihm die verſchiedenſten Empfindungen wogten, die alle gleich weit von der Fröhlichkeit waren, deren Ausgeburt das Lachen zu ſein pflegt.

„Verzeiht," ſprach er, die letzten Zuckungen in ſeinen Mundwinkeln beherrſchend, „verzeiht, Herr Bruder, daß der Anblick Eurer Angſt, das Loos des heiligen Laurentius zu theilen, mich zum Lachen hinriß. Ich erkenne recht wohl an, daß Ihr Grund zur Sorge habt, ſo gut als ich; allein mit dem Braten hat es einſtweilen noch keine Gefahr."

„Wie?" ſchrie der Prieſter heftig. „Weißt Du denn nicht,

daß der Heppenhoeft ſo geſchworen hat, ſeine Stiefel mit meinem Schmalze zu tränken? Kennſt Du den Menſchen noch nicht, ſo wiſſe, daß er und die Sonecker und Reichenſteiner geſtern, ſo zu ſagen unter unſeren Augen, ein Schiff drunten, nahe am Galgen, unterhalb Bacharach, wo der Rheingau mit dem Pfälzer grenzt, überfallen, es ausgeplündert und alsdann verſenkt haben? Was aus den Schiffern wurde, weiß man ſo recht nicht. Wahrſcheinlich haben ſie ſie verſenkt mit dem Schiffe."

Bei dieſer Nachricht erſtarrte der Walpode. Alles Blut ſchien ſich in ſeine erſte Werkſtätte, in das Herz, zurückgezogen und ein Starrkrampf ihn ergriffen zu haben. Er regte ſich nicht. Nur das Auge rollte wie ein Feuerrad in ſeiner Höhle und ſchleuderte Blitze.

„Wie ſteht's nun?" fragte der Domſcholaſter. „Als es meine Perſon galt, lachteſt Du; jetzt, wo es ſich um die Güter Deiner Krämergilde handelt, erſtarrſt Du? Erkennſt Du bald, wie bei dieſer Keckheit der Wegelagerer unſere Sache ſteht? Ich trage keine Luſt, mich braten zu laſſen, ſelbſt nicht auf die Gefahr hin, ein Märtyrer zu werden. Für ſolche Ehre habe ich gar keine vorherrſchende Neigung. Ich werde mich dem Gisbald anvertrauen. Siehe Du zu, wie Du wegkommſt!"

4.

Während oben im Hauſe dieſe Scenen ſich ereigneten, badete ſich ein Stockwerk tiefer das ſchönſte Auge in hellen, heißen Thränen. Hedwig hatte die Unterredung mit angehört, die Gisbald mit dem guten Domſcholaſter geführt. Sie kannte alſo theilweiſe die Auftritte, doch von dem, was ihre Liebe betraf, wußte ſie nichts. Ach, wie tief beugte ſie der Gedanke, daß die Menſchen, die ihr die

Digitized by Google

theuerſten auf Erden waren, im wildeſten Haſſe erglühten! Daß ſie keine Mittel kannte, ſie zu verſöhnen; daß ſie, wider Willen, dem eigenen Vater Unrecht geben mußte! Der tiefſte Schmerz erfüllte ſie. Da ſank ſie nieder auf ihre Knice und betete. Alle ihre Gefühle floſſen in dem der tiefſten Andacht zuſammen. Von Ihm, an den ſie ſich wandte, konnte ſie ja nur Hülfe erwarten. Er konnte ja allein die feindſeligen Herzen einigen, ſie aus der Gefahr retten und Hülfe ſenden. So rang ſie lange im heißeſten Gebet. Und je inniger und gläubiger es wurde, deſto mehr Ruhe kehrte zurück, deſto lebendiger wurde ihr Vertrauen, deſto klarer wurde ſie ſich deſſen bewußt, was ſie zu thun habe in dieſen wichtigen Augenblicken.

Sie erhob ſich und eilte, Gisbald zu ſuchen. Sie fand ihn bei dem leidenden Oheime.

Dieſem hatte Gisbald ſein Herz eröffnet, ſeine Liebe bekannt, ſein Zwiegeſpräch mit Arnold mitgetheilt und die Gefahr nicht verſchwiegen, die dieſem drohte.

Jetzt trat Hedwig ein, deren rinnende Thränen Zeugniß gaben von ihrer Kenntniß des Standes der Sache.

Bodo nahm ihre Haud. „Weine nicht, meine Tochter," ſprach er. „Deine Liebe zu meinem Gisbald iſt Gott und Menſchen wohlgefällig, nur nicht Deinem ſtörrigen Vater. Bleib' ihm treu, wie er Dir, und vertrauet Beide Gott, der wird Alles wohlmachen. Meinen Segen habt Ihr."

Die Liebenden umarmten ſich vor dem edlen Greis, und es ſtrömte Hoffnung und Friede in ihre Bruſt.

„Du aber, Gisbald, erkenne es als eine heilige Pflicht, die Du gegen mich zu erfüllen haſt," fuhr er fort, „daß Du alle Drei morgen auf den Pfaden, die Dir wohlbekannt ſind, gen Rüdesheim geleiteſt, von wo es leichter iſt, mit wehrhaftem Geleite der Dienſtmannen des hohen Erzſtifts gen Mainz ſonder Gefährde zu kommen."

Willig legte Gisbald ſeine Rechte in des edlen Prieſters welke Hand.

„Und Du haſteſt mir dafür, daß ſie glücklich nach Rüdesheim gelangen?“ fragte er.

„Mit meinem Leben, ſo wahr mir Gott helfe im Sterbeſtündlein!“ ſprach feierlich Gisbald.

Da trat der dicke Prälat ein, der Gisbald ebenfalls ſuchte.

„Der da droben,“ rief er ſeinem Bruder Bodo zu, „hat wieder ſeinen böſen Tag heute. Klag' ich, ſo lacht er; erzähl' ich ihm aber von der Raubritter Frevel, dann wüthet er oder wird ſtarr wie eine Bildſäule. Nein, Bodo, ich bin nicht nach Lorch gekommen, um meine Haut zu Markte zu tragen und mich braten zu laſſen, wie den heiligen Laurentius die Heiden brieten. Ich will's gern in aller Demuth bekennen, daß ich noch lange kein Heiliger bin; auch ſehe ich dabei eben ſo wenig Vortheil für unſere heilige Kirche, als für mich.“

Selbſt über Bodo's edle, ernſte Züge zuckte ein Lächeln, das der Ironie ſo ähnlich ſah wie ein Regentropfen dem anderen. Dies mochte jedoch dem Prälaten unbemerkt geblieben ſein; er fuhr fort:

„Ich rechne auf Dich, mein Sohn. Der ehrliche Forſchner, der Dich wohl kennt, hat mir vertraut, wie Du alle Schluchten des Waldgebirges kenneteſt, abſonderlich im Kammerforſte. Du führſt mich und Hedwig nach Rüdesheim. Von Arnold habe ich mich losgeſagt. Er mag ſehen, wie er durchkommt.“

„Verzeiht, hochwürdiger Oheim,“ rief jetzt Hedwig aus, „ohne meinen Vater geh' ich nicht.“

„Auch gut,“ verſetzte der Würdenträger, „ſo ſalvire ich mich allein. Gisbald, auf morgen! Bodo's Maulthiere ſind für uns.“

Gisbald gerieth in Verlegenheit. Bodo jedoch entriß ihn derſelben, indem er aufmerkſam machte auf das Thörichte, ſich zu vereinzelnen. „Ihr müßt zuſammenreiſen. Ich will mit Arnold ſchon reden.“

Gisbald ſtimmte dem bei. „Es möchte leicht ſein,“ ſagte er, „daß einer dieſer beiden Züge in die Hände der lauernden Feinde

fiele. Der erſte könnte gelingen, allein der zweite könnte durch die Spuren ſchon den Weg verrathen. Uebrigens, Herr Domſcholaſter, dürfte es nicht überall möglich ſein, zu reiten. An vielen Stellen kann nur zu Fuße der Weg gemacht werden. Mögt Ihr Euch einſtweilen mit Muth waffnen!"

Der dicke Herr ſank in einen Stuhl und ächzte, indem er die Hände über dem fetten Bauche faltete. „Ich Armer!" rief er faſt weinend aus. „Seit ich das Zipperlein habe, iſt mir das Gehen die ſchwerſte Arbeit, zumal bei meiner Wohlbeleibtheit!"

„Nur Muth!" fuhr Gisbald fort. „Es wird ſchon gehen. Denkt an den Roſt des heiligen Laurentius, und jedes Opfer wird Euch leicht."

„Du haſt Recht, mein Sohn; aber bedenke, was das Gehen für mich heißt! Bedenke, daß ich wohl nicht einmal hinlängliche Herzſtärkung werde mitnehmen können!" verſetzte der Hartbedrohte.

„Das wird ſich ſchon finden," meinte Bodo; „Du haſt ja Deinen ehrlichen Anton Forſchner, den Du als Sackeſel beladen magſt."

„Vortrefflich!" rief der Prälat. „Laß nun Deine Vorſchläge hören, mein kluger Gisbald."

„Sie ſind einfach," erwiederte dieſer, „und gründen ſich zunächſt auf die Morgennebel."

„Gott möge mir helfen!" ſchrie bei dieſem Worte der Domſcholaſter. „Ich habe nichts mehr zu fürchten als feuchte Nebel und Kühle, — weißt Du keinen beſſeren Rath?"

„Keinen, Hochwürdigſter!" ſprach Gisbald. „Warten wir den Aufgang der Sonne ab, ſo ſtehe ich für nichts. Wir müſſen um dieſe Zeit ſchon die Höhe des Gebirgs erklommen haben."

Tiefe Seufzer rangen ſich aus der Bruſt des Domſcholaſters hervor; allein er ſchwieg, als er den feſten Ton ſeines klugen Führers vernahm, und berechnete, daß allerdings der Nebel ein unſichtbarmachender Mantel für ſie Alle ſei.

Gisbald fuhr fort: „Alsdann muß das Gerücht ohne alles

Aufſehen ausgeſprengt werden, Ihr reiſetet erſt einige Tage ſpäter ab; und ich muß Euch durch Gründe und Gebirgsſchluchten führen, die freilich keineswegs zu den bequemen Wegen werden zu zählen ſein, an die Ihr in Mainz und im Rheingau gewöhnt ſein möget. Bedenkt indeſſen, daß es ein großes Löſegeld, harte Mißhandlung, vielleicht ſelbſt den Tod von Euch fernhält!"

Das letzte Argument war zu ſchlagend, um ſeine Wirkung zu verfehlen. Er willigte in Alles ein. Jetzt kam auch Arnold. Gisbald verließ ſogleich das Gemach. Arnold ſah ihm mit einer Regung von Mißvergnügen nach.

„Das iſt Deine Schuld," rief der Prälat ihm zu. „Stelle Deinen Uebermuth, Deine Härte ein. Es thut Noth; denn Gisbald allein rettet uns." Sie theilten ihm nun den Plan mit, den er gut fand.

So wurde denn Alles zur Reiſe bereitet. Bodo war bereits ſo weit in der Geneſung fortgeſchritten, daß es keine Gefahr mit ihm hatte. Es ſtand nichts mehr im Wege.

Gisbalden wurde es leicht, das Gerücht auszuſprengen, der Walpode reiſe erſt einige Tage ſpäter von Lorch ab, und werde die Reiſe auf dem Rheine machen. Anton Forſchner ſtellte ſeinen Kahn her, deckte ein Zelttuch darüber, um Schutz vor der ungünſtigen Herbſtwitterung zu gewähren, und dingte einen Halfer, daß er ſein Roß vorſpanne. Die verſchworenen Ritter vernahmen die Kunde fröhlichen Herzens; denn er lief ihnen ſo recht eigentlich in die Falle. Auf Soneck beſonders wurde nun Alles vorbereitet. In der kleinen Bucht, welche die Mündung des Bächleins bildete, lag ſtets unter überhängenden Weiden ein Kahn, der mit Segel und Takelwerk, Hand- und Steuerrudern gehörig verſehen war, um mit Blitzeseile die Fluth zu theilen und den Raub zu erhaſchen, der ſich ihnen darbot. Mit Knechten wurde der Kahn, der wenigſtens ihrer fünfzehn bis zwanzig ganz bequem faſſen konnte, bemannt, und die Ritter ſtanden als Kämpfer bereit, Jeden, der es wagte,

ſich zu widerſetzen, niederzuſchlagen. Dieſer Kahn wurde in der Stille hergerichtet zum Angriff.

Auf der Burg ſelbſt waren Diejenigen vereint, welche zum Bubenſtücke die rächeriſche Hand boten, als ein Kahn von Lorch die breite Fläche des Stromes durchſchnitt. Es war Heppenhoeft, der bald darauf in das Gemach zu den Soneckern und Hohenfels trat.

„Was bringſt Du Neues?“ fragten Alle, wie mit Einem Munde.

„Nichts weiter,“ antwortete heiteren Antlitzes der Gefragte, „als daß der Walpode und ſein fetter Bruder mit dem lieblichen Töchterlein übermorgen abreiſen, und zwar zu Waſſer. Es iſt nun ganz gewiß; denn der alte Bodo iſt faſt wieder völlig geneſen!“

„Woher weißt Du das?“ fragte der Ritter Hans von Soneck.

„Aus dem Munde des Schiffers, der ihn fährt,“ entgegnete der Ritter. „Meinem Knechte hat er's arglos erzählt. Der Walpode ahnet nichts.“

„Auch nicht mein Vater?“ fragte der wilde Hohenfels.

„Auch nichts; ich ſprach ihn ſoeben noch,“ verſetzte Heppenhoeft. „Er läßt Euch zu einer Jagd einladen, die er im Kammerforſte halten will. Nun, denke ich, iſt dort der Hinterhalt überflüſſig; und Ihr laßt mich Theil nehmen an Eurer Jagd, deren Wild mir beſſer gefällt.“

„Trauet dem Fuchs nicht!“ bemerkte Kurt Waldeck von Soneck; „wer leiſtet uns Bürgſchaft, daß der Pfaffenknecht Gisbald, deſſen Schlauheit Ihr Alle kennet, nichts von der Sache weiß? Der hat Ohren, wo man ſie gar nicht erwartet. Und um ſich eine fette Suppe zu verdienen, verräth er uns und führt den Walpoden ſichere Wege, die er wohl kennt.“

„Wohlan!“ ſprach Heppenhoeft, „ich will den Hinterhalt im Kammerforſt übernehmen, vorausgeſetzt, daß ich am Löſegelde meinen Antheil erhalte.“

Man ging auf dieſe Bedingung ein, und das Nöthige wurde

Digitized by Google

nun beſprochen. Heppenhoeft ſollte ſich an einer der höchſten Stellen des Gebirgs auf dem Wege lagern, der nach Rüdesheim über das Gebirge leitet, während die Anderen bei Reichenſtein Wache hielten, daß ihnen der Verhaßte nicht entweiche.

5.

Die Jahreszeit war in den letzten Tagen übler geworden; ſie hatte den nebeligen, naßkalten Charakter angenommen, welcher in der Regel als Mittelglied und Uebergang zwiſchen dem ſchönen Herbſt und dem eiſigen Winter ſteht, beiden die Hand bietend und doch keinem angehörend. Jeden Morgen lagerte ſich ein undurchdringlicher, Alles verhüllender Nebel über Berg und Thal. Er herrſchte bis gegen 10 Uhr, auch oft bis gegen Mittag, wo die Strahlen der Sonne ihn zu weichen zwangen. Oft aber wogte er, bald höher ſich an den Bergwänden emporziehend, bald wieder in die Tiefe der Thäler ſinkend, bis zum Abend und fiel dann, zur Nachtzeit ſich aufziehend, am folgenden Tag als dichter Regen nieder.

Es war ungefähr gegen zwei Uhr des Morgens an einem dieſer durch Nebel ihrer Helle beraubten, höchſt unfreundlichen Tage, als mehrere in Mäntel gehüllte Geſtalten nach und nach einzeln aus der Thüre der erzprieſterlichen Wohnung zu Lorch, welche neben der Kirche und den Gebäuden der Schuljunkerſchaft lag, heraustraten und ſo leiſe als möglich neben der Kirche weg der Wisper zueilten. Es wahren ihrer Viere, von verſchiedener Größe und Umfang.

Jenſeit des Thores gegen das Wisperthal zu und in einer angemeſſenen Entfernung von demſelben hielten vier Männer, alle mit Morgenſternen wohl bewaffnet. Einer derſelben führte zwei

Maulthiere, die zum Reiten geſchirrt waren, ein Anderer ein drittes, welches Gepäck und einen Flaſchenkeller trug, deſſen Beſitzer entweder auf vielen Durſt, oder auf eine weite Reiſe gerechnet zu haben ſchien.

Als die vierte der vermummten Geſtalten, welche aus dem Pfarrhofe geſchlichen waren, dieſe Gruppe erreichte und ſich durch das, wie es ſchien, wohlverſtandene Erkennungszeichen, einen leiſen Pfiff, als Zugehörigen zu erkennen gegeben hatte, ſaßen bereits zwei auf den Maulthieren. Das waren Hedwig und ihr keuchender und die Strauchritter verwünſchender feiſter Oheim. Der Dritte ſtand mit verſchränkten Armen nebenbei und gab kein Zeichen von ſich.

„In Gottes Namen denn voran!“ ſprach leiſe der Zuletztgekommene und ſchritt voraus, den Weg in das Thal nehmend.

„Halt, um aller Heiligen willen, halt!“ rief der Domſcholaſter. „Herr Gisbald, meinſt Du, mit einem ſolchen Stoßgebetlein könne man eine ſolche Reiſe antreten? — Ich bin erſchöpft und meine Kniee wanken. Das Warmbier meines geiſtlichen Bruders hat bei mir nicht die mindeſte Wirkung gehabt. Ich zittere vielmehr wie eine Espe im Winde vor Froſt. Anton Forſchner, ehrliche Schifferſeele, Du haſt menſchlichere Empfindungen, als der Eiſenfreſſer von Junker, denn ich höre Dich an dem Flaſchenkeller neſteln. Gott vergelte Dir's, wie ich Dich ſegne ob Deiner Menſchenfreundlichkeit. Ja, mein Sohn, reiche mir her den feſten Steinkrug im vorderſten Gefache, das iſt ein alter Landsmann von Dir, ein Rüdesheimer; der hat Feuer und wird es auch mir mittheilen für dieſe Reiſe, die ſich von einer Höllenfahrt nur dadurch unterſcheidet, daß ſie aufwärts führt. Gib her, Kind der Treue, braver Rheingauer! Den Becher trage ich hier bei mir. So! — Ach, das labt! — Das wärmt! — So! nun ſtecke den Krug wieder hinein, mein Sohn. Alte Leute, wie ich, bedürfen der Erwärmung. Ihr Jüngeren,“ ſetzte er, ſeine ungaſtliche Art entſchuldigend, hinzu, „Ihr habt noch Jugendfeuer bei Euch!“

„Nun zu denn, in Gottes Namen!“

Unter heimlichem Lachen der Führer, an dem diesmal auch Gisbald Theil nahm, setzte sich der Zug in Bewegung. Der dicke Prälat spornte sein Maulthier, daß er an die Seite Gisbalds kam.

„Aber ich hoffe doch,“ hob jetzt dieser an, „Ihr werdet nicht für immer glauben, daß unser Jugendfeuer den Labetrunk unnöthig mache, hochwürdiger Herr!“

„Bei Leibe, nein!“ versetzte begütigend der dicke Alte. „Ich weiß recht wohl, was einem Menschen Noth ist; nur glaube ich, daß doch meine Voraussetzung ganz richtig. Sieh', Euer Blut ist noch um Vieles wärmer. — Eure — Halt, was war das, was so mächtig im dürren Laube raschelte?“

Gisbald hätte laut aufgelacht, denn ein Eichhorn kletterte eben hörbar den Baum hinauf; doch hielt er aus Vorsicht an sich.

„Waffnet Euch mit Muth! Solcher werden uns viele heute noch aufstoßen,“ sagte er. „Geb's Gott, daß wir nur solche treffen!“

Sein Blick suchte die Gestalt seiner theuren Hedwig; doch das Dunkel der Nacht, im Bunde mit dem Nebel, machte jeden Versuch vergeblich.

Der Alte nahm wieder das Gespräch auf. „Du scherzest, Gisbald; allein Du bedenkst nicht, daß ich nicht zu jenen Priestern gehöre, die neben dem Schwerte des Geistes auch noch das von Stahl zu führen gewohnt sind, zu denen selbst unser Herr, der Erzbischof, gehört. Ich habe jederzeit den Frieden geliebt und nur die Künste des Friedens geübt, als da sind Weisheit und so weiter.“

„Daran thatet Ihr gewiß wohl,“ entgegnete Gisbald, „denn Krieg, Jagd und Fischerei, das sind weltliche Dinge, die unser Einem passender sind, als dem Priester.“

„Freilich, mein Sohn, freilich!“ fiel ihm der Domscholaster in die Rede. „Doch bist Du gewiß nicht geneigt, uns auszuschließen,

wenn es ſich von den Früchten dieſer drei ritterlichen Uebungen handelt. Die Früchte des Kampfes ſind zuerſt Friede; dann aber auch Beute an Land und Gut. Ihr Ritter aber ſaget: Frieden iſt ein unnütz Ding; ſelbſt dem Pfaffen im Kloſter und Stift iſt er nicht gut, weil er zu fett wird. Man muß alſo Krieg mit ihnen führen. Das iſt ein hölliſcher Gedanke! Frieden thut uns Noth, damit wir erſtlich in Ruhe eſſen, trinken und ſchlafen, dann aber auch unſere geiſtlichen Uebungen halten und des Amtes warten können, für euch Welt- und Sündenkinder zu beten. Die Früchte der Jagd ſind Braten, Freund! und was geht über einen Braten? Wir haben einen luſtigen Domherrn, der würde mir gleich einfallen und ſagen: Zwei; allein ich will jetzt nicht Witzreden treiben, ſondern fahre fort: Braten, Freund, das ſind die Strebepfeiler der Geſundheit und Kraft. Da ſpießet ihr Hirſche, Rehe, Säue, Haſen — fanget Rebhühner und Wachteln; erleget Auerhähne und dergleichen. Soll denn da der Prieſter leer ausgehen, der um Segen betet? — Die Früchte der Fiſcherei ſind Salmen, das ſind Könige des Waſſers, und ihr rothes Fleiſch iſt ſchöner, denn das Roth auf den Wangen einer Jungfrau."

„Mit nichten!" rief Gisbald halblaut.

„Nun, Närrchen," ſprach liebreich und gemüthlich der Prälat, „das war nur ſo ein Gleichniß. Du weißt ja doch aus Deiner Lehre in der Lorcher Schuljunkerſchaft, daß alle Gleichniſſe hinken. Ich könnte Dir das Sprüchlein lateiniſch ſagen; aber ich will nicht gelehrt mit Dir reden, ſondern Dir nur beweiſen, was uns zukommt. Ich will lieber einen anderen Gang wählen und ſagen: Salmen, das ſind die Prälaten des Waſſers; ſie trinken, aber ſie morden nicht. Ihr Gang iſt aufwärts; ſie lieben nicht das ſtürmiſche Meer, ſondern den Frieden eines Bächleins. So ſollten alle Prälaten ſein, und ich habe ſehr oft mir ein Beiſpiel am Salmen genommen. — Da fanget ihr Hechte; das ſind ſo wahre Ritternaturen; ſie morden und rauben, aber ihr Fleiſch mundet gut. Da fanget ihr Karpfen,

Digitized by Google

friedliche Mönchsnaturen, ſtumm wie Karthäuſer, die ſich im Teiche ſo gut befinden, als im Strome, ja dort noch fetter werden, wie Mönche im Kloſter.“

Die halblauten Töne eines unterdrückten Lachens ſtörten den eifrigen Redner. Er hielt ein wenig ein und brach dann kurz ab: „So wenig ich dafür alſo bin, daß wir geiſtliche Herren weltliche Geſchäfte treiben ſollen, ſo ſehr bin ich dafür, daß wir uns der Früchte aller dieſer Geſchäfte freuen ſollen.“

„Dagegen,“ ſprach Gisbald, „habe ich auch gar Nichts einzuwenden; nur meine ich, der Hauptfehler läge darin, daß Ihr Alles wollet und uns Nichts bleiben ſoll.“

„Da irreſt Du,“ gegenredete der Prälat. „Ich will Dir gleich das Gegentheil beweiſen. Da habe ich meinen Flaſchenkeller zum Beiſpiel. Du wirſt begreifen, daß ich bei ſeiner Füllung zuerſt an mich ſelber gedacht habe, und allermeiſt an mich ſelber; allein Du ſollſt gleich ſehen, wie ich es meine; Forſchner, neſtle auf und reiche mir den angebrochenen Krug.“

„Laſſet das um aller Welt willen jetzt!“ rief Gisbald. „Wir müſſen trachten, ſo raſch vorwärts zu kommen, als es nur möglich iſt. Ueberhaupt thut es Noth, daß wir jetzt ganz ſtille vorauziehen. Habet darum die Güte und gebet Euren Gedanken Raum!“

Während der Unterredung Beider waren die Uebrigen ſtille gefolgt. Sie konnten ſich nur theilweiſe verſtehen; denn der Domſcholaſter ſprach keineswegs ſo laut, daß man ihn weiter hinten hätte verſtehen können. Nur Hedwig vernahm die Rede, denn ſie ritt in der Mitte des Zugs. Ihr Maulthier wurde von einem Diener geleitet, indeß Arnold und die beiden Anderen den Rücken deckten.

Gisbald, der noch immer der Thalſohle gefolgt war und auch noch jetzt dieſen Weg behielt, wußte es möglich zu machen, daß er die Stelle mit dieſem Diener unvermerkt einige Augenblicke tauſchte.

Digitized by Google

Selbſt in der dichten nonnenartigen Verhüllung erröthete die Jungfrau, die wohl den Wechſel ihres Führers wahrnahm.

„Wie iſt es Dir, Geliebte?“ flüſterte der Jüngling. Sie drückte leiſe die kräftige Hand des Junkers, der ebenſo ſchnell, wie er gekommen war, wieder von der Seite der Lieblichen wich und mit einem Winke ſeinem Diener ſeinen Poſten wieder anwies.

Jetzt waren ſie bei der Stelle angekommen, wo ſie nicht weiter den Krümmungen der Wisper folgen durften, ohne daß ſie Gefahr liefen, Leuten von der Burg Waldeck zu begegnen. Gisbald hielt an.

Kaum war dies geſchehen, ſo neſtelte ſchon Forſchner, dem es darum zu thun war, die Gunſt des geiſtlichen Herrn zu behalten, den Flaſchenkeller auf und reichte dieſem den Krug edlen Rüdesheimers.

„O Du treue Seele!“ rief halblaut der geiſtliche Herr; „wenn ich Dir das jemals vergeſſe, ſo will ich keinen Rüdesheimer mehr trinken.“ Indeß Gisbald mit einem ſeiner Leute, der die genaue Kenntniß der Gegend mit ihm theilte, ſich leiſe beſprach, war ſchon der Becher aus der Taſche geholt, und die goldene Fluth glitt die Gurgel hinab. Erſt jetzt dachte der Zufriedene daran, auch den Uebrigen eine Labung zu reichen. Sie tranken. Plötzlich aber rief Gisbald: „Ich höre Pferdegetrappel!“

Schnell ergriffen die Diener die Zügel der Maulthiere und eilten blindlings in das Dickicht des Waldes zur linken Seite des Weges, wo ein Seitenthälchen ausmündete. — Es war ein Glück, daß das ſcharfe Ohr Gisbalds den Schall von ferne her vernahm, daß der moosbedeckte Boden des Waldes den Tritt der Maulthiere nicht verrieth und noch Zeit übrig war, ſie ſo weit zu entfernen, daß nicht zu befürchten war, es möge der Geruch der Thiere irgend ſie veranlaſſen, einen Laut von ſich zu geben. Die Knechte waren ſo klug, ſchnell ihre Mäntel über die Köpfe der Thiere zu werfen, als ſie in einer angemeſſenen Entfernung anhielten, um Gisbald abzuwarten, der hinter eine Buche getreten war.

Die Reiter kamen näher. Es waren zwei Reisige von der Burg Waldeck, die offenbar auf Kundschaft in das Thal gesandt waren, aber sich einem traulichen Gespräche hingaben, statt den Weg zu erforschen, ob er nicht frische Spuren zeige. Hätten sie dies gethan, so dürften sie, trotz Dunkelheit und Nebel, dennoch auf die Flüchtlinge aufmerksam geworden sein.

Ihre Rosse gingen im Schritt, und die Stille der Nacht verursachte, daß Gisbald jedes ihrer Worte verstehen konnte.

„Es ist ein Narrenstreich," sagte der Eine dem Anderen, „uns in der Frühe da herauszujagen. Wie gut hätten wir noch schlafen können."

„Freilich," entgegnete der Zweite; „aber ich möchte doch lieber hier reiten und auch wieder zurück, als droben bei der dicken Eiche liegen und wachen wie der Ritter Heppenhoeft. Am Ende ist's doch noch umsonst!"

„Du hast Recht, Hans," versetzte der Erste. „Noch dazu an der Stelle. Es ist nicht just dort, und oft haben mir die Köhler erzählt, wie da der feurig gehe, der dort einst einen Priester erschlagen."

Sie waren jetzt gegen Gisbald gekommen. Die Pferde wurden unruhig und schnaubten, indem sie die Ohren spitzten und nach der Eiche sahen, wo Gisbald stand.

„Hu!" rief der Eine der Reisigen, „wie doch so ein Thier verständig ist! Hier hat sich einst Einer erhenkt, und es soll der Selbstmörder hier umgehen! Laß uns vorübereilen!"

Er gab seinem Pferde den Stachel, und wie von Geistern gejagt, flogen die Reiter dahin.

„Gottlob," sprach Gisbald zu sich selbst, „jetzt ist es mir ein Leichtes, die Stelle zu meiden und weiter unten vorüberzuziehen und so die Geliebte zu retten. Und doch, hätte sich dies nicht gefügt, gerade jene Stelle würde ich als Uebergang über das Gebirge gewählt haben.

Er verließ ſeine Stelle und eilte in der Richtung davon, in der er ſeine Schützlinge zu finden hoffte.

Nach kurzer Wanderung fand er ſie in großer Angſt ſeinetwegen; beſonders unruhig war Hedwig. Der Domſcholaſter hatte derweilen einen Krug geleert, auch die Uebrigen erquickt.

Arnold allein war ſtille den ganzen Weg. Es lag etwas in ſeiner Seele, was ihn mißſtimmte, und dies war das Bewußtſein, dem Jünglinge Dank zu ſchulden. Dennoch erfüllte ihn der Zwiſchenfall mit Beſorgniß. Er traute Gisbald nicht recht. Als die Reiter kamen, regte ſich dieſer bald auftauchende, bald wieder ſich verlierende Argwohn auf's Neue. Darum wollte er nicht auf Gisbald warten, ſondern ſich ſelbſt, mit Hülfe der Knechte, den Weg ſuchen; allein er verrechnete ſich an ſeinem dicken Bruder. Dieſer ſchätzte auf dieſer Flucht nicht bloß die Treue und Zuverläſſigkeit Gisbalds, ſondern auch ſeinen kriegeriſchen Muth und tapferen Arm, benebſt ſeiner Wegkenntniß, und würde um keinen Preis haben vermocht werden können, auch nur einen Fuß breit weiter zu gehen, bis Gisbald da war.

Mit den Worten: „Gottlob! die Gefahr iſt nicht nur für dieſen Augenblick, ſie iſt für immer vorüber," trat Gisbald zu ihnen, „denn ich kenne nun die Stelle, wo Heppenhoeft im Hinterhalte liegt, und kann ſie alſo weit genug umgehen; aber wir müſſen eiligſt weiter. Unſere Feinde ſind umſichtiger, als es Anfangs ſchien."

Der Domſcholaſter wollte weitläufigen Bericht, wie es ihm ergangen, allein Gisbald trieb zur Weiterreiſe an, deren Richtung ſich jetzt wieder mehr dem Rheine zuneigte. Die dicke Eiche lag oben auf dem Kamme des Gebirgs. Er mußte ſich daher in einer angemeſſenen Entfernung halten. Ununterbrochen ging jetzt die Reiſe weiter über Stock und Stein, durch Dickicht und Geſtrüpp. Der Domſcholaſter wehklagte und wunderte ſich nur, wie das arme Kind, er meinte Hedwig, ſo ſtille dies Herzeleid ertrage. Dieſe trug freudig alles Ungemach; wußte ſie ja doch, der Vater werde gerettet,

und — ihr Gisbald war ihr Retter und der seine. Da sproßte eine süße Hoffnung auf.

Der Walpode konnte sich noch immer nicht beruhigen. Obwohl er im Stillen dem Jünglinge schon das Unrecht abgebeten, quälte ihn dennoch das Mißtrauen — und war Gisbald ganz schuldlos, die schuldige Dankbarkeit gegen ihn. So beharrte er in seinem trotzigen Schweigen, und schritt tapfer, keiner Ermüdung unterthan, als Schluß des Zuges, mit seinem Morgenstreuträger zur Seite, einher; indeß freudigen Muthes Gisbald, immer voraus, die Schwierigkeiten des Wegs überwand.

Die Sonne begann schon hin und wieder die Bahn, welche sie verfolgten, lichter zu machen. Sie war mächtiger, als am Tage vorher. Die Nebel, von ihr gedrückt, begannen die Form eines feinen Regens anzunehmen, der fast Alle zu durchnässen drohte; aber sie senkten sich wirbelnd hinab in die Thäler des Rheines, um mit dem feuchten Elemente sich zu vereinigen.

Alle folgten still dem Führer, der mit Kraft und Muth Bahn brach. Auf Allen lag das drückende Bewußtsein der Gefahr; denn mit jedem Augenblicke wurde der Nebel lichter, und bald strahlte an lichten Waldesstellen die Sonne mild und freundlich auf die durchnäßten Reisenden.

Da hielt mit einem Male Gisbald an. „Gottlob," sprach er, „wir sind am Ziele!"

Wenige Schritte weiter, und sie traten aus dem Walde heraus, und vor ihnen lag, im Golde der Morgensonne, der Rheingau.

Aus jeder Brust löste sich ein Ach, das gleichsam die ganze Centnerlast abwarf, welche sie bis jetzt beengte, drückte und quälte; aber jedes Glied der Reisegenossenschaft gab sich auch dem Anblicke hin, der bezaubernd sich darbot, nur nicht der Domscholaster.

„Die Gefahr ist vorbei," sagte er mit Frohgefühl; „denn da vor mir liegt ja Rüdesheim. Sei mir gegrüßt! Aber das mahnt

mich an den edlen Saft, der dort wächst! Es ist so nahe, daß wir nun den Rest, den ich noch habe, wohl leeren können. Forschner, löse seine Fesseln."

Der Angeredete that seine Pflicht, und der Dicke hob den Becher: „Unserem Retter Gisbald!" rief er freudig aus, und hob den schweren silbernen Pokal, daß kein Tröpfchen drinnen blieb.

Während der Becher kreiste, weidete Hedwig ihre leuchtenden Blicke an dem Anblicke der herrlichen Landschaft, welche sich vor ihren Füßen ausbreitete.

Es war in der That ein wunderbarer Anblick! Die Seiten der diesseitigen und jenseitigen Berge waren frei, und die Orte zeigten sich im Grün der Bäume und Reben, das sich hier in der Nähe des Stromes länger erhalten hatte und nur stellenweise dem herbstlichen Gelb und Roth Raum gab, das nur noch den Anblick verschönerte. Die Sonne verklärte das Kloster auf dem Johannisberg, die Burgen Rüdesheims, die Thürme vom Geisenheim, Winkel und Ellfeld. Mehr im Vordergrunde lag Klopp, und Bingens Thürme tauchten aus dem Nebelmeer auf, welches von Mainz bis zum Mausthurm über dem Strome wogte, bald sich hob, bald sich so tief senkte, daß die Wipfel der Ulmen und Pappeln der Inseln aus ihm hervorsahen. Zur Linken lag Vollrats, die stattliche Burg, und droben tauchten die Thürme von Mainz hervor, während friedlich die hellen Mauern von Eibingen heraufsahen, wo die Nonnen Frieden gefunden, nachdem Ruppertsberg verödet war. Immer mächtiger wurde jetzt die Sonne; immer tiefer legte sich der Nebel auf den Strom, und es war, als nähmen seine Wellen ihn mit sich herab, um ihn in die Berge hinter dem Mausthurme zusammenzupressen; denn dort häufte er sich zu ungeheuren dichten Massen auf. Jetzt lag der Strom mit seinen Inseln frei, die so frisch und grün in seinem Bette schwammen, als wohne hier Wälschlands ewiger Frühling, und falle nie Schnee in dieses saftige Grün.

Selbſt Arnold, der in tiefem Sinnen und, wie es ſchien, in ſchweren inneren Kämpfen daſtand, wurde zeitweiſe abgezogen von dieſem Brüten, das nur Rache ſchnaubte gegen die Ritter, die ihm nachgeſtellt und deren Einem er dennoch ſein Leben danken mußte. Gisbalds Blicke ſuchten ein anderes Zauberland, das ihn aus Hedwigs Augen von Zeit zu Zeit anſtrahlte.

Endlich erinnerte er ſich der Rückkehr.

„Ich muß ſcheiden," hob er an; „denn Ihr bedürfet meiner nicht mehr. Nehmt die Maulthiere mit und auch die Knechte, meinen Rückweg mache ich mit meinem Knecht allein."

Der Domſcholaſter legte ſegnend ſeine Hand auf des Jünglings Haupt und ſprach: „Friede mit Dir, mein Sohn! Gott ſegne Dich, wie ich Dich ſegne! Vergeſſe ich je, was Du an mir gethan, ſo vergeſſe mich der Herr!" Er drückte innig ſeine Hand.

Gisbald trat zu Hedwig. „Lebt wohl, edle Jungfrau," ſprach er und bot ihr die Hand, auf die eine Thräne fiel.

Raſch dies unterbrechend, trat Arnold vor den Jüngling hin.

„Ich habe Euch nicht getraut," ſprach er mit rauhem Tone, „weil Ihr einer Sippe angehört, die nur Verderben für uns Städter brütet; aber ich ſehe, Ihr ſeid beſſer, als ich dachte; darum nehmt meinen Dank — und —"

„Ich mag ihn nicht," rief auffahrend der Jüngling. „Mit Euch habe ich bloß meine Rechnung abgeſchloſſen. Ich ſchulde Euch nun Gottlob! nichts mehr, und ſolltet Ihr irgend einer Verbindlichkeit gegen mich Euch bewußt ſein, ſo ſage ich Euch auch davon los und ledig." Er wies ſtolz die dargebotene Hand des Walpoden zurück, drehte ſich um und ſchritt dem Walde zu.

Der Walpode ſtand betroffen da. Er wechſelte die Farbe ſchnell. In ſeiner Seele ſprach eine mächtige Stimme für dieſen Jüngling, der ihm trotzte, weil er ſich ſehr verletzt fühlte; dem er Unrecht angethan durch ſein Mißtrauen, ſo ſchweres Unrecht, als er je einem Menſchen zugefügt. Aber auch ſein ungemeſſener Stolz

erwachte wieder, richtete ſich hoch auf in ſeiner Bruſt und drückte jene beſſere Stimme nieder, daß ſie verſtummte.

„Fahr' hin, Fant," rief er, „Du verdienſt keinen Dank!"

Und der Zug bewegte ſich ſtumm gen Rüdesheim hinab.

Aus dem Dickicht des Waldes aber trat Gisbald wieder hervor. In ſeiner Seele wogten die Gefühle wild durch einander, wie vor wenigen Minuten der Nebel im Wald; aber wie ihn die Sonne beſiegte, ſo überwand das Gefühl einer ſtillen Wehmuth jedes andere in ſeiner Bruſt. Sein Auge ruhte auf Hedwigs Geſtalt. Ahnte ſie es, daß er noch da ſei, daß er ihr nachſehen würde? Sie ſah zurück, und — wie zufällig — wehte ihr ſchneeweißes Tuch ihm einen Gruß zu. Der Walpode ſchritt voraus in ſeinem Grimm und bemerkte nichts, und der alte Domſcholaſter bereitete ſich auf eine derbe Strafpredigt vor, die er dem harten Bruder zu halten beabſichtigte. So dauerte das ſtille Grüßen fort, bis in Rüdesheims Gaſſen ſich der Zug verlor.

Mit ſüßem Entzücken verließ nun auch Gisbald die ſchöne Stelle, auf welche Jahrhunderte ſpäter zur Freude Tauſender ein ſinniger Mann den Tempel des Niederwaldes baute.

Auf ſich kreuzenden Wegen erreichte Gisbald wieder das Wisperthal, ohne daß Jemand nur ahnte, was geſchehen war. In einem hohlen Baum barg er ſein Ueberkleid und kehrte ohne Aufſehen in das Haus Bodo's und am Abend nach Soneck heim.

6.

Mit der größten Sorgfalt harrten die Ritter des gemeinſamen Feindes, der aber immer nicht kommen wollte. Die Ankunft Gisbalds im Hauſe am Burgthor auf Soneck ſetzte ſie in nicht geringe Verwunderung, und ihr Mißtrauen gegen ihn ſchwand um

ſo mehr, als ſie ſeine feindſeligen Aeußerungen gegen den Walpoden ſo beſtimmt und kräftig vernahmen, wie ſie der in ſeinem Herzen gährende Haß gebar. Ihre Abſicht aber verbargen ſie vor ihm ſorgfältig und ebenſo eifrig ihren Aerger, als ſie endlich durch ihre Kundſchafter inne wurden, daß ihnen der Vogel entwiſcht war. Am ſchlimmſten befand ſich hierbei Rolf von Heppenhoeft, deſſen Sorgloſigkeit man eben ſein Entwiſchen zur Laſt legte.

Gisbalds Theilnahme an dieſem Mißlingen der heißgenährten Pläne blieb indeſſen ein undurchdrungenes Geheimniß.

Der Haß gegen den Walpoden von Mainz war aber auf's Neue angefacht; er hatte eine neue Nahrung gewonnen und warf ſich nun in ſeiner Ausdehnung auf die Städter und Kaufleute mehr als zu irgend einer Zeit. Vielleicht hatte die Ahnung Theil daran, daß der kräftig die Zügel der Regierung faſſende Rudolf von Habsburg ohnehin bald dem Raubweſen ein Ende machen würde, und es nun galt, die Zeit in dieſer Weiſe recht auszukaufen. Gisbald war dieſem Unweſen fremd. Es lag in der Zeit und der Bildung der Ritter. Es ſchien ihnen einen wichtigen Theil des Berufs ihres Standes auszumachen. Sie erkannten in dem Heranwachſen der Städte ihren Untergang, und ſo war der Kampf gegen ſie Ehren- und Standesſache. Der Raub ihrer Handelsgüter war ein um ſo leichterer Weg, zu dieſem Ziele zu gelangen, als ſie offenen Kampf als Landfriedensbruch gebrandmarkt ſahen.

Gisbald hatte bei Bodo andere Grundſätze ſich angeeignet von Pflicht und Recht. Ganz war er freilich weder ſeinem Stande, noch ſeiner Zeit entwachſen. Er haßte auch die Macht dieſer patzigen Städter. Er ſah in ihrem Aufkommen ſeines Standes Untergang, wenigſtens eines bedeutenden Theiles ſeiner Macht und Gewalt; aber ſich zu einem Räuber herabzuwürdigen, dazu konnte es ihre Ueberredung nicht bringen. In offener Fehde ihnen zu ſchaden, hielt er freilich für kein Unrecht, ſo wenig wie alle ſeine Standesgenoſſen. Ebenſo wenig war er im Allgemeinen der Pfaffheit hold.

Bodo machte unter Tauſenden eine Ausnahme. Die Uebrigen trachteten ja nur darnach, in Ueppigkeit zu ſchwelgen und der Laien Güter an ſich zu bringen. Ihm ſo wenig, wie allen Gliedern ſeines Standes war es ein Geheimniß, daß die Reichthümer der Kirchen und Klöſter häufig auf Ueberliſtung ihrer Vorfahren ruhten. Galt es alſo, ihnen einen Vortheil zu entziehen, der nur nicht offener Raub war, ſo achtete er und Andere es nur als ein wohlbegründetes Zurücknehmen deſſen, was man ihren Vorfahren entlockt.

Zu Gisbalds Ehre jedoch ſei es alſo geſagt, daß er nie, fortgeriſſen von den Soneckern und Hohenfels, an ihren Raubzügen Antheil nahm. Dieſe erſtreckten ſich nun auch auf jene Straße, die von Coblenz aus über das Hunsrücker Gebirge und durch den Soonwald führte zur Nahe hinab, und dann, dem Pilgerpfade folgend, ſich gen Mainz wandte. Nachdem rheinauf die Schiffe ſo vielen Gefahren ausgeſetzt waren, wandte ſich der rheinauf kommende Waarenzug dieſer Straße zu. Bald war ſie ſo unſicher wie jede andere, und überall, wo Raub und Frevel geſchah, da waren es die Sonecker und Reichenſteiner, denen er auf die große Sündenrechnung geſetzt wurde — meiſt mit Grund und Recht, manchmal jedoch auch unverſchuldet; denn es trieben faſt Alle, ohne Ausnahme, das wohlfeile Erwerbswerk des Wegelagerns. Von allem Frevel dieſer Art hielt ſich allein die Burg Vautsberg frei, die Mainzer Lehen war. Auf ihr hauſte ein junger Ritter, der ſich Kurt von Vautsberg nannte. Er war Dienſtmann des Erzſtifts und ſah nur mit Abſcheu das Treiben der Raubritter. An ihn ſchloß ſich Gisbald an. Er wurde ſein Freund, und dieſer Einfluß war ſo gut, daß, wie auch ſeine Vettern ſpotteten, Bodo's Lehren volles Leben wurde. Kurt war ſein Vertrauter, er kannte ſeine Liebe zu Hedwig. Von ihm, der öfter in Mainz war, vernahm er Kunde von ihr.

So kroch langſam und träge der Winter herum. Die Jagd allein erheiterte ſeine Einförmigkeit. Das Eis legte ſeine furchtbaren

Feſſeln an die Wellen des Stromes, und der Reif und Schnee ſeine Laſten auf die ächzenden Aeſte der Eichen und Buchen. Es war entſetzlich öde im Rheinthal, ſo öde, als ob Alles, was Leben hatte, geſtorben ſei! Als nun aber von dem milden Regen des Eiſes Decke brach, als an den Bergen das Grün wieder ſproßte und der Wald die dürren Blätter abwarf, um der ſchwellenden Knospe Raum zu geben, und die Vögel wieder jubelten, und die fromme Schwalbe an Gisbalds Fenſter ihr Neſt baute und den Morgen grüßte mit ihrem Liede, da regte ſich in ſeiner Seele eine ſo mächtige und unbeſiegbare Sehnſucht nach ſeiner Hedwig, daß er es wagte, zum Oſterfeſte nach Mainz zu gehen, um ſie wiederzuſehen.

Dies war ein allerdings ſehr gewagter Schritt.

Der Raub der Sonecker war zu offenkundig geweſen, als daß nicht der Städter ganzer Haß ſich auf ſie hätte werfen ſollen. Und wer nährte ihn tiefer, glühender, als der Walpode Arnold Salmann? — Und war Gisbald nicht auch ein Sonecker?

Wie oft tobte er ſeinen Grimm aus, wenn er heimkehrte vom Rathhauſe der Stadt, wo er neue Unbild erfahren! Wie ſtrömte da ſein Grimm gegen Gisbald aus! Das waren blutende Stiche in Hedwigs Herz. Mehrmals wagte ſie es, auf die Verſicherung des Bautsbergers und ſeiner Gattin trauend, die ſie in einem befreundeten Hauſe getroffen, ſeine Rechte zu vertheidigen; aber der furchtbare Zorn des gereizten Löwen warf ſich auf ſie. Und ſie hatte da nur noch Thränen und den ſchönen Glauben ihres Herzens.

Der Walpode arbeitete längſt daran, einen entſcheidenden Schlag gegen ſeine Erbfeinde zu führen. Mit Sehnſucht ſah er Rudolf von Habsburg entgegen. Auf ihn baute er ſeine Rachepläne ſo ſicher und ſo feſt, daß er an ihrem Erfüllen nicht zweifelte. Als der König, gefolgt von dem Adel der Schweiz und Oberdeutſchlands, hinab gen Aachen zog, Carls des Großen heilige Krone aus der Hand des Kurfürſten von Köln zu empfangen, und in Mainz

weilte, wußte er ihn für ſeine Pläne zu gewinnen, und das Wetter zog ſich eng und enger zuſammen über den Häuptern der Frevler; aber noch mußte er harren der erſehnten Stunde.

Gisbalds Zug nach Mainz war ein langſamer. In den befreundeten Burgen weilte er längs der Geſtade des ſchönen Stromes. So geſchah es, daß während dieſer Zeit die Sonecker einen ganzen Zug Waaren aufhoben auf der Straße im Soonwald. Nicht genug an dieſem Frevel — auch ein Schiff, das in Lorch übernachtete, raubten ſie aus und erſäuften die Schiffer, welche es wagten, ſich ihnen zu widerſetzen. Die Kunde kam gen Mainz, und ein Schrei der Rache entwand ſich jeder Bruſt. Tauſendfacher Fluch traf die Raubmörder, und in jedem Herzen glühte die Rachſucht.

Schnell ließ der Walpode ein Schreiben an den König Rudolf abgehen, klagte die Drangſal und bat um Hülfe in ſolcher Noth.

In der ſteten Erwartung deſſen, was Rudolf erwiedern würde, floſſen mehrere Wochen hin. Da erſchien die Zuſage, er werde kommen und mit Heeresmacht tilgen die Feinde öffentlicher Sicherheit und des gemeinen Rechts. Dieſe Kunde war mit der Weiſung begleitet, die Städte möchten ſich rüſten zur Beihülfe.

Dieſe Nachricht machte Niemanden glücklicher, als den Walpoden, aber ein Herz bebte in ſchwerer Sorge und Angſt ob des Geliebten.

Hätte es Hedwig geahnt, daß es der Tollkühne wagen könnte, die Stadt zu betreten, wo Haß und Feindſchaft, Rache und Wuth ihm überall entgegenſchnaubte, ſie würde noch mehr gezittert und gezagt haben.

So kam das Oſterfeſt mit ſeiner Pracht. Der Dom ſtrahlte von tauſend Kerzen. Die Glocken riefen wieder zum Preiſe des Auferſtandenen die Gläubigen, und zu der ehernen Pforte des Tempels ſtrömten Menſchenwogen ohne Ende. Die Räume waren alle voll. Auch die fromme Hedwig kniete betend in den Reihen.

Jetzt begann das Hochamt. Sie erhob ihren Blick und — siehe, da stand vor ihr der Geliebte, und sein glühend Auge sprach so beredt, daß sie in den Tod erbleichte und sich tief herabbeugen mußte, um sich nicht zu verrathen. Wie pochte das Herz! Ihr Athem stockte fast in der Brust. Und doch, wie machte sie das Bewußtsein seiner Nähe wieder so glücklich. Es währte lange, bis sie Muth gewann, ihn ansehen zu können. Doch er kam, dieser Muth, und auch in ihrem Auge lag die Seele. Es gelang selbst dem nichts scheuenden Liebenden, bis an ihre Seite vorzudringen. Worte können das Glück nicht schildern, welches sie empfanden. Leise flüsterten sie lange, und zu frühe endete der Gottesdienst. Sie mußten scheiden.

Die Glücklichen sahen nur sich. Sie dachten nicht daran, daß auch Andere sie konnten beobachtet haben. Dies war aber wirklich. Auch der Walpode war im Dom an einer Ehrenstelle, unfern des Altares. Sein scharfer Blick fand bald die geliebte Tochter, welche in der Blüthe jungfräulicher Reize stand. Mit Vaterfreude ruhte sein Blick auf ihr. Da dünkte es ihn, er sehe sie erbleichen. Er erschrak. Schärfer sah das Auge der Vaterliebe. Jetzt wieder sah er sie sich aufrichten in tiefer Gluth und — war das nicht Gisbald? fragte er in sich hinein, und seine Faust faßte krampfhaft den Stab, welchen er als Zeichen seines Amtes trug. Er erkannte ihn endlich bestimmt; sah, wie er sich an ihre Seite drängte, wie er mit ihr sprach. Er hätte verzweifeln mögen, daß er nicht, ohne das größte Aufsehen, von seiner Stelle konnte.

Auch ein Dritter war Zeuge jenes Auftrittes, nämlich Anton Forschner, der ehrliche Schiffer, der sich so meisterhaft in des Domscholasters Eigenheiten zu finden gewußt hatte, daß er ihm unentbehrlich wurde und als Leibdiener bei ihm blieb. Er hegte für den Jüngling eine herzliche Zuneigung. Er war Zeuge dessen nicht nur, was bei den Liebenden vorfiel, sondern er beobachtete auch durch einen glücklichen Zufall die Mienen des Walpoden, den er

Digitized by Google

von ſeinem Standpunkt aus auch ſehen konnte. Was dieſen bewegte, das las ſein Blick in ſeinen Zügen. Er erkannte die Gefahr, welche Gisbald drohte, und zupfte ihn leiſe am Aermel, als er aus dem Stuhle trat.

Nicht ohne Erſtaunen betrachtete ihn Gisbald.

„Kennet Ihr mich nicht mehr?“ fragte Anton Forſchner und nannte dem Verneinenden ſeinen Namen. „Doch, Junker,“ fuhr er fort, „folgt mir, ſo ſchnell Ihr könnt, denn Euch droht Verderben. Ich habe es in des geſtrengen Herrn Walpoden Angeſichte geleſen, daß er Euch verhaften wird. Wehe dann Euch! Keine Macht kann Euch retten.“

Gisbald erſchrak. Er kannte ſeinen unverſöhnlichen Feind zu gut, um nicht die Wahrheit deſſen einzuſehen, was Forſchner ſagte. Er folgte ihm alſo möglichſt ſchnell.

In weitem Umkreiſe brachte ihn endlich der ehrliche Forſchner zur Hinterpforte eines großen und ſtolzen Gebäudes. „Hier,“ ſagte er, „ſeid Ihr für's Erſte ſicher; aber ich bürge Euch nicht eine Minute dafür, daß er Euch nicht auch hier findet.“ Er drückte ihn in die Pforte und ſchloß ſie hinter ſich ab.

„Wo bin ich?“ fragte Gisbald beſorgt.

„Im Hauſe Eures beſten Freundes, des Domſcholaſters,“ verſetzte Anton; „doch wollt Ihr ganz ſicher ſein, zieht dieſe Kleider an und eilt zum Thore hinaus. Euer Pferd will ich Euch beſorgen, nennt mir nur die Herberge, wo es ſteht.“

Ein merkwürdiges und höchſt auffallendes Getümmel wurde in dieſem Augenblicke hörbar.

Forſchner eilte hinaus und kam bleich vor Schrecken zurück. „Er hat Euch ausgewittert und iſt mit Mannſchaft da, Euch zu faſſen!“ ſo rief er aus. „Nun muß das Letzte verſucht werden!“

Er öffnete eine Thüre und ſchob Gisbald hinein.

Der Domſcholaſter, eben aus dem Dom zurückgekehrt und ärgerlich, ſeinen Leibdiener nicht zu finden, erſtaunte nicht wenig,

ſeinen Bruder mit Söldnern in ſein Haus dringen zu ſehen. Als dieſer ihm ſagte, daß Forſchner Gisbald ihm entzogen und im Hauſe verborgen habe, meinte der gutmüthige Würdenträger, daran habe Anton wohlgethan. Er verwies ſeinem Bruder ſtrenge dieſen Gewaltſtreich am erſten heiligen Feſttag und war eben daran, dieſem den Text auf's Allerbeſte zu leſen, als eine Seitenthüre geöffnet und Gisbald gewaltſam hereingedrängt wurde.

Alle Drei ſtarrten ſich verblüfft an und ſtanden eine Minute regungslos da.

Arnold gewann zuerſt ſeine Faſſung wieder.

„Seht, hier iſt er!" rief er ſeinem geiſtlichen Bruder zu. „Es iſt Pflicht, den Räuber mir auszuliefern."

Der ſonſt lenkſame und ſchwache Domſcholaſter aber richtete ſich ſtolz empor. „Meinſt Du, auch das Haus eines Dieners der Kirche habe kein Aſylrecht mehr? Weiche auf der Stelle!" donnerte er dem Walpoden zu, daß dieſer zurückfuhr und fluchend von dannen eilte, um bei dem Kurfürſten ſich das Recht zu erwirken, ihn verhaften zu dürfen.

„Mein Sohn," ſo wandte ſich der Alte jetzt zu Gisbald, „Du haſt viel gewagt, zumal Du weißt, was Du verüben halfſt. Eile, daß Du aus der Stadt kommſt. Ich fürchte ſehr, daß ich Dich vor der Wuth der Bürger nicht ſchützen kann."

Gisbald betheuerte und bewies ſeine Unſchuld an den Freveln; allein er erkannte ſelbſt die Noth, zu fliehen. Mit Hülfe Forſchner's kleidete er ſich um, erreichte ſeine Herberge und floh, ſchnell wie der Blitz, zum Thore hinaus, nachdem er dem ehrlichen Menſchen noch Grüße an Hedwig aufgetragen hatte.

Kurze Zeit, nachdem Gisbald die Stadt verlaſſen hatte, wurden die Thore beſetzt, und der Walpode erſchien, bleich vor Wuth, im Hauſe ſeines friedliebenden Bruders mit dem Befehle des Kurfürſten, den Frevler auszuliefern.

„Arnold, Arnold!" rief der Domſcholaſter, „haſt Du vergeſſen,

daß dieſer Jüngling Dich und Dein Kind rettete, als Dir das Schwert der Verfolger ſchon an der Kehle ſaß? Iſt keine Dankbarkeit in Deiner Seele übrig, ſo ſollte die Achtung vor Deinem Bruder Dich abgehalten haben, öffentlich dies Aergerniß zu geben."

„Habt Ihr bedacht," gegenredete heftig der Walpode, „daß das Gebot der Pflicht über jedes andere geht? — Gerade Ihr ſolltet mich das lehren, ſtatt mich davon abzubringen. Uebrigens ſolltet Ihr erwägen, was ein Vater fühlt, wenn ſolch' ein Gelbſchnabel ſein Kind bethört; denn darum iſt er hier, weil er einen Liebeshandel mit Hedwig unterhält. Und ich ſollte das dulden? Ich, der ich Jeden haſſe, der dem Stande angehört, der nur vom Schweiß Anderer zehrt und in fremdem Gute zu ſchwelgen gewohnt iſt. Noch einmal, gebt ihn im Namen des Kurfürſten heraus, den Strolch!"

Der Domſcholaſter zog ein langes Geſicht. „Wenn das ſo iſt, ſo iſt es ſchlimm," ſagte er; „allein dann ſuchſt Du ihn doch umſonſt, er iſt längſt jenſeit des Dörfleins Caſtel. Sein gutes Roß trug ihn, ſchnell wie der Blitz, von dannen."

Der Walpode fluchte und tobte wie unſinnig. Sein ganzer Zorn wandte ſich gegen Hedwig, die Schweres zu erdulden hatte, aber gerne trug, weil ſie ihn gerettet wußte. Der treue Forſchner hatte ſeinen Auftrag bereits ausgerichtet.

In des Domſcholaſters Seele war plötzlich ein helles Licht aufgegangen. Er entſann ſich der Auftritte im Hauſe Bodo's, er rief ſich das Verſchwinden Gisbalds von ſeiner Seite in's Andenken, als ſie in jener Fluchtnacht durch den Wald zogen — jetzt erſt erinnerte er ſich, daß ihm Gisbald von ſeiner Liebe zu Hedwig und ihrer Liebe zu ihm geſprochen, ohne daß er damals in der Angſt ſeines Herzens darauf geachtet hatte. Darum leuchtete alſo Hedwigs Auge ſo, wenn von Gisbald die Rede war?

Der Domſcholaſter dachte an ſeine Jugend zurück, und noch jetzt in ſeinem hohen Alter drängte ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt

hervor. Auch er hatte ja einſt geliebt und mußte das ſchönſte Gefühl aus ſeiner Bruſt ſcheuchen.

„Wohlan!“ ſagte er, „ich habe geſchworen unter Gottes freiem Himmel, ich wollte nie vergeſſen, was er in jener gräulichen Nacht an mir gethan, ſo will ich ihm vergelten und ſeiner Liebe Schützer ſein.“ Er ergriff ſeinen Pokal und leerte ihn in einem männlichen Zuge, gleich als wolle er alle Erinnerungen hinabſchwenken, die in ſeiner Seele aufzutauchen Miene machten.

7.

Der Ruf, der Kaiſer Rudolf ſei in Würzburg auf dem Schloſſe angelangt und werde dort weilen, bis er am Main den Landfrieden aufgerichtet und die Wegelagerer gerichtet habe, war nicht ſobald nach Mainz gelangt, als ſich auch ſchon der Kurfürſt mit glänzendem Gefolge erhob, um den Kaiſer zu begrüßen und des Rheines Elend durch die Wegelagerer ihm vorzuſtellen. Er ließ den Walpoden, der ſein ſonderliches Vertrauen beſaß, alſobald zu ſich beſcheiden.

„Du biſt beredt, Arnold,“ ſprach der Kurfürſt und Erzbiſchof, „wie Wenige, darum magſt Du uns begleiten gen Würzburg und dort das Wort für uns thun vor dem Kaiſer. Der iſt gerecht und weiſe, von Gott und Menſchen geliebt, und wird helfen, daß des Elends ein Ende werde.“

Durch Arnolds Seele ſtrömte ein wunderbares Feuer. Das war längſt ſein glühender Wunſch geweſen. Nun ſah er ihn ſo nahe, ſeiner Erfüllung ſo gewiß, daß er ſeiner Freude kaum Herr werden konnte.

Die Reiſe wurde mit großer Schnelligkeit angetreten und fortgeſetzt.

Arnold ſchwelgte in dem Gedanken, ſeine Pläne vollſtändig in's Werk ſetzen zu können. Seine Einbildungskraft erſchöpfte ſich in Vorſtellungen über den Kaiſer und ſeine Perſon.

Wie erſtaunte er, als er bei dem Eintritt in den Saal die Umgebung des Kaiſers im vollen Glanz, ihn ſelbſt aber in einem einfachen braunen Tuchwamms, mit Lederkoller, erblickte. Ein breites und ſchweres Schwert hing an ſeiner Linken, und ein ganz einfacher Sammthut deckte ſein Haupt. Es war eine hohe Geſtalt von ſehr ſchlankem Gliederbau. Sein Antlitz war bleich; eine mächtige Naſe beherrſchte es. Seine Stirn war hoch und edel, und der Schädel von der Stirn an faſt ganz ſeiner Haare beraubt. Nur am Hinterkopfe zeigte ſich noch ſtarkes Haar. Ein ſtrenger Ernſt ruhte auf dieſen Zügen; aber redete er mit Jemandem, es ſei hoch oder geringe geweſen, ſo überſtrahlte eine Freundlichkeit das Antlitz, die jedes Herz gewann und das unbedingte Zutrauen einflößte.

Als der Kurfürſt mit ſeinem Gefolge eintrat, erhob ſich Kaiſer Rudolf und ging ihm mehrere Schritte entgegen, indem er ſein Haupt neigte und um den Segen des Oberhirten bat, den dieſer bereitwillig ertheilte. Er hatte ſein Haupt entblößt und bedeckte es erſt nach empfangenem Segen wieder.

Nachdem der Erzbiſchof nebſt ſeinen Räthen ſich niedergelaſſen, trat auf den Wink ſeines Herrn der Waldpode vor und ſprach mit Feuer und Kraft über die zügelloſen Räuber am Rheine, wie ſie jedes Recht mißhandelten und mißachteten, keinen Herrn über ſich erkenneten, frei und feſſellos walteten, wie es Rohheit und Habſucht eingäbe, und Raub und Mord an Kirchen, Klöſtern und Leuten ihr Tagewerk ſei. Abſonderlich ſeien dies die Ritter von Soneck und Reichenſtein. Er flehte den Kaiſer an, zu helfen in dieſer Bedrängniß, und ſtellte in Ausſicht, daß die rheiniſchen Städte Alles aufbieten würden, die Burgen brechen zu helfen.

Rudolf hatte mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört. Man ſah es ihm an, daß die Rede einen ſehr tiefen Eindruck machte.

Als der Walpode geendet, reichte ihm Rudolf seine derbe Hand und dankte ihm für das männliche Wort, was er für Recht und Ordnung gesprochen, wandte sich aber dann gegen den Erzbischof und sprach:

„Mit der Krone des deutschen Volkes hat mir Gott das Strafamt überantwortet über Alles, was Unrecht ist. Ich will mit Gottes Hülfe den Landfrieden aufrichten und erhalten, die Frevler unnachsichtlich strafen und so dem Rechte, der Ordnung und der Zucht eine freie Bahn machen."

Und zu den Herren gewendet, setzte er hinzu: „Es ist eine Schmach für das Ritterthum, daß es also ausgeartet ist und seine Bestimmung so schnöde vergessen hat. Eben darum aber auch müssen die, welche seine Satzung so frevlerisch übertreten, die herbste Strafe erleiden. Sie sind keine Ritter mehr; sie sind Räuber und verdienen nur des Räubers Strafe."

Seine Stimme wurde bei diesen Worten drohend, wie rollender Donner, und er schlug an sein Schwert. „Bei meinem guten Schwerte, das nie für Unrecht focht, schwöre ich es," sprach er in höchster Erregung; „ich will kommen und Gericht halten, und will sie hängen lassen, wie es Räuber und Mörder verdienen!"

Die Vorstellung war zu Ende, aber das Wort des Königs zeigte sich alsbald wirksam. Er zog Heeresmacht an sich. Aus den Städten strömten sie herbei, die fehdelustigen Bürger, und bald sah Rudolf ein stattlich Heer um sich, das mit jedem Tage, gleich einer Lawine, wuchs.

Die Ritter, stolz auf ihre festen Burgen, lachten über die Gefahr. Sie hielten es nicht einmal für möglich. Als aber die Gerüchte sich mehrten und häuften, da dachten sie ebenwohl an ihre Sicherheit. Schnell wurden die Burgen hergestellt, wo etwa Fehler waren. Aus den benachbarten Orten raubten sie Vieh und Lebensmittel, bis hinlängliche Nahrung vorhanden war.

Gisbald war nach seiner Flucht aus Mainz außer sich vor

Grimm und Zorn gegen den Walpoden und die Städter überhaupt. Auch er rüſtete ſich zum Kampf auf Soneck mit ſeinen Vettern; doch keine Gewaltthat fiel ihm zur Laſt.

So ſtand es, als an einem Frühmorgen das Rheinthal von Bewaffneten wimmelte, welche gegen Reichenſtein und Soneck anrückten.

Auf Vautsberg (dem jetzigen Rheinſtein) aber war ein Tummeln über die Maßen; denn dort hatte Kaiſer Rudolf mit dem Erzbiſchof und dem Walpoden, der an der Spitze der Städter ſtand, Quartier genommen. Die Burgen wurden eingeſchloſſen. Wie ein Raſender ſchleuderte Hohenfels ſeine Steinkugeln aus Reichenſtein auf die Feinde, aber meiſt fruchtlos. Die Sonecker dagegen waren klüger. Die Burg ſchien wie ausgeſtorben. Niemand zeigte ſich auf den Mauern, und keinerlei Wehr von innen verrieth das Daſein von Streitern.

„Trauet ihnen nicht," ſprach der Walpode, „ſie ſind ſchlauer als der Hohenfels und ſparen ihre Wehr, bis wir ſtürmen." So war es denn auch. Die Burg war feſter als Reichenſtein. Sie hatte hinlänglich Mundvorrath und Kriegsbedarf. Auch an Reiſigen fehlte es nicht. Sie konnten ruhiger den Angriff erwarten, und thaten es.

Die Kunde aber von Rudolfs Wort in Würzburg hatte ſich denn doch, zumal Thatſachen es bewährten, weithin Schrecken erregend, verbreitet. Am ſchmerzlichſten traf es Johann von Waldeck, Marſchall von Soneck, den Alten; denn er hatte zwei Söhne und einen Enkel auf der Burg. Er trat daher die Reiſe nach Vautsberg an, um die Gnade des milden und frommen Kaiſers anzuflehen, daß nicht die Todesſtrafe ſie treffe, wie gemeine Diebe. Der Greis wußte, wie der alte Domſcholaſter Gisbald liebe; daher bat er ihn auch, für die Sonecker ſich zu verwenden, unter denen ja auch Gisbald mitbegriffen war, da ihn Soneck's Mauern jetzt, wie die Anderen, eingeſchloſſen.

Der Bote, welcher die ſichere Kunde dem Domſcholaſter brachte, traf mit einem zweiten zuſammen, den Bodo an den Bruder ſandte zu gleichem Zweck; denn die Gefahr ſeines Gisbald zerriß faſt Bodo's Herz. Auch den guten Domſcholaſter ergriff dieſe Nachricht ſehr.

„So biſt Du kaum den Klauen des Unverſöhnlichen entgangen, um ihm jetzt als Opfer zu fallen!" rief er ſchmerzlich aus, und maß, trotz ſeiner Corpulenz, ſich unruhig die Stirn reibend, das Gemach.

„Was ſoll ich thun?" fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort. „Soll ich ſchreiben? Das fruchtet nicht. Soll ich ſelber hinreiſen, ich, der Mann des Friedens in das Getriebe des Krieges, wo man ſeine Ruhe, ſeine Pflege nicht findet? Ach, das iſt auch ein ſchweres Opfer! Einmal bin ich kaum mit dem Leben davongekommen. Mir ſind Reiſen allezeit bedenklich in ihren Folgen geweſen." — Er fuhr mit der Hand in die Haare, wie Einer, der keinen Rath, keine Hülfe weiß.

Da wurde die Thüre des Gemaches ſtürmiſch aufgeriſſen. Entſetzt fuhr der Domſcholaſter herum, meinend, die Reiſigen hätten ihn ſchon und ſchwängen über ſeinem geweihten Haupte Streitärte und Morgenſterne. „Wer ſtürmt mein friedlich Kloſet?" rief er angſtvoll aus.

Aber ſiehe, es war kein Feind, der ſtürmiſch eindrang, ſondern die lieblichſte Mädchengeſtalt, die man nur ſehen konnte. Es war Hedwig; aber ihr Anblick erſchütterte dennoch den greiſen Oheim; denn es lag die Bläſſe des Todes auf dieſen ſonſt ſo roſigen Wangen. Das ſo wunderſüß lächelnde Auge, dem man umſonſt zu widerſtehen verſucht hätte, ſchwamm in Thränen. Sie rang verzweifelnd die Hände.

„Oheim, Oheim!" rief ſie, „rettet, rettet! Er iſt verloren, denn der Kaiſer hat geſchworen, ſie Alle hängen zu laſſen, die er in der Burg fände, und — Gisbald iſt dort; Gisbald, der Euch und

uns das Leben rettete! Ach, mein Vater haßt ihn grimmig. Nur in ſeinem Blute wiſcht er ſeinen Haß ab. Helft, o helft, ſonſt mögt Ihr auch mich begraben!"

Sie ſank nieder in des Alten Lehnſtuhl.

„Ich geſchlagener Mann!" rief der Domſcholaſter aus. „Iſt denn Alles vereint zu meinem Verderben?"

„Ach, laßt mich klagen!" rief das liebende Mädchen — und in demſelben Augenblicke deckte das geſättigte Roth der Scham die Wangen, die erſt todtenbleich waren.

Aber der geiſtliche Oheim hörte es nicht, wie er denn in ſolchen Momenten, wo ihm ſelbſt eine Gefahr drohte, oder ſeine Perſon in irgend bedenkliche Conflicte gerieth, weder hörte, noch ſah, wenn nicht gerade die ganze Kraft ſeiner Seele auf dieſen Einen Punkt hingerichtet war.

Obwohl der Schweiß in dicken Tropfen auf ſeiner Stirn ſtand, und er gewiß lange nicht ſo viel ſeine Beine in Bewegung geſetzt hatte, als ſeit er die beiden Boten erhalten, ſo raunte er immer ſchneller auf und nieder. Dann ſtand er plötzlich ſtill.

„Ja, Hedwig, Du haſt Recht; Alles will ich überwinden, ſelbſt die Beſchwerden der Reiſe nach Vautsberg, um Gisbald zu retten; aber Du mußt mit mir, Du mußt mir den Kaiſer anflehen, und es wird uns gelingen."

Hedwig erſchrak. Sie überdachte ſchnell Alles, was Sitte und Weiblichkeit dem entgegenſtellte; aber ſie erkannte es, daß er verloren ſei, wenn nicht Alles aufgeboten würde — und ſie ſagte dem Oheim zu.

„Gut, meine Tochter," ſprach er, „ſo eile heim und rüſte Alles, was Noth iſt, damit uns nichts hemme, am morgenden Tag abzureiſen."

8.

Schon waren bei Reichenſtein alle Vorkehrungen zum Sturme getroffen, als ein Freund in das Zelt des Walpoden trat. „Eins," ſagte er, „ſcheint mir unbegreiflich, nämlich, daß der Vicedom des Rheingaues ſchweigt, während ſeinen Sohn das ſchmachvolle Gericht des Strangs erwartet. Er hat keine Bitte noch eingelegt."

„Ich geſtehe, daß ich das ſelbſt nicht begreife," entgegnete der Walpode, „obwohl ich glauben möchte, die Bitte wäre fruchtlos, denn der Kaiſer hat ſo beſtimmt und entſchieden geſprochen, daß kaum irgend etwas zu hoffen ſtünde. — Doch er iſt mild und könnte einem Vater eine ſolche Bitte nicht abſchlagen!"

Der Freund ſah ihn erſtaunt an und wußte nicht, wie er das Wort deuten ſollte, da er des Walpoden Geſinnung kannte. Der Befehl zum Sturm unterbrach die Unterredung. Wie Wüthende fielen die Streiter des Kaiſers die Burg an. Die Vertheidigung war wacker — aber gegen Abend war ſie erſtürmt. Die Flammen loderten wild zum Himmel auf, die Reichenſtein verzehrten. Was die Flamme übrig ließ, zerſtörten am folgenden Morgen die Krieger. Reichenſtein war, als die Strahlen der Mittagsſonne es beſchienen, ein furchtbarer Trümmerhaufen, an deſſen völliger Zerſtörung mit unerſättlicher Wuth die Reiſigen arbeiteten.

Aber unter den Gefangenen, die man auf der Burg machte, war Hohenfels nicht. Er hatte durch einen unterirdiſchen Gang, der an das Rheinufer führte, zu entkommen gewußt.

Der Walpode knirſchte vor Zorn, daß ihm dieſer Feind entgangen war, den er für den Schlimmſten erkannte, während die Sonecker mehr den Namen hergegeben hatten. Er war der Schlaueſte, der Keckſte von Allen; auch wohl der Grauſamſte. Doch ergötzte es ihn, daß Heppenhoeft unter den Gefangenen war.

Der folgende Tag zeigte ein fürchterliches Schauſpiel. Alle

Gefangenen hingen an den Eichen des die Burg umgebenden Waldes. So hielt Rudolf ſein fürchterliches Wort.

„Es muß ein ſchreckend Beiſpiel gegeben werden," ſprach er, „ſonſt wird morgen wieder, wenn ich werde geſchieden ſein, der Landfriede gebrochen und die Zügelloſigkeit herrſchend ſein. Ein Kaiſer muß ſein Richterwort halten."

Dieſe Nachricht erſchreckte die Sonecker heftig und ſtellte ihnen nur eine zweifache Wahl, ſich unter den Mauern ihrer Burg ehrenvoll begraben oder als Diebe hängen zu laſſen. Dieſe verzweifelte Ausſicht aber konnte ſie nur einen Augenblick ſchrecken. Im nächſten kehrte auch ihr Muth wieder und ihre Todesverachtung, die ſie ſo oft in den Fehden an den Tag gelegt und erprobt hatten.

Die Stunde kam aber, wo dies nothwendig wurde.

Da, wo das Kapellchen ſtand, unweit Vautsberg, wurde ein Zelt für den Kaiſer Rudolf errichtet. Er wollte das Ungemach ſeiner Streiter theilen und ſtets bei dem Kampfe ſein. Näher rückte das Heer gegen Soneck an. Auf die Höhe, welche die Burg beherrſchte, ſtellte der Walpode ſeine Wurfgeſchoſſe und ſchleuderte gewaltige Steinkugeln hinab auf die Burg, welche manchen Kämpen erſchlugen und den Mauern und Gebäuden großen Schaden brachten.

Schon am zweiten Tage wurde der Sturm unternommen, aber die Ritter ſchlugen ihn mit ungeheurem Verluſte der Stürmenden ab. Sie goſſen ſiedendes Oel und Waſſer auf ſie herab und mähten ſchrecklich mit dem Schwerte unter ihnen. Leichenhaufen lagen um die Sturmleitern und rings um die Mauern der Burg, die ſtolz, wie ein Adlerhorſt, auf ihrem hohen Felſen lag.

Die Erbitterung war ſchrecklich auf beiden Seiten. Dort oben kämpfte die Verzweiflung, hier unten eine Wuth, die auf's Aergſte geſteigert war.

Rudolf ſelbſt war außer ſich, als er die Haufen der Todten, die große Zahl der Schwerverwundeten und noch gar keinen Vortheil erkämpft ſah. An ihn ſelbſt war der Tod nahe genug heran-

getreten. Ein Pfeil fuhr in ſein Lederkoller, gerade über dem Herzen; aber er war matt, ehe er ſein wohlgewähltes Ziel traf.

Die Belagerten hatten verhältnißmäßig ebenſo viel gelitten. Viele Todte lagen hinter den Mauern, und des Walpoden Wurfgeſchoſſe ſpieen, ohne zu ermüden, Tod und Verderben in die Burg. Das Burghaus am Thore, Gisbalds Wohnung, war zu einer Ruine geworden. Es ſchien, als richte der Walpode gerade dorthin die ganze Macht ſeiner Geſchoſſe. Gisbald ſelbſt war verwundet. Er trug den linken Arm in der Binde, denn eine Steinkugel hatte ihn ſchwer verletzt; dennoch aber war er der Erſte auf der Mauer, der Letzte, der ſich die Ruhe gönnte.

Rudolf erkannte die Nothwendigkeit, ſein Heer ruhen zu laſſen und erſt am dritten Tage den Kampf zu erneuern.

Es wurde freilich hier auch den Belagerten Zeit gegönnt, ſich zu erholen, Zerſtörtes herzuſtellen und ſich für den neuen Anfall zu rüſten.

Der Tag des Sturmes kam. Rudolf ſelbſt führte ſeine Schaaren an zum Sturme.

War der erſte wild geweſen, ſo wurde es der zweite in noch erhöhetem Maße. Vom frühen Morgen an dauerte der Kampf. Schon war es Mittag, und immer noch kein Gewinn für die Stürmenden; denn die Belagerten ſtritten mit dem Todesmuthe kalter Verzweiflung, die den ſicheren Tod vor Augen ſah.

Rudolf ſelbſt trat jetzt in die Reihen der Kämpfer auf's Neue ein, und ſeine Nähe begeiſterte zur ungeheuerſten Kraftanſtrengung. Allmälig wurde die Vertheidigung der Burg ſchwächer. Es zeigten ſich auf den Mauern große Lücken in der Reihe der Vertheidiger.

„Hinauf zum Sturme!“ ſchrie der Walpode den Mainzern und Oppenheimern zu, die er führte. Jetzt kletterten die Kühnſten die Leitern hinan. Es wimmelte auf allen Seiten. Ein Jubelgeſchrei verkündete auf der nördlichen Seite den Sieg. Alles ſtimmte ein. Der Schrecken lähmte die Arme der Vertheidiger.

Rudolfs hohe Geſtalt zeigte ſich auf der Mauer — die Burg war erobert, aber noch war der Kampf nicht geendet; denn in den Thurm hatten ſich die Vertheidiger zurückgezogen. Von der Höhe herab ſtrömte das heiße Oel, und die Wurfmaſſen zerſchmetterten die Kämpfer.

„Steckt die Burg in Brand!“ ſchrie der Walpode. „Mögen die Strolche, wenn ſie keine Salamander ſind, lebendig verbrennen!“

Der Ruf wurde befolgt. Aus allen Theilen der Gebäude ſtieg jetzt die gierige Zunge des Feuers auf und leckte an den Wänden des Thurms, ihn in eine fürchterliche Rauchſäule einhüllend.

Der Anblick war ſchauderhaft! Ueberall hörte man das Röcheln Sterbender, den Hülferuf der Verwundeten. Aber an ein Ergeben war nicht zu denken.

Da ließ der Walpode die höchſten Leitern zuſammenbinden. Sie reichte bis zur Thurmthüre.

Bald war dieſe erreicht. Sie brach unter den Streichen der Aexte und Streitkolben. Die Sieger drangen ein, und der Kampf war geendet. Sonecks letzte Stunde hatte geſchlagen.

9.

Hedwig war kaum aus dem Hauſe ihres Oheims getreten, als auch ſchon Forſchner zu dem älteſten der Kapelläne des Erzbiſchofs eilte, ihn zu ſeinem Herrn, dem Domſcholaſter, des Eiligſten zu beſcheiden.

Die Haſt des Dieners brachte ſchnell den Kapellan zu dem Erwartenden. Herzlich empfing ihn der Domſcholaſter.

„Nicht wahr, Ihr ſeid ein Schweizer?“ fragte er ihn.

Der Kapellan bejahte.

„Und Ihr waret's, der einſt mit dem Hochwürdigſten dem

Grafen von Habsburg begegnete, als Ihr einem Kranken den letzten Troſt bringen wolltet?"

„So iſt es," ſprach freudig bewegt der Prieſter. „Als er ſah," fuhr er fort, „wie ich eben die Schuhe löſen wollte, um den Giesbach zu durchwaten, da ſchenkte er mir das Roß, daß es künftig dem Dienſte der Kirche geweiht ſei, und kehrte zu Fuß heim. Der ſo fromm und demüthig war, iſt nun unſer Kaiſer." *)

„Gott ſegne ihn!" ſprach gerührt der Domſcholaſter.

„Und Ihr," fuhr er fort, „truget durch unſeren Herrn das Meiſte bei, daß die Wahl auf Herrn Rudolf fiel?"

„Ich that's, weil ich es für meine Pflicht hielt, dafür nach Kräften zu wirken, daß Deutſchland eines tüchtigen und frommen Herrn ſich erfreue!" So ſprach der Kapellan.

„Gott lohn's Euch!" war des Domſcholaſters Gegenrede. „Weiß das der Kaiſer?"

„Er weiß es!" antwortete Jener.

„Gut; ſo iſt er Euch verpflichtet," fuhr der Domſcholaſter fort. „Und darauf bau' ich eine ſchöne Hoffnung." Er erzählte nun dem Kapellan den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte Gisbalds und des kaiſerlichen Schwurs. Er verſchwieg ſelbſt die Liebe der Tochter ſeines Bruders zu dem Jünglinge nicht, nicht den Haß dieſes ſelbſt, und forderte ihn dann auf, ihn nach Bautsberg zu begleiten, um das Letzte zu verſuchen, indem er ihm verſprach, die Erlaubniß des Erzbiſchofs zu erwirken.

Der Kapellan ſtimmte augenblicklich zu, und der Domſcholaſter eilte, ihm die Erlaubniß zu verſchaffen.

So ſegelte dann mit günſtigem Wind am anderen Morgen ein wohlverwahrter Kahn ab aus dem Hafen von Mainz gen Bingen,

---

*) Johannes von Müller erzählt nach Tſchudi, daß der Prieſter, dem Rudolf einſt ſein Pferd geliehen, Kapellan des Erzbiſchofs von Mainz geworden und viel zu Rudolfs Wahl beigetragen habe. Schweiz. Geſch. III. 173. Anmerkung 92.

in dem Drei ſaßen, wie einſt früher, als zuerſt nach Jahren wieder der Domſcholaſter gen Lorch fuhr. Er war es ſelbſt, und der Kapellan und ein Herz, daß faſt in der Angſt um den Geliebten brach, das aber, alle kindiſche Furcht von ſich werfend, zum höchſten Heldenthume der Liebe ſich erhoben hatte, nämlich, Alles gering zu achten gegen das Eine: den Geliebten zu retten. Wie pfeilſchnell auch der Kahn flog, er ging ihr zu langſam. Wie lebhaft auch die beiden Männer ſprachen, ſie vernahm der Worte keines; denn ihre Seele war dort auf der ſteilgelegenen Burg, wo Gisbald war. Wie ſie auch das arme bangende Kind tröſteten, ſie konnten ihr keine Gewißheit geben, und ſo lange die fehlt, hat das Herz keinen Frieden, und kann ihn eher nicht und nirgends gewinnen.

Endlich lag das Brauſen des Bingerloches hinter ihnen und auch die Stelle, wo einſt der Jüngling von ihrem Vater war gerettet worden. Allmälig trat Bautsberg hervor, und bald die Landſpitze, wo Sanct Clemens Kirche hernachmals erbaut wurde. Dort ſtand das Zelt, wo Habsburg's Fahne wehte — dort mußten ſie landen.

Aber je näher ſie kamen, deſto furchtbarer wuchs Hedwigs Angſt, deſto heftiger ſchlug ihr Herz, deſto bleicher wurde ihre Lippe und ihr Antlitz.

„Kind," rief der Domſcholaſter, „nimm einen Trunk Wein, Du ſtirbſt mir ja!"

Aber ſie wehrte es ab, und ihre Thränen rannen in Strömen.

Schon ſah man deutlich, was um das Zelt des Kaiſers vorging. Menſchen drängten ſich dort in Haufen; meiſtens waren es Bewaffnete, reiſige Männer der Städte oder Rudolfs. Sie waren von Soneck zurück. Die muthigen Vertheidiger waren im Thurm endlich zu Gefangenen gemacht worden, aber erſt, nachdem ſie Alle bis zur Wehrloſigkeit verwundet worden waren. Die Flamme hatte die Burg ganz verzehrt, und Rudolf den furchtbaren Spruch gethan: „Soneck ſolle keine Urſtänd mehr ſehen!"

Als man ihm die heldenmüthige Vertheidigung der drei Sonecker meldete, ſprach er faſt wehmüthig: „Schade um ſie! Sie waren eines beſſeren Looſes würdig!“

Ohne weiter die Gefangenen anzuſehen, kehrte Rudolf in ſein Zelt zurück und mit ihm der Walpode und die Ritter und Herren ſeines Gefolges. Auch die Reiſigen verließen die Burg, nachdem ſie reiche Beute gemacht, um die Flamme wüthen zu laſſen, ehe ſie das Werk der Zerſtörung vollendeten. Sie führten die Gefangenen mit ſich im wildeſten und roheſten Triumphe.

Als die Gefangenen dem Zelte naheten, bot ihr Anblick wirklich etwas Entſetzenerregendes dar. Es war Gisbald, Johann und Kurt von Soneck, nebſt Knappen und reiſigen Männern, ihrer in Allem noch dreizehn. Gisbalds Arm war gelähmt; doch auch der rechte hing blutend herab, denn er war von des Walpoden Schwert hart getroffen. Ueber ſeinem Haupte war ein tiefer Hieb. Das Blut rann über das Geſicht, daß es kaum kenntlich war; und doch ging er noch ſo ſtolz einher, als ſei er der Sieger und jene die Beſiegten. Auch ſeine Vettern waren verwundet; aber in ihnen ging das ſchlechte Gewiſſen über den männlichen Rittermuth. Es ſtand die Todesfurcht recht leſerlich in ihren Zügen.

Eben als die Flamme aus Sonecks Mauern ſchlug, läutete in Lorch das Todtenglöcklein. Es galt dem alten Landmarſchall von Waldeck von Soneck, dem Vater Johanns und Kurts. Der Schlag hatte ihn getroffen bei dieſem Anblick. Er war bei dem Kaiſer geweſen und hatte knieend gefleht um Gnade für ſeine Söhne; aber der Kaiſer hatte geantwortet:

„Hättet Ihr als Vater Eure Pflicht gethan, nimmer würden Eure Söhne Räuber geworden ſein, nimmer Euren Stamm und Namen befleckt haben. Nun aber hemmet nicht den Weg der Gerechtigkeit! Laſſet die Räuber ihren verdienten Lohn ernten; denn es ſind keine Ritter, ſondern die laſterhafteſten Diebe und Räuber, welche die Armen mit Gewalt unterdrückten, den Frieden

gewaltſam brachen und die geheiligten Rechte des Reiches mit Füßen traten. Der wahre Adel hält Treu' und Glauben, pflegt der Tugend, liebt Gerechtigkeit, beleidigt Niemanden, fügt Keinem Unrecht zu. Wer wahrhaftig adelig iſt, vertheidigt die Gerechtigkeit bis zum letzten Blutstropfen. Er macht ſich keines Diebſtahls ſchuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Sparet alſo Eure Worte, wenn Ihr ein Ritter ſeid, und höret auf, für die Räuber zu bitten, die Eure Söhne nicht mehr ſind, die, und wären ſie auch Grafen und Herzöge, ſo wahr ich Richter bin, der Strafe nicht entgehen ſollen, die ſie verdienen. Keinem Ritter iſt es anſtändig, die Armen gewaltſam zu unterdrücken, ſondern es iſt ſeine Pflicht, ſie auf alle Art zu ſchützen. So iſt es meine Pflicht, und ich will ſie erfüllen, indem ich die Räuber ſtrafe!"

Da wankte der Greis hinaus, getroffen von der Macht dieſes Wortes, und eilte hinüber nach Lorch, wo ihn der Tod ereilte. Aber das Volk rief ein jubelnd Hoch dem Kaiſer, der Recht und Gerechtigkeit handhabte.

Das erzählte man dem erbleichenden Domſcholaſter, und Hedwig war nahe daran, eine Leiche zu werden.

„Muth! Muth!" rief der Kapellan. „Vertrauet Gott!" Er zog ſie zum Zelt und drängte die Umſtehenden weg. Als ſie dem Zelteingange ſich naheten, ſah ſie der Walpode, der unfern des Kaiſers ſtand, der eben Gericht hielt über die Gefangenen.

Auch Bodo trat an ihre Seite, als er ſie ſah, denn er war auch eben angekommen, um das Letzte zu verſuchen.

„Was wollen die Prieſter und die Jungfrau dort?" fragte der Kaiſer, und ein Ritter eilte hinweg, ſie zu befragen. Aber der Kapellan ſchritt herein in das Zelt und die Uebrigen folgten.

„Gott ſegne Euch, Herr Kaiſer!" ſprach der Kapellan, und Rudolf entblößte ſein kahles Haupt. „Als ich Euch vor Jahren zum erſten Male grüßte," ſprach er, „da war es in den Bergen meiner und Eurer Heimath. Ihr beugtet Euch damals vor Gott in

ſtiller Demuth. Ich ſah es, Ihr Herren; ich war jener Prieſter, dem der gewaltige Graf von Habsburg ſein Roß gab, daß er dem Sterbenden Troſt bringe. Und ich komme heute, zu flehen für Einen, der nicht des ſtrengen Gerichtes ſchuldig iſt, für Gisbald vom Burgthore von Soneck. Er iſt nicht ſchuldig, wie die Anderen. Hier ſteht ein Diener Gottes, der ihn erzog, hier Einer, dem er das Leben rettete, und dort der Walpode unſeres Herrn, des Erzbiſchofs, dem er Gleiches that mit dieſer Jungfrau, ſeinem Kinde, die ihn liebt, den Ihr, Herr und Kaiſer, wollet ſchrecklich richten laſſen. Erbarmet Euch, Herr!"

Da ſank Hedwig, bleich wie die Lilie, in ihre Kniee und faltete die Hände und ſchlug das thränenſchwere Auge zu dem Kaiſer auf. Aber die Lippe konnte nicht reden.

Aus der Mitte der Ritter ſprang der Walpode hervor, um ſie emporzureißen; aber ſie ſah ihn ſo flehend an, daß er auf halbem Wege ſtehen blieb wie ein unſichtbar Gefeſſelter.

„Bruder!" riefen Bodo und der Domſcholaſter zugleich aus, „iſt Deine Rachſucht noch nicht getilgt? Kannſt Du, Unverſöhnlicher, bei Gott Gnade hoffen? War nicht Gisbald Dein Retter? Und iſt er feindſelig geworden gegen die Städter, ſo haſt Du es an ihn gebracht!"

Die Scene ergriff Alle. „Gnade! Gnade!" erſchallte es aus Aller Munde.

Aber des Kaiſers Blick ruhte bald auf dem Kapellan, bald auf der Knieenden.

„Endlich trat er vor, hob Hedwig auf und ſprach: „Kniee nicht vor mir, mein armes Kind; ich bin ja nur ein Menſch, wie Du; aber" — fuhr er fort, und wandte ſich zu den Anderen, „ich bin ein Vollſtrecker der Gerechtigkeit vor Gott und Menſchen."

„Iſt es wahr, daß dieſer Gisbald kein Räuber war, wie dieſe da?" Er deutete auf Johann und Kurt von Waldeck von Soneck.

Da ſprachen Alle: „Ja.“

„Iſt es wahr,“ fuhr der Kaiſer fort, „daß er bei den letzten Räubereien nicht zugegen war?“

„Wie konnte er das?“ fragte der Kratz von Scharfenſtein. „Er war, als jene Unbild verübt wurde, bei mir auf meiner Burg.“

„So iſt es Herr und Kaiſer,“ beſtätigte Bodo.

„Walpode von Mainz,“ ſprach er dann zu dieſem, „welche Rechnung habt Ihr mit ihm?“

Der Walpode ſah in ſeines Kindes leichenbleiches Antlitz, und es ſchien, als ſei ihm das Herz in der Bruſt umgewendet.

„Keine!“ ſprach er zum Kaiſer. „Ich war hart gegen ihn, weil ich ihn nicht frei von Frevel hielt, was er auch ſchwerlich iſt; allein das iſt wahr, daß er unſer Leben rettete. Auch ich bitte für ihn um Gnade!“

Der Kaiſer wandte ſich zu ſeinen Dienern. Ein Wink von ihm, und die beiden Sonecker wurden abgeführt und ſofort an die Nußbäume gehängt, welche neben dem Zelte ſtanden, zum Schrecken alles Volkes.

„Seid frei, Gisbald von Soneck,“ ſprach der Kaiſer zu dem Begnadigten; „doch wiſſet, daß Ihr dieſen ehrwürdigen Männern Euer Leben zu verdanken habt. Allerdings muß aber dem ſo ſein, ſonſt würden ſie, die Männer der Wahrheit und des Friedens, nicht für Euch geredet haben.“

„Aber nun an Euch ein Wort, Herr Walpode,“ fuhr der Kaiſer fort: „Ich habe ihm das Leben geſchenkt, und Eures Kindes tiefes Leid war wohl mit ein Grund, der mich dazu beſtimmte. Er iſt verwundet. Laßt ſie ihn pflegen. Legt ihn an ihr Herz, dort wird er bald geneſen.“

„Ein Kaiſerwort ſoll heilig ſein!“ rief der Walpode aus. „Es ſei in Gottes Namen!“

Da ſank faſt ohnmächtig Hedwig in ihres Oheims, des Dom-ſcholaſters, Arme, und Bodo eilte zu Gisbald, der noch in ſeinen

Feſſeln ſtand. Sie fielen, und der Walpode reichte ihm ſeine Hand und zog ihn zu Hedwig hin, die bald an Gisbalds Herzen erwachte zu ſchönerem Glück, als ſie geahnt.

Der Kapellan aber neigte ſich ihr zu und ſagte: „Bewahret ſtets das Wort, was ich Euch geſagt, als wir hier an's Ufer traten: Vertrauet Gott, der hilft in allen Nöthen dem, der ihm vertrauet!"

Aber zu den Rittern wandte er ſich dann und ſprach: „Gerecht und milde ſahet Ihr Euren Kaiſer handeln; fromm und demüthig ſah ich ihn. Heil dem Lande, deß Kaiſer ſolche Tugenden in ſich vereinigt. In ſeines Kaiſers Herz ruht ſicher des Volkes Glück."

Und ein Chor von Hunderten von Stimmen rief: „Heil Kaiſer Rudolf!"

An der Stelle aber, wo die beiden Sonecker gehängt worden waren und der Kaiſer den Einen begnadigt hatte, baute Gisbald eine Kirche, dem heiligen Clemens geweiht, und in der Eremitenklauſe, welche Bodo erbaute neben der Kirche, beſchloß er, betend für die armen Seelen, ſein frommes Leben. Der Domſcholaſter trank noch manchen Becher bei Gisbald und Hedwig, deren Glück des Walpoden Altersſtage verſchönte. Er hatte dem Haß entſagt und gewann Gisbald lieb, der auch ihm ſein Herz zuwandte — aber der verſöhnende Engel war Hedwig.

Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden.

Es war in den schönen Octobertagen des Jahres 1847, als ich einen lieben alten Freund in der Nähe von Frankfurt am Main besuchte. Meine Gesundheit hatte durch anhaltendes Sitzen gelitten; es war daher meine Absicht, mir recht viele Bewegung zu machen; recht viele Zeit in frischer Luft zuzubringen und so dem Uebel den Scheidebrief zu geben. Der Freund, selbst Arzt, kannte Uebel und Heilungsplan, ja letzterer ging recht eigentlich von ihm aus.

„Komm' nur," hatte er mir geschrieben, „ich will schon sorgen, daß Dir's an Bewegung und frischer Luft nicht fehle. Da thürmen sich vor uns die schönen Höhen des Taunus mit ihren reizenden Fernsichten, ihren alten Burgruinen und lieblich gelegenen Orten; da liegen in den reizenden Thalgründen die Bäder mit ihren Heilquellen; dort oben Homburg und seine neue Welt, ruhend auf dem goldenen Boden französischer Zwanzigfrankstücke und getragen von einer Spielhölle, wo der Deutsche sich rupfen läßt in aller Langmuth und Geduld. Da liegt das stolze Frankfurt mit allen Herrlichkeiten der Welt und der Börse, des Theaters und der Wissenschaft, des Handels und der Kunst; komm' nur! Und wenn Du nicht an Leib und Seele genesen heimkehrst, so will ich, wie Sir John Fallstaff sagt, ein ausgenommener Häring sein, und Du weißt, das ist ein erstaunenswerther Gegensatz gegen meinen erklecklichen Ansatz von Behäbigkeit."

Wer hätte da widerſtehen können?

Die wunderherrlichen Octobertage lockten. Ich zog von dannen.

„Nun laß uns den Operationsplan beſprechen," ſagte der Freund, nachdem er mich mit aller Liebe empfangen.

„Du biſt Feldherr," ſagte ich; „rechne mich zum Troß oder zum Heere, wie Du willſt!"

„Auch gut," war ſeine Antwort; und nun wurden denn die Ausflüge geordnet und am anderen Morgen raſch begonnen. Von dieſen Leib und Seele erquickenden kleinen Reiſen kehrten wir am Abend in den traulichen Kreis der lieben Familie zurück, um am Morgen ſie in anderer Richtung hin neu zu beginnen. So flogen acht bis zehn Tage hin, und mit jedem Tage fühlte ich mich wohler. Die Fahrten ſelbſt und die Punkte zu beſchreiben, wohin ſie gingen, iſt nicht meine Abſicht. Nicht immer konnte der Freund der Gefährte ſein, weil Menſchenweh und Pflichtberuf ihn oft in eine ganz andere Richtung führten, als ich ſie einſchlug; aber Einer begleitete mich überall, das war ſein Kutſcher, ein ehrlicher Vogelsberger, dem das Herz auf der Zunge ſaß und der mich aus früheren Tagen lieb hatte. Mir war es nicht darum zu thun, im Fluge mit dem leichten Wagen, an dem zwei raſche Braunen zogen, dahinzujagen durch das ſchöne Land. Oft ließ ich die Pferde Schritt gehen, um mich der Ueberſicht des reizenden Panoramas zu freuen; oft, um mit Kaspar mich zu überreden, deſſen Vertrauen und Liebe ich mir erworben, und deſſen Seele ebenſo gern in einer ſchönen Vergangenheit lebte, als ſein Mund Das ausſprach, was ſeine Seele bewegte und erfüllte.

Seine Erzählungen gebe ich ſchmucklos in Nachfolgendem wieder, muß jedoch meinen guten Kaspar, deſſen inneres Leben ſeine Worte ſchildern, auch äußerlich vor das Auge des geneigten Leſers führen, und zwar ohne poetiſche Schminke, die hier, wo es einfache Wahrheit gilt, nichts taugt.

Mein guter Freund Kaspar hatte eine anſehnliche Länge. Von

dem Ebenmaß ſeiner Geſtalt würde Schwanthaler's Künſtlerauge nicht viel zu rühmen haben, denn die übermäßig langen und dünnen Beine wollen nicht ſo ganz zu dem etwas kurzen Oberleibe paſſen, deſſen Arme in der Länge wiederum nicht mit dem Normalmaß des Apollo von Belvedere übereinkommen. Bei anſehnlicher Breite der Schultern iſt der Kopf zu klein zu nennen, über deſſen kurze Stirn das ſchlichte Haar, ſie faſt verdeckend, herabhängt. Die kleinen, blaugrauen Augen ſind lebhaft und freundlich. Die Naſe reckt ſich ziemlich weit, ſpitz und unternehmend in die Welt hinaus, und der breite Mund über dem kurzen Kinn hat viel einnehmende Freundlichkeit. Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit iſt der Ausdruck des Geſichts, und die gerade Haltung weiſt auf eine zeitweiſe militäriſche Laufbahn hin. Der Grundton iſt vorherrſchender Ernſt. Dieſe durchaus treue Perſonalbeſchreibung, die einem Polizeimanne, wie Dunker in Berlin oder meinem Freunde Frank, hinlänglich genügen würde, meinen guten Kaspar unter Tauſenden herauszufinden, beſonders, wenn ich noch zufüge, daß er einen Hechtgrauen trägt mit verſilberten Knöpfen und eine graue, breitdeckelige, etwas verbrauchte Filzmütze, die ein ſchwarzes Sturmband unter dem Kinn feſthält; die Beſchreibung mag aber den weiteren Beweis liefern, einerſeits, daß ich meinen Helden nicht aus dem lichten Reiche der Ideale, ſondern aus der Wirklichkeit nehme, und andererſeits, daß ich mich dadurch von allen Leuten meiner romantiſchen Zunft unterſcheide, die ihre Helden alleſammt zu Adoniſſen umſchaffen. Wahrheit über Alles!

Zu dem Bilde meines lieben Kaspar gehört indeſſen noch Etwas, deſſen ich nicht vergeſſen darf. Die romantiſche Periode des Daſeins, die liebe Jugend, liegt weit hinter ihm. Mein Blick müßte kein Kennerblick ſein, ſtünde er nicht jener Lebenshöhe nahe, von der es abwärts geht zum ſtillen Grab — ich meine damit den Standpunkt, zu dem ich ſelbſt nur noch anderthalb Schritte habe, nämlich den der Fünfziger, wenn er ihn nicht ſchon erreicht hat.

Das ist wieder eine Abnormität, da neuere Romantiker es meist mit lebenswarmen Jünglingen zu thun haben. Zur Beruhigung des geneigten Lesers setze ich hinzu: der October von Anno 1847 hatte ja auch ungemein warme, schöne Tage, fast Frühlingstage; auch wird das Herz wieder warm, wenn es auf die blühenden Auen der Jugend blickt. Und überhaupt, ist denn den reiferen Jahren alle Poesie geraubt? Ich sage: Nein! Den Rahmen meines Bildes zu vollenden, bitte ich meinen lieben Leser und holde Leserin, sich noch Folgendes lebhaft zu vergegenwärtigen. Es ist ein netter, leichter, zurückgelegter Wagen, der langsam dahinrollt. In des Wagens rechter Ecke sitzt ein behaglich aussehender Mann von etwa neun und vierzig Jahren, von wohlgenährtem Aeußern und erklecklichem Umfange, der seine Pfeife raucht und freundlich in die Welt sieht. Auf dem Bocke sitzt Kaspar in dem Hechtgrauen und der gedachten Filzmütze. Er hat sich bequem gesetzt, daß er dem Mann im Wagen und seinen Rossen, deren Zügel er hält, gewissenhaft seine Aufmerksamkeit, je nach Bedürfniß, zuwenden kann. Der Himmel ist tiefblau und wolkenlos; die Sonne sendet noch belebende Strahlen herab; die Luft ist mild; das Feld und die Landstraße leer und still, und wir Beide plaudern gemüthlich von Kaspars Heimath und was dazu gehört.

„Das kann ich Ihnen sagen," fährt Kaspar fort, „es ist schön im Vogelsberg, so schön als irgendwo auf des lieben Gottes Erde."

„Glaub's, Kaspar," unterbrach ich; „bin zwar selbst nie im Vogelsberg gewesen, kann also aus eigener Anschauung nicht urtheilen; allein mir kommt's doch so vor, es träfe bei Ihm das Sprüchlein zu: Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern. Nicht so?"

„Herr!" rief Kaspar, „da müßt' ich ein Klotz sein, wenn mir meine Heimath nicht lieb wäre! Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe schöne Landschaften gesehen; aber meinem Vogels-

berg konnten ſie das Herz nicht abwenden. Wo man ſeine Jugend verlebt, wo man glücklich war (er ſeufzte leiſe), und wenn es eben auch nur eine kurze Zeit geweſen wäre, da zieht's Einen immer wieder hin, und wenn ich meinen guten Herrn verlaſſe, ſo gehe ich wieder in den Vogelsberg, um — da zu ſterben."

Dieſem Worte, das Kaspar mit Ausdruck geſprochen, folgte eine Pauſe. Mir that's leid, ihm vielleicht wehe gethan zu haben, und in meiner eigenen Bruſt regte ſich die Heimathliebe, die auch nach einem bergigen, waldreichen, rauhen Lande hinwies.

„Nun, Kaspar," ſagte ich, „nichts für ungut, ich habe ja damit den Vogelsberg nicht verunehren oder ſchlecht machen wollen. Ich denke mir ihn etwa ſo wie den Hunsrücken, und da bin ich zu Haus. Ich weiß wohl, wie lieb die Heimath iſt, und wie das Herz, je älter es wird, ſich um ſo mehr wieder hingezogen fühlt zu den Spielplätzen ſeiner Kindheit."

„Parol! da haben ſie Recht!" ſagte er, und die Wolke war vorüber. „Sehen Sie," fuhr er fort, „mein Geburtsort iſt ein kleines Dorf in einem Thale des Vogelsbergs, durch welches ein Bach fließt, der im Herbſt und Frühling recht wild werden kann, beſonders wenn der tiefe Winterſchnee behende abgeht. Wald bedeckt überall die Höhen, und Ackerland und Wieſen liegen im Thalgrunde. Glauben Sie mir auf's Wort, hier herum machen ſie ein Leben vom Lorsbacher Thal, wo wir morgen hinfahren, aber ich will nie mehr meine liebe Heimath ſehen, wenn das Thal nicht tauſendmal ſchöner iſt! Aber dorthin kommen keine müßigen Reiſenden, keine verrückten und verzückten Wiesbadener und Sodener Badegäſte, die darüber außer ſich gerathen könnten. Herr, manchmal ſehe ich das Volk, wie ſie ſich durch ihr eigenes Geſchwätz erhitzen und dann Dinge ſehen, an die ein verſtändiger Menſch nicht denkt. Man möchte davonlaufen. Doch, um wieder auf mein Dorf zu kommen, ſo kann ich Ihnen ſagen, es liegt recht ſchön, und man kann da recht

froh und glücklich ſein, wie ich das aus Erfahrung weiß; wenigſtens bin ich es dort geweſen in früherer Zeit.

„Meines Vaters Haus war klein," fuhr er nach einer Weile fort, „das iſt wahr, aber wir waren zufrieden in dem kleinen Häuschen, vielleicht zufriedener, als die reichen Leute in ihren weiten Häuſern und Paläſten es ſind!"

„Glaub's ſchon, Kaspar," ſagte ich. „In den Paläſten wohnt das Glück nicht immer; ſonſt wär's ja ungerecht von Gott. Auch hab' ich das oft genug erfahren."

„Parol! Da haben Sie Recht," fuhr er fort. „Wenn ich ſo zurück denke, es waren unſerer fünf Kinder und das Stübchen etwa viermal ſo groß wie dieſe Chaiſe. Neben dran ein Kämmerchen halb ſo groß, und wir hatten Alle Platz. In der Stube ſtand ein Bett und ein Rollbett drunter für die Kleinen, das Abends herausgezogen wurde, und in der Kammer war's ebenſo. Als freilich einmal eine herrſchende Krankheit kam, da gab's Luſt. Es ſtarben etliche meiner Geſchwiſter weg. Ueberfluß, Herr, war nicht da, das weiß Gott; aber wir hatten Kartoffeln und waren zufrieden. Als ich heranwuchs, ſollte ich ein Schneider werden, aber dazu hatte ich kein Sitzleder und keine Luſt. Ich fürchtete immer den Utz, der mit den Schneidern getrieben wird. Nun ſollte ich Schuſter werden, aber das gefiel mir auch nicht; endlich gar ein Leineweber. Gott erbarm' ſich! Das iſt das trübſeligſte Handwerk unter der Sonne. Nach acht Tagen lief ich auf und davon."

„Was?" rief ich aus. „Doch nicht in die Welt hinein?"

„Behüt' mich Gott!" ſagte er, „da hätt' ich ſtracks das Heimweh gekriegt; ich lief nur zu meiner Baſe, die eine Viertelſtunde von unſerem Dorfe wohnte, und dort holte mich mein Vater wieder ab."

„Da gab's wohl Riſſe," fragte ich.

„Parol, Herr! Etliche aus dem Salz; aber mein Vater war ein räſonabler Mann; ſagte: Kaspar, wenn Du kein Handwerk

lernen willſt, ſo verdinge Dich. Du biſt zu alt, um das ganze Jahr die Beine unter des Vaters Tiſch zu ſtrecken. Der Müller auf der rothen Mühle braucht ſo einen Dreiläufer, wie Du einer biſt. Ich will mit ihm reden. Als mein Vater ſo ſprach, trabte ich hinter ihm her. So konnte er nicht ſehen, was ich für ein weinerliches Geſicht machte, denn — denn — es war ein ganz anderer Grund, warum ich zu keinem Handwerke mochte."

„Was war denn das, Kaspar?" fragte ich, obwohl ich ahnte, welche Melodie er pfeifen würde. Gewiß die alte und doch ewig neue, in Dur und Moll verlaufende — der Liebe!

„Sehen Sie," ſagte er und wußte nicht, wie er das Ding rund bringen ſollte; „ſehen Sie, bei uns iſt das ſo: die Kinder, die mit einander confirmirt werden, die halten zuſammen durch das ganze Leben in treuer Lieb' und Kameradſchaft. Da gibt's meiſt Pärchen draus, und das macht ſich ſo unter der Hand. Nun wohnte neben uns der Peterjakob, auch ſo ein Bäuerchen, das wie mein Vater mit ſo zwei kleinen Kühen fuhr, wie wir ſie im Vogelsberg haben. Der hatte ein Mädchen, friſch wie eine Kirſche und blühend wie eine Roſe. Wir Zwei hatten mit einander als Kinder geſpielt und hatten uns dazumal ſchon lieb. Hernachgehends, als wir Sonntags das Vieh hüteten, hielt ſich's immer zu mir, und wir plauderten, ſpielten, ſuchten Erdbeeren, und eins brachte dem anderen die beſten. Nun ſollt' ich nicht mehr hüten mit Annebärbel — das konnt' ich nicht verwinden, und wenn ich dran dachte, kamen mir die Thränen in die Augen. Es war daher kein Wunder, daß mich meines Vaters Rede hart traf, recht hart; denn der Müller hütete nicht, weil er Futter genug hatte, was nur arme Leute thun. Er ſah ſich gar nicht nach mir um, und laut zu ſchluchzen hütete ich mich. Er mochte daher der Meinung ſein, ich ſtimme ihm bei. So ſprach er denn fort; lobte das Leben in der Mühle, wo alle Sonntage Kuchen gebacken würde und dergleichen. Das hätte mir nun recht angeſtanden; aber die Mühle lag vom Dorf ab. Da ſah ich

ja das Annebärbelchen nicht alle Tage. Was half da der Kuchen? Trocknes Brod und Annebärbelchen wär' mir für alle Ewigkeit lieber gewesen.

„Während mein Vater so fortsprach, bedachte ich mir auch die Sache und war bald einig, wie ich's anfangen wollte, das Absehen mit der Mühle zu hintertreiben. Ich dachte mich hinter meine Mutter zu stecken, die den Vater ganz leicht herumbringen konnte, wenn seine Gedanken auch ganz abseits lagen. Sie strich ihm um den Bart, nannte ihn Peterchen, Männchen und der Art, und wie der Blitz schlug der Wind um und blies aus entgegengesetzter Richtung, nämlich aus der ihrigen."

Ich lachte herzlich.

„Parol, Herr!" rief er aus, „so machte sie's und so machen sie's alle und kriegen allemal richtig, was sie wollen. O, die Weiber sind mordpfiffig. Mit diesem Troste kam ich heim, und sobald der Vater die Kühe fütterte und die Mutter in der Küche war, machte ich mich an sie.

„Ach, sie hatte mich, ihren Erstgebornen, so lieb. Wie hätte sie mir das versagen können, um was ich bat? Obwohl sie's nicht gern that, so sah ich doch gleich, wie's stand.

„Ich säh' Dich gern in der Mühle, sagte sie, mein lieber Kaspar, denn Du hättest da ein gar reichlich und gut Leben; aber wenn Du absolut nicht willst, soll Er Dich nicht zwingen; doch was willst Du dann treiben? Siehst Du, Kaspar, fuhr sie fort, es ist eine harte Zeit, und es wird uns schwer, Euch Alle durchzubringen. Du bist der Aelt'ste und solltest die Kleinen ernähren helfen; willst aber noch selber ernährt sein. Das geht nicht!

„Herr Gott! fiel ich ihr in die Rede, das will ich gern! Der Hirt ist ja gestorben. Dingt mir die Heerde!

„Du bist zu jung, sagte sie; die Bauern nehmen Dich nicht an.

„So will ich Holzhauer im Walde werden. Die verdienen ein

ſchön Stück Geld, ſagte ich, und dürfen alle Abende ungeſtraft ſo viel Holz mitheimnehmen, als ſie tragen können. Da kriegen wir unſeren Brand und Geld dazu.

„Das ging ſchon, ſagte ſie nachſinnend. Ich will's Deinem Vater ſagen.

„Damit war ich zufrieden.

„Es war dunkel geworden. Ich ſchlüpfte zur Thüre hinaus, und als ich hinaustrat, ſprang Jemand neben der Thüre hervor und rief: Holla! um mich zu erſchrecken. Es war Nachbars Annebärbel, die mich erwartet hatte. Die liebe Hexe erſchreckte mich oft ſo.

„Vor Annebärbelchens Thüre ſtand ein weitäſtiger Winterbirnbaum. Unten am Stamme lag ein altes Bauklotz, auf dem im Sommer die Leute Abends ſaßen. Nun war's eben kein Sommer mehr. Der alte Winterbirnbaum ließ ſchon ſeine rothgelben Blätter fallen, und die Schwalben waren ſchon über ſechs Wochen fort. Ob's nun gleich ganz friſch war im Freien, ſo ſetzten wir uns doch auf das Bauklotz, recht dicht an einander, um zu plaudern und doch nicht zu frieren.

„Haſt Du das Handwerk ſchon gelernt? fragte utzend das neckiſche Ding.

„Ja ſchön gelernt, ſagte ich, hätt' ich nicht nach Dir das Heimweh kriegt!

„Sie lachte. Wenn ich's geweſen wär', ſagte ſie, ich hätt's nicht gekriegt.

„O Du Abſcheuliches! rief ich und wollte aufſtehen und weglaufen.

„Sie hielt mich. Verſtehſt doch gar keinen Utz? zankte ſie.

„Ja Utz, ſagt' ich, Du haſt geſagt, was Dein Herz denkt!

„Kaspar, ſagte ſie darauf, ſei doch nicht einfältig, bin ich nicht Dein Schatz?

„Ja, ſo lang' Dir kein Anderer beſſer gefällt!

„Geh', ſchäm' Dich, ſagte ſie zornig. So was hätt' ich nicht geſagt.

„Freilich, ſagte ich, Du biſt hübſch und gefällſt Allen.

„Das hatte ihr geſchmeichelt. Sie lächelte, aber unterdrückte es doch.

„Laß das dumme Gerede, ſagte ſie. Bleibſt Du jetzt daheim?

„Da liegt's, ſeufzte ich, da liegt's ja eben. Mein Vater will mich in die rothe Mühle verdingen. Denk' 'mal, in die rothe Mühle, drunten im Thal!

„Ei was? und Du willſt nicht? fragte ſie verwundert.

„Wenn Du mitgingſt!

„Das kann nicht ſein, Kaspar, verſetzte ſie ernſt; aber ich begreife Dich nicht, fuhr ſie fort. So gut, wie Du's in der rothen Mühle kriegſt, hat's ſo leicht Niemand im Dorfe. Das iſt doch, meiner Treu! wahr.

„Wär's nicht ſo weit von Dir, Annebärbelchen! ſagt' ich ſeufzend.

„Mach' keine Faxen, Kaspar, rief ſie aus. Die Mühle liegt drei Vaterunſer lang vom Dorfe. Geh' Du hin. Jeden Abend können wir uns ſehen, wenn's nöthig iſt. Oder was willſt Du ſonſt?

„Ich will Holzhauer werden, ſagte ich.

„Das iſt mir auch was Rechts! höhnte ſie. Geh' in die Mühle und ſei kein Narr! Gute Nacht, mich friert's! Lieber Mahlknecht, als Holzknecht! Huſch war ſie fort. —

„Jetzt muß ich aber die Pferde ein bischen laufen laſſen, lieber Herr, denn der Weg iſt eben," ſagte Kaspar zu mir. „Dort an der Anhöhe erzähl' ich weiter." Er pfiff hell, und die Thiere, die dies Zeichen kannten, flogen pfeilſchnell davon. Ich war recht geſpannt, wie es nun mit den diplomatiſchen Unterhandlungen der Mutter würde gegangen ſein, die, wie Kaspar geſagt, ſich auf das Herumkriegen ihres Mannes verſtand. Während ich meine Gloſſen über

die weibliche Eheſtandsdiplomatik machte, die in allen Himmelsgegenden und in allen Schichten der Geſellſchaft dieſelbe bleibt, nur mehr oder weniger fein und ſpitzöhrig, aber immer auf Schleichen und Umwegen ihr Ziel verfolgt, und mit Schmeicheln oder Schmollen es ſicher erreicht, hatten die raſchen Thiere die ebene Strecke zurückgelegt. Der Zügel ruhte. Kaspar machte rechts kehrt und zeigte mir wieder ſein von ſüßen Erinnerungen verklärtes Angeſicht.

„Sie können ſich denken," hob er wieder an, „daß mich Annebärbelchens Rede ſtutzig machte. Ich blieb noch eine Weile ſitzen und dachte darüber nach. Endlich fand ich, daß ſie Recht hatte. Mein Entſchluß ſtand feſt, ich wollte nun in die rothe Mühle.

„Als ich in das Haus trat, hörte ich ſchon, wie die Mutter meinen Vater bearbeitete. Aus dem ſanften Tone, mit dem er ſprach, entnahm ich, daß der Sieg meiner Mutter ganz nahe ſei. Ich trat alſo ſchnell hinzu und ſagte: Ich hab' mich anders beſonnen; ich will nun in die Mühle gehen.

„Meine Mutter lief an wie ein geſottener Krebs. Du Erzeſel, rief ſie, was fällt Dir denn ein? Erſt kommt er und lamentirt, bis ich den Vater herumzukriegen verſpreche, und wie ich es bald fertig habe, pfeift der Wind aus einem anderen Loche! Geh' hin und werd' des Müllers Sackeſel. Sie warf den hölzernen Kochlöffel in die Ecke und lief in die Stube. Mein Vater zog mir eine Geſalzte hinter das Ohr und ging ihr nach. Ich rieb die Dachtel ein und dachte: ſie wird ſich ja verſöhnen laſſen! Ich kannte ihr gutes Herz.

„Das geſchah denn auch, und da am anderen Tage Sonntag war, ſo ging mein Vater nach der Kirche in die Mühle, und als er nach elf Uhr nach Haus kam, war's fertig. Ich bekam zwölf Gulden und einfaches Zugehör, und war zufrieden,

„Nachmittags trieb ich mit Annebärbelchen die Kühe auf eine

einſame Waldwieſe, wo wir recht plaudern konnten. Sie freute ſich, daß ich in die Mühle kam. Siehſt Du, Abends, wenn Du feierſt, kommſt Du herauf zu mir, und im Winter kommſt Du in unſere Spinnſtube. Sonntags ſind wir den ganzen Nachmittag bei einander. Wärſt Du Holzhauer, ſo gingen die Abende für uns verloren, denn Du wärſt zu müde. So iſt's beſſer! O, das war ein gar ſchöner Nachmittag, weil es eben der letzte war, wo wir zuſammen hüteten. Schon Montags früh nahm ich das kleine Bündel, das alle meine Habſeligkeiten umſchloß, und zog in die Mühle. Dort war eine kurioſe Wirthſchaft. Der Müller war etwa ſechszig Jahre alt und ſchon recht baufällig. Er trug den ganzen Tag die Schnappsbuttel in der Hoſentaſche mit ſich herum und ſchnupfte ganz abſcheulich. Dabei hatte er rothe entzündete Augen, zitterte mit den Händen und war ein recht unappetitlicher Menſch. Schon um acht Uhr Abends ſchlief er wie ein Sack, und keine Macht hätte ihn wach gebracht, zumal wenn er in die vermaledeite Schnappsbuttel tiefer hineingeblickt als gut war, was regelmäßig in der Woche ſiebenmal vorkam. Dieſer alte Mann hatte ſich die Narrheit einfallen laſſen, ein junges hübſches und raſches Ding zu heirathen, deren Vater, ja, was ſag ich? deren Urgroßvater er faſt hätte ſein können. Die Müllerin war neunzehn Jahre alt, als er ſie heirathete, und das waren nun fünf Jahre her. Im Vogelsberg ſagt man: wenn ein alter Mann ein rechter Narr wird, ſo heirathet er ein junges Ding; und ich ſag's auch. Da hatt' ich's recht vor Augen. Die hackte ihm das Mus auf dem Kopf. Er mußte pariren wie ein Lehrjunge, und zu Allem Ja ſagen, was ſie that. Sagte ſie: Alter, geh'! ſo ging er, und: Bleib'! ſo blieb er. Das war ein Pantoffelregiment, daß ſich's Gott erbarme; allein es war ihm zur Gewohnheit geworden.

„Zu mir ſagte ſie: Kasparchen, halt' Dich zu mir, ſo haſt Du's gut. Mit dem Alten iſt nichts anzufangen! Das war nun leider mehr als wahr, wenn etwas mehr als wahr ſein könnte. Ich that

meine Schuldigkeit, gehorchte pünktlich und ging meinen Weg ſtille. Abends ging ich zu Annebärbelchen, wie wir's verabredet hatten.

„Nach einiger Zeit machte mir die Müllerin ein unfreundlich Geſicht. Du könnteſt wohl Abends bei mir bleiben, ſagte ſie; denn der Alte ſchläft gleich. Ich ſitze dann ſo allein da, und es könnten ja Spitzbuben einbrechen. Wer ſchützte mich dann? Der Knecht gehört in's Haus. Unrecht hatte ſie nicht; aber das war ein ſchweres Opfer. Ich blieb bei ihr. Da plauderte ſie zuckerſüß, ſetzte ſich zu mir, lachte und ſcherzte. Sie holte Aepfel und Birnen, Aepfelwein und Kuchen. Endlich that ſie mir doch gar zu freundlich, und es wurde mir ordentlich unheimlich. Als ſie das merkte, ſagte ſie lachend: Biſt Du denn bei den Mädchen auch ſo blöde? Du närriſcher Kerl! Ich bin ja auch jung und hübſch genug, Dir zu gefallen. Das war mir denn doch ein bischen zu bunt! Von da an blieb ich nicht mehr bei ihr. Abends ging ich aus; aber ich hatte es auch gut gehabt! Und nach vier Wochen ſteter Quälereien und Plagen, die ſie mir bereitete, nahm ich mein Bündel und ging heim. Da ich den Grund nicht angab, weil ich das, was ich dachte, zu ſagen mich ſchämte, wurde ich arg empfangen.

„Er iſt ein Taugenichts, ſagte mein Vater, der nirgends gut thut. Auch meine Mutter und alle Leute im Dorfe haderten mit mir; ſelbſt Annebärbelchen lunkte an mir, daß ſie das, was ſie halb und halb vermuthen mochte, von mir ſelber hörte; aber ich dachte: lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun! Ich mochte den Topf nicht aufdecken."

„Das war ſehr brav gedacht, Kaspar," ſagte ich; „aber wie ging's Ihm denn nun weiter?"

„Wie mir's ging, Herr? Nicht ſonderlich. Im Dorfe konnte ich nicht bleiben. Daheim grämelten die Eltern; im Dorfe ſpottete Alt und Jung und nannte mich einen Ofenhocker. Da ſagte eines Abends Annebärbelchen: Kaspar, Du verlierſt Deinen Reſpekt ganz. Man muß ſich Deiner ſchämen. Himmel und Erde! das Wort

wurmte mir! Schämen! rief ich. Warte nur. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen! Nun stand mein Entschluß fest. Ich nahm heimlich mein Bündel und ging so weit mich am ersten Tage meine Füße trugen."

„Wie alt ist Er denn da gewesen, Kaspar?" fragte ich. „Das hat Er mir eigentlich noch nicht gesagt."

„Parol, Herr, da haben Sie Recht!" rief er aus. „Warten Sie einmal, da muß ich zählen."

Er schlug die Finger ein und sagte dann: „Ich war siebenzehn Jahre alt, glaub' ich — nein, ich habe mich um eins verzählt; achtzehn war ich voll.

„In dem Dorfe, wo ich übernachtete, fand ich einen Dienst und blieb da zwei Jahre, obwohl es ein schwerer Dienst und der Lohn gering war; aber ich wollte denen daheim zeigen, daß ich keine Schlafhaube, kein Taugenichts sei. Nach zwei Jahren ließ ich einmal heim schreiben. Da erfuhr ich denn, daß mein Vater kürzlich gestorben sei und meine Mutter nun meiner bedürfe; so ging ich denn heim. Das Heimweh hatte ich mit Macht verbissen, auch den Kummer um Annebärbelchen. Recht traurig über meines Vaters Tod kam ich heim, und da es eben Frühling war, griff ich tüchtig an.

„Gleich am ersten Abend kam Bärbelchen und bewillkommte mich. Sie war viel hübscher noch geworden, und das Herz im Leibe hüpfte mir, als ich sah, daß sie mir noch gut war. Sie neckte zwar und sagte: Da draußen wirst Du einen anderen Schatz gehabt haben? Als ich ihr aber versicherte, daß mir keine gefallen, da war wieder Alles gut, wie zuvor, und sie lachte heimlich vor Freude.

„Mit der Mühle hat's sich auch aufgeklärt, sagte sie und wurde blutroth. Nun wissen die Leute, warum Du fortgingst.

„Sagt' ich Dir nicht: es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen? fragte ich sie.

„Ich hab's wohl nachher bedacht, antwortete sie. Laß es gut sein. Es war Dir hintennach eine rechte Ehre, daß Du nicht

plauderteſt. Der Knecht nach Dir hat's aller Welt geſagt, wie es ſtand. Da warſt Du gerechtfertigt vor den Leuten im Dorfe.

„Von meiner Mutter erfuhr ich, daß der alte Müller ſich zu Tod geſchnappſt habe, und die Müllerin habe bald darauf wieder geheirathet, und zwar ihren Müllerburſchen.

„Ich blieb nun den Winter daheim; allein es kamen bald andere Schickſale. Sie wiſſen gewiß, lieber Herr, daß unſer Kurfürſt aus dem Lande gegangen war und dazumal der Napoleon die ganze Welt durch einander ſchmiß. Wir hatten nach Kaſſel einen König gekriegt, der ein Bruder des Napoleon war, ein wüſter Menſch, den Niemand mochte. Was aber das Schlimmſte war, der Napoleon führte Krieg mit allen Potentaten, und da mußte unſerer denn auch Soldaten ſtellen. Die wurden ſo recht auf die Schlachtbank geſchleppt. Wir Heſſen hielten treu an unſerem alten Herrn und haßten das Franzoſengezücht, das uns überall quälte. Durch dieſe Soldatenziehungen wurde der Franzoſe noch verhaßter. Als der Napoleon nach Rußland zog, mußten unſere Leute mit; in Spanien mußten ſie ſich todtſchießen laſſen. Da kochte der Grimm in manchem treuen Heſſenherzen; aber keiner wagte es, das Maul aufzuthun, denn die hätten's einem mit einer Kugel geſtopft, wie ſie es hin und wieder etlichen damals gethan haben. Item, wir hatten auch Speichellecker, die dem Franzoſen den fetten Biſſen in den Mund ſchoben. Doch — was geht das mich hier an? So viel iſt gewiß, es kam in Heſſen eben auch faſt dahin, daß die friſchen jungen Burſche ſelten wurden. Nur ein Mittel gab's noch in der erſten Zeit, nämlich heirathen. Später half das nicht mehr in dem Königreiche Weſtphalen.

„Im Frühlinge ſtarben viele Leute, nämlich 1813, und man erzählte ſich gar ſchlimme Dinge von den Franzoſen und wie die Deutſchen dreinſchmiſſen, durft's aber nicht laut ſagen. Auch meines Annebärbelchens Vater ſtarb, und der war ein Wittmann und hatte nur das hübſche Kind. Da iſt mir wohl der Gedanke

gekommen, ich ſollte das Mädchen heirathen, ſo wär' uns Beiden geholfen; ich brauchte nicht Soldat zu werden, und ſie war unter der Haube und verſorgt. So klug wie ich waren auch andere Leute. Unſer Ortsſchultheiß oder Syndik, glaub' ich, nannten ihn die Franzoſen, der hatte einen Brudersſohn (er ſelbſt war kinderlos), der ſpannte auch auf mein liebes Annebärbelchen, aber er war kein hübſcher Burſch, meiner Treu, auch nicht brav; der Schultheiß war ein Erzſpitzbube, ſo ein rechter Manteldreher, Augendiener und Schwammdrücker; hielt's mit den Franzoſen und hatte immer Unrath im Sack. Der Hannes fing an, dem Annebärbelchen nachzugehen. Das hatte ich ſchnell weg und ſtellte ihn darum einmal und ſagte: Was ich ſagen wollte, Hannes, laß mir meinen Schatz in Ruh'!

„Holla, ſagte er, ſeit wann haben Dreiläufer Schätze?

„Seit ſie freche Mäuler ſtopfen gelernt haben! rief ich im wüthendſten Grimm und that, wie ich ſagte, und zwar mit meiner Fauſt.

„Der Hannes war ein kleiner, dürrer Menſch. Der ſprang mir an die Gurgel, aber ich ſchüttelte ihn ab, und es gab eine wüſte Balgerei um das Mädchen, bis die Leute herzuliefen und uns aus einander riſſen, und was meinen Sie, was das End' vom Lied' war?"

„Nun?" fragte ich, weil ich mir dachte, der Schultheiß würde ihn haben ein wenig zum Brummen kommen laſſen. „Was gab's dann, Kaspar?"

„Dazumal," hub er wieder an, „wurden in aller Eile alle die zum Militär gerufen, die ſich in früheren Ziehungen freigeſpielt hatten oder die nicht extra tauglich waren befunden worden, auch die, die noch zu jung waren, denn die Ruſſen und Preußen jagten die Franzoſen vor ſich her. Ich dachte, nun wird auch der Hannes dran müſſen, und freute mich. Ich war noch etwas zu jung und kam erſt in einem Jahr zur Ziehung. Es war mir, nachdem ich den Hannes etwas arg traktirt hatte, bang vor dem tückiſchen,

falſchen Schultheißen, der hatte die Eigenſchaft der Weſpen und Bienen, die — hinten ſtechen. Es blieb Alles ſtill. Der Hannes rieb ſeine Dachteln ein und ich ging zum Annebärbelchen und ſagte: Kind, wie wär's, wenn wir den Tanz kurz machten und heiratheten uns? — Das Mädchen wurde roth und ſagte: Geh'! Geh'! Mach' mir keine Faxen vor! Ich bin noch zu jung! Damit aber war's ihr doch kein Ernſt, und als meine Mutter ihr auch zuredete, hielten wir Handſtreich, und ich ging in die Stadt zum Maire, um mich vorſchlagen zu laſſen; denn bei den Franzoſen wurde man zweimal copulirt und ausgerufen, vom Maire und vom Pfarrer. Als mich der Maire ſah und hörte, wie ich mich ſchrieb, da rief er: Aha, das iſt der Kerl, der Unruh' ſtiftet und auf den König geſchimpft hat!

„Ich? fragte ich erſtaunt.

„Ja, Du! ſchrie der Maire und ließ durch ſeinen Büttel die Gendarmen rufen, die faßten mich ohne Präambel und ſetzten mich ein. Am anderen Morgen war ich ſchon auf dem Wege nach Kaſſel.

„Jetzt ſah ich den Zuſammenhang ein. Das war ein Weſpenſtich vom Schultheißen und die Vergeltung für die Dachteln, die ich dem Hannes gegeben.

„Mir brach ſchier das Herz. Von Mutter und Braut wegmüſſen, ohne Urtel und Recht — das trag' einer ſtill! Ich weinte, ſchimpfte, fluchte. Alles in einem Athem und durch einander. Ich wollte durchgehen; aber da verſtand der Gendarm, der aus Hersfeld war und barbariſch grob, keinen Spaß. Er ſtieß mir den Kolben in die Rippen, daß ich nach Gott ſchrie, und band mir dann die Hände auf dem Rücken feſt.

„Herr, wie mir da war, kann ich Ihnen nicht ſagen! Dachte ich mir meine arme Mutter, mein Annebärbelchen, ſo hätte ich verzweifeln können; dachte ich daran, vielleicht Soldat werden zu

müſſen für den Hannes und mich todtſchießen zu laſſen für das Franzoſengezücht, — Herr, ich hätte die Welt zerreißen können.

„Auf der nächſten Station bekam ich einen anderen Gendarm, einen ehrlichern, der aus dem Fuldiſchen war.

„Kamerad, ſagte er, zerrauf' Dir die Haare nicht! Es hilft Dir doch nichts. Soldat mußt Du werden, das iſt ab. An's Durchgehen iſt nicht zu denken. Wo wollteſt Du denn hin? Deiner Mutter wird's ſchon gut gehen, und wenn Deine Braut vom Stoff der Eva iſt, wie ich gar nicht zweifle, ſo heult ſie ein bischen und dann iſt's all. Das Weibsvolk ſtirbt nicht vor Leid um einen Schatz. Vielleicht bleibt ſie Dir auch treu, wenn Dich keine Kugel von ihr ſcheidet, und dann kann noch Alles gut werden, wenn ſich Alles ſo macht und ſie nicht den Hannes heirathet. Woher er das wußte? Ich hatt's ihm erzählt.

„Das war ein feiner Troſt! Aber der Menſch hatte doch ein Herz im Leib und ſtieß mir den Kolben nicht in die Rippen. Daß ich's kurz mache — endlich kam ich nach Kaſſel. Ich will nicht ſagen, wie mir die Stadt gefiel — denn nach der ſah ich mich nicht viel um; nur das will ich ſagen, daß ich gleich ein Soldatenkamiſol anzuthun bekam und in die Kaſerne mußte. Da hieß es: Exercirt! von Morgens bis Abends. Und als ich im Stande war, leidlich meine Flinte zu halten, hieß es: Vorwärts! Marſch!" Hier unterbrach ſich Kaspar. „Herr," ſagte er, „ich muß aufhören, ſonſt kommen wir heute nicht an's Ziel unſerer Fahrt." Er klatſchte in die Luft mit der Peitſche, und flugs ging's nun im raſchen Trotte dahin. Ich dachte den Geſchicken des armen wackeren Menſchen nach, ließ meiner Phantaſie freien Flug und geſtaltete mir ſeine ferneren Schickſale nach meiner Weiſe.

Nach kurzer Zeit waren wir am Ziel. Er verſorgte die Pferde, ich mich, und wir blieben von einander entfernt, bis die Sonne ſchon tief im Weſten ſtand. Ich hatte Kaspar's nicht mehr gedacht, denn des Schönen viel ſchaute mein Auge. Als ich von

der Höhe zurückkam, wo eine alte Ruine ſtand, war er ſchon zur Abfahrt fertig. Ich ſtieg ein.

„Herr," ſagte er, indem er ſich wieder zurechtſetzte, „ich muß Ihnen doch meine Geſchichte auserzählen.

„Wenn Sie ſich erinnern, ſo war das im Jahr 1813 im Anfang des October, als wir von Kaſſel abmarſchirten. Es regnete viel. Parol! es war ein ſchönes Regiment, doch der Koth tief auf der Straße."

„Aber Kaspar?" ſagte ich, „hat Er denn das Heimweh nicht gekriegt? Ich ſollte denken, ſo weit wäre Er noch nie von ſeiner Heimath weggeweſen und von der Mutter und dem Annebärbelchen?"

„Das hätt' ich ſchier vergeſſen zu erzählen," ſagte er. „Gewiß hatt' ich das Heimweh! Ach, Du lieber Gott, wieviel Thränen vergoß ich! aber vor meinen Kameraden durft' ich mich's nicht merken laſſen. Die lachten mich aus. Nachts aber, Nachts — ach! da überließ ich mich meinem Leid. Einer war dabei, dem ging's nicht beſſer als mir. Es war ein Fulder. Der ſagte zu mir: Ich hatt' auch das Heimweh. Weißt Du, wie ich mich kurirt? — Ich ſchrieb heim und ließ mir ein Stück Brod ſchicken. Da roch ich dran, wenn mir das Flennen ankam, und huſch! war's weg. Mach's auch ſo!

„Ach, Freund und Bruder, ſagt' ich, ich kann ja nicht ſchreiben!

„Nichts weiter als das? rief er aus. Ich bin eines Schulmeiſters Sohn und kann ſchreiben wie unſerm Amtmann ſein Scribent. Kauf' Papier und morgen ſchreib' ich Dir einen Brief, der ſich gewaſchen hat, und Du bezahlſt einen Schnapps.

„Das war mir gleich recht, und ich ſpürte ordentlich ſchon, wie mir das Herz leichter wurde.

„Gleich am anderen Morgen kaufte ich Papier, und da es ein Sonntag war, hatte der Fulder Schulmeiſtersſohn Zeit, mir den

Brief zu ſchreiben. Wir ſetzten uns allein auf die Kammer, da wir Raſttag hatten.

„Er ſagte: Nun, Alter, was ſoll ich denn ſchreiben?

„Schreib' viel tauſend Grüße, ſagte ich, und wie's mir ergangen; ſchreib' auch, wie das Alles der Schultheiß, der Halunke, gethan, und das Annebärbelchen ſolle mir treu bleiben und nur den zwergen Hannes nicht nehmen, der mein Unglück war, und meine Mutter ſolle ſich nicht todt weinen und ſolle mir ein Stück Brod ſchicken gegen das Heimweh, das mir ſchier die Seele abdrücke.

„Das muß ich ſagen, der Fulder machte ſeiner Abkunft Ehre. So eine Schulmeiſters-Art iſt doch etwas Rares! Da ſtecken die Conduiten ſchon im Holz und ſie erben's wie die Hühnerhunde das Stehen. Hat doch der Fulder all' meine Gedanken hingeſchrieben haarklein, und keinen vergeſſen, nicht einmal einen halben. Und das war ſo beweglich, daß ich bitterlich weinen mußte. Wüßt' ich's nur noch, Sie würden ſich verwundern, lieber Herr. Mein linkes Ohrläppchen hätt' ich drum gegeben und gäb's heut' noch drum, wenn ich das hätte fertig bringen können. Freilich, die Gaben ſind verſchieden ausgetheilt, und man kann ſich keine geben!

„Der Brief ging ab, und es waren noch keine vierzehn Tage verfloſſen, da kam Antwort. Das war eine Luſt! Hundertmal mußte ihn mir der Fulder leſen, bis ich ihn von Anfang bis zu Ende auswendig wußte. Nun trug ich ihn auf der Bruſt mit mir herum."

„Von wem war er denn?" fragte ich Kaspar'n, der das nicht geſagt.

„Parol! da hab' ich mich übereilt!" rief er aus. „Verzeihen Sie! er war von Annebärbelchen und meiner Mutter. Sie ſchrieben, daß ſie Alles wüßten und ſchier ſich todt geweint hätten. Nun wollten ſie ſich tröſten, da ſie doch nun auch wüßten, daß und wo ich lebe. Daß ſie für mich beten wollten und daß Annebärbelchen mir treu bleiben wolle bis in den Tod. Auch lag ein Stück Brod

drinnen, das dick und groß genug war, daß ich's nicht würde abgerochen haben bis an den jüngsten Tag."

„Half's denn, Kaspar?" fragte ich. „Das iſt ja ein leichtes Mittel, einen armen am Heimweh Leidenden zu kuriren."

„Ob's geholfen! Parol! Herr, es that's. Der Fulder ſagte mir, wie ich's machen ſolle, nämlich, ich ſolle es auf der Bruſt tragen und alle Morgen und Abend dran riechen. Um es beſſer verwahren zu können, nähte ich's in einen Tuchlappen, machte Bändel dran und hing's ſammt dem Brief um den Hals. Es trug ein wenig dick auf, aber die Unteroffiziere und Offiziere bemerkten's doch nicht unter dem Uniformsrock. Wie's der Fulder befohlen, ſo machte ich's, und richtig, mein Heimweh verging.

„Daß ich's ehrlich bekenne, ich wär' auch nicht ganz ungern Soldat geweſen, wenn nur das Todtſchießen nicht geweſen wäre; denn ein Bräutigam und Todtſchießen, das ſind zwei Dinge, die ſich gar nicht paſſen. Zudem für die Franzoſen! wär's noch unſer alter Herr, der Kurfürſt, geweſen! Der aber war in Prag und betete auch kein Vaterunſer für den Hieronymus und den Napoleon, der ihn um's Land gebracht, wie mich um mein Bärbelchen. Ich dachte recht oft an den alten Landesvater, weil mir's nun grad ſo ging, nur mit dem Unterſchied, daß ich noch für den, der mich um's Annebärbelchen brachte, in den Krieg ziehen mußte, was er nicht brauchte.

„Doch ich muß nun wieder von unſerem Marſch erzählen. Wir ſahen Alle trübſelig drein, als uns der König Hieronymus beſchaute. Das Vivat, welches die Unteroffiziere riefen, blieb uns Allen in der Kehle ſtecken. Da hab' ich denn auch den dürren, gelben Franzoſen zum erſten Mal und gottlob! zum letzten Mal geſehen, und mir ging's abermals wie unſerem Kurfürſten in Prag: ich betete auch kein Vaterunſer für ihn. Sie ſagten, er ſei von einer Inſel im Meere zu Haus, da hätten ſie Alle ſo Geſichter wie geräucherter Speck. Er machte ſich auch nicht viel mit uns zu ſchaffen und wir uns ebenſo

wenig mit ihm, etliche ſtille Stoßgebete abgerechnet, die aber etwa ſo klangen, als wünſche man ihn in die Hölle. Ich hätt' ihm gern den Hals umgedreht von wegen meines Annebärbelchens.

„Das war ein Marſch! Herr, ich ſag' Ihnen, der Koth auf der Landſtraße war ſchuhtief! Es war ein helles Herzeleid. Da blieb hier Einer zurück, der marode war, dort Einer. Kamen auch Alle nicht wieder, und beim Licht beſehen, deſertirten ſie Alle in die Heimath und verbargen ſich, denn die Geſchichte hatte bald ein Ende. Da kamen ſie zum Vorſchein. Damals ſah ich ihnen nicht in die Karten, ſonſt hätt' ich's grad ſo gemacht. Wir machten kurze Tagmärſche, weil wir kaum gehen konnten und uns die Schuhe ſchier von den Füßen in Stücke fielen. Von daheim hörte ich kein Wort. Der Fulder ſchrieb mir faſt alle Raſttag. Alle Leute bekamen Briefe nachgeſchickt und kamen richtig an. Mir kam keiner.

„Ach, das quälte mich und ängſtigte mich, und ich mußte alle Tage dreimal an meinem Stücke Brod riechen, daß mir das Heimweh nicht das Herz abdrückte, das wieder hervorkam wie eine Maus aus dem Loch, darin ſie ſich verkrochen hatte. Der Fulder tröſtete mich. Sei kein Eſel, ſagte er liebreich. Geſtorben ſind ſie nicht, denn ſo ein Weibsleben ſtirbt ſo leicht nicht. Vielleicht hat ſich's einen anderen angeſchafft in Deinem Dorfe, ſagte er.

„Ja, angeſchafft! rief ich; wie Du's verſtehſt. In unſerem Dorfe ſind nur noch anderthalb Burſche, nämlich der ſcheele Jörg, der ein Kerl iſt, ſo lang wie unſer Capitain, der Kaſſeler, und der Hannes, der iſt ſo dünn wie ein Nähfaden, und wenn er drei Schuh hoch iſt, ſo iſt er ein Rieſe. Das wär' denn doch ein hundsſchlechter Geſchmack!

„Bleib' mir mit den Mädchen vom Leibe! rief der Fulder. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's da, und iſt ſonſt keiner da, nehmen ſie auch den Ausſchuß. Trau, ſchau, wem!

„Aber es war ſo einer, der überall Unrath ſah, ſonſt nicht übel. Ich dachte: machſt mir meinen Gaul nicht ſcheu, wenn ich

auch einen hätte. Das Bärbelchen wird kein Narr ſein und den ſcheelen Jörg nehmen, der als Spatzenſcheuche in einem Erbſenlande dienen konnte, oder den kleinen Hannes, der ihm bis an den Ellenbogen reicht! Fehlgeſchoſſen, guter Bruder Fulder! das muß ich doch beſſer wiſſen! Und mir die Treue brechen? Nein, da muß etwas anders im Spiele ſein!

„Zu ſolcherlei Reden und Gedanken war nicht mehr lange Zeit, denn bald hörten wir den Kanonendonner bei Leipzig. Wir kamen mitten in die Schlacht, die den Franzoſen den Garaus machte. Da pochte das Herz! So ein Kanonendonner, Herr, das iſt ein Gekrach! Die Erde bebt einem unter den Beinen, und man könnte ſchwören, der jüngſte Tag ſei da. Und wie ging's zu? Herr meines Lebens! Da kamen Wagen voll Verwundeter, daß einem das Herz blutete, die jammerten, heulten — aber fort ging's ohne Erbarmen.

„Als wir näher kamen, wurde Halt gemacht. Die Adjutanten ſprengten da herum wie Irrwiſche im Moor. Da dachte ich nicht mehr heim, ſondern wie ich mich ſalviren und zu den Deutſchen kommen könnte. Jetzt erſt war ich feſt entſchloſſen, mich für die Franzoſen nicht todtſchießen zu laſſen. Als wir uns ein bischen erholt hatten, kam der Befehl, vorzurücken. Wir marſchirten durch ein Dorf, wo in den Häuſern keine Seele mehr war. Jenſeit des Dorfes war ein Bach, und über dieſen führte eine Brücke.

„Halt! dachte ich, könnteſt Du unter die Brücke ſchlüpfen, ſo wärſt du geborgen. Ich that, als ob ich vor Schmerz am Beine nicht weiter könnte, und blieb zurück. Niemand kümmerte ſich um mich, und das Regiment marſchirte hinüber. Kaum waren die letzten über die Brücke, flugs war ich drunter. Nun erſt ſah ich, daß es eine Holzbrücke war. Ein Weidenbaum war drunter herausgewachſen, recht buſchig und dick. Der Stamm bog ſich unter der Brücke heraus, daß man ſich darauf ſetzen konnte. Das Waſſer war wild. Fiel ich hinein, ſo war's aus, denn ich konnte ſchwimmen wie ein eiſerner Keil. Um das zu verhüten, ſteckte ich das Bajonnet in den

Boden und ſtemmte den Kolben gegen die Bruſt. So wär's gegangen, aber ſchlief ich ein (und ich war müde genug dazu), ſo purzelte ich doch herunter. Da nahm ich denn den Riemen, womit ich den Mantel aufſchnallte, und band mich feſt an den Stamm der Weide, und betete herzlich, daß mich Gott ſchützen möge in ſolcher bedenklichen Lage.

„Noch nicht lange hatte ich geſeſſen, da kam Cavallerie und eine Batterie. Das ging über die Brücke weg, daß ſie ächzte und krachte. Wenn ſie einbräche! dachte ich. Die Angſt des Todes legte ſich auf meine Seele.

„Es war gegen Abend. Immer neue Regimenter zogen über die Brücke weg. Wenn ich meinen Ohren trauen konnte, ſo entfernte ſich der Kanonendonner. Mit der Nacht hörte er auf. Jetzt hätte ich ruhig ſein können, aber ich war durchnäßt, und der Abendwind pfiff eiſig mit dem Zuge des Waſſers durch die Brücke. Ich zitterte. Zum Glücke hatt' ich noch ein wenig Branntwein in meiner Weidenflaſche. Der erwärmte und erquickte mich, aber bald darauf ging Alles wüſt im Kopfe herum und ich ſchlief ein. Denken Sie ſich, lieber Herr, bei ſolchem Wetter, in dem man im Vogelsberg keinen Hund vor der Thüre herumgeführt hätte, mußte ich ſechszehn bis achtzehn Stunden machen. Die Nahrungsmittel waren ſchlecht und ihrer wenig. Die Mundportion war mir für einen hohlen Zahn. Kein Wunder, wenn da Uebermüdung, Schwäche und Schlaf einen um den Gebrauch der Sinne bringen. Hätt' ich da die Kriegsliſt mit dem Anbinden nicht gebraucht, ſo war ich ſchnurſtracks ein Kind des Todes, und wie ging's dann meiner Braut und Mutter? Das waren ſchwarze Gedanken! Aber, ach! wie ſchmerzten mich Bruſt und Rippen, als ich gegen Tag erwachte. Es hummerte und knallte ſchon wieder, und diesmal hörte ich mit Schrecken, daß mir der Schall näher kam. Es wurde mit jeder Viertelſtunde ärger. Bald jagten Einzelne über die Brücke; dann ganze Haufen. Endlich kamen Wagen, dann Kanonen. Ich hörte die Franzoſen fluchen und läſtern,

und ſchloß daraus, ohne daß ich etwas verſtand, daß ſie flöhen, denn ſonſt hätten ſie jubilirt.

„Näher und näher kam das Schlachtentoben. Immer wilder und regelloſer flohen die Franzoſen über die Brücke. Kugeln ſchlugen hier und da ein; andere platzten mit ſchauerlichem Krachen. Ich empfahl meine Seele Gott und harrte in Todesangſt. Wie? wenn ſie auf den Einfall kämen, die Brücke abzubrechen oder in Brand zu ſchießen: ſo war ich verloren. Da mögen Sie ſich wohl denken, wie mir's zu Muthe war; ich dachte an das Lied, das ich hundertmal geſungen:

Muß ich denn ſterben?
Bin noch ſo jung, ſo jung;

und zweifelte keine Minute mehr dran, daß nun mein Stündlein würde ſchlagen und ich von Annebärbelchen geſchieden würde vor der Copulation.

„Mit Todesgedanken beſchäftigt, vernahm ich nun, daß die Franzoſen wieder vorrückten. Ich vernahm Deutſch und noch eine vermaledeite Sprache, die ich für ruſſiſch und koſakiſch hielt. Bei dem Gedanken an dieſe Unholde, von denen man im Vogelsberg erzählt hatte, ſie ſpießten die Säuglinge auf ihre Lanzen und nähmen ſie ſo mit ſich hinweg, fiel mir das Herz vollends in die Schuhe. Jetzt kam's in meiner Nähe zum Gefecht. Auf meiner Weide war ich nicht mehr ſicher. Ich kroch daher in die Höhlung unter dem Stamme, die das Waſſer, wenn's hoch ſtand, ausgewaſchen haben mußte.

„Das war mein Glück! — ſie verbarg mich auch völlig.

„Sie haben, lieber Herr," fuhr Kaspar nach einer Pauſe fort, „gar keine Vorſtellung, was ſo eine Schlacht heißt. Dieſes Donnern, Hummern, Trommeln, Blaſen, Schreien, Aechzen und Wimmern unter einander iſt entſetzlich. Ueber eine Stunde hatte die Geſchichte da herum gedauert, da ſchlug eine Kugel in die Brücke; dann eine zweite, dritte, vierte — ſie krachte und brach zuſammen. Ein Trag-

balken fiel gerade auf den sattelartig gebogenen Weidenstamm, wo ich gesessen. Der hätte mein bischen Habe lachenden Erben zugeführt. — Bald darauf hörte ich's patscheln im Wasser. Es setzten, das konnte ich lugend erspähen, entsetzliche Kerle hinüber. Es waren wilde Gesichter mit langen Bärten, kunterbunt gekleidet, kleine quackelige Gestalten mit Lanzen und Gäulen, die kein Haarbreit schöner waren, als sie selbst. Zu diesen Figuren kam die Teufelssprache — das waren die Kosaken, die Menschenfresser! Hu! wenn mich einer gefunden! Der hätte mich offenbar sogleich verzehrt, wenn er nämlich, wie ich nicht zweifelte, einen so greulichen Hunger gehabt hätte, wie ich ihn hatte. Die Kosaken setzten hinüber; dann kamen andere, auch Russen müssen's gewesen sein, Dragoner, die setzten ebenfalls an der Furth über, und von der anderen Seite her hörte ich, wenn der Kanonendonner schwieg, wohl 'mal ein deutsches Wort.

„Das waren Stunden, lieber Herr, die ich meiner Lebtag nicht vergesse. Dabei Frost, nasse Kleider, da das Wasser in meiner kleinen Erdhöhle durchsickerte, und einen Bärenhunger, ohne Hoffnung, ihn zu stillen. Allgemach zog sich das Schlachtgewühl zurück. Der Kanonendonner hallte aus der Ferne bumm, bumm, bumm, und ich dachte in meinem Elende freudig: Nun laufen die Franzosen!

„Als die Angst nachließ, kam mächtiger der Hunger. Da fiel mir plötzlich mein Heimwehbrod auf der Brust ein. Hungersterben und am Heimweh sterben läuft auf eins hinaus, dachte ich. Hatte auch ziemlich Ruhe gehabt in der letzten Zeit, und mußte nicht, da das Riechen an dem Brode schon zeitweis geholfen, das Essen von Grund aus gegen das Heimweh helfen? Der Gedanke war wichtig und besaß von dem Hunger unterstützt eine so wunderbar überzeugende Kraft, daß ich rasch die Kordel abriß, an der es hing, das Tuch entfernte, wo hinein es geschlagen war, und an der steinharten Kruste mit aller Kraft zu nagen begann. Neues Leben

durchſtrömte mich nach dem Genuſſe; neue Lebens- und Heimkehrhoffnung regte ſich. Ich kroch aus meiner Höhle, worin ich wie ein Krebs in der ſeinen ſteckte, und krabbelte auf das Ufer. Alles war todtſtill. Die Dörfer aber brannten im weiten Kreis, ſchauerlich anzuſehen. Jetzt trat der Mond aus den Wolken und rings um mich erblickte ich — Leichen!

„Herr, ich will's bekennen, daß ich von je vor Leichen einen Schrecken hatte, und doch hatte ich nie mehr als eine geſehen! Da herum lagen ſie dutzendweis. Item man gewöhnt ſich an Alles und ſo verliert auch das Furchtbare. Herr, wenn ich dran denke, wie mir's zu Muthe war, als ich die erſte Pfeife Tabak rauchte. O! — O! — Meinte damals auch, Himmel und Erde tanzten einen Schottiſchen, und ich hörte das Klingeln in den Ohren — und der jüngſte Tag ſei da — und nun — iſt mir's das Liebſte, was ich kenne. So gehen die Gänge, ſagte der Müller, — der hatte nur einen, und der war nicht fein; das iſt ſo ein Vogelsberger Sprüchelchen, deſſen Wahrheit ich fühlen lernte. Gegeſſen hatte ich, aber bis zum Sattwerden war ein weiter Weg. Als der Mond die Landſchaft beſchien, ſah ich nicht weit von mir einen Offizier liegen, der hatte einen guten Mantel an. Ganz ſachte ſchlich ich hinzu und rüttelte ihn mit innerem Beben. — Maustodt! — Nimm mir's nicht übel, armer Kamerad, ſagte ich, Dein Mantel nützt Dir nichts mehr und mir viel in dieſer Nachtluft, und mein Mantel iſt durchnaß. Sanft zog ich ihn ab, denn er war nur umgehängt und am Hals zugeknöpft, und legte meinen drüber. Er paßte mir in der Länge vollkommen. Hm! dachte ich, fühl' 'mal, ob er keine Pfeife hat? Ich that's. Richtig, da ſteckte eine und Tabak, ſelbſt Feuerzeug. O ich Glücklicher! Es war ja doch kein Raub! Er rauchte nicht mehr, und ich ſo gern. Noch eins that ich — und das war vielleicht nicht recht — ich gab ihm meinen Tſchako und nahm dafür ſeine Feldmütze. Nun aber ergriff mich auf einmal ein namenloſes Grauen. Ich lief, was ich laufen konnte. Der Mond verhüllte

ſich wieder. Da ſtolperte ich und fiel auf — eine Leiche! Herr, lieber Herr, ich ſag' Ihnen, das war ein Entſetzen ohne Maß. Mir kam's vor, als rege er ſich und als ſollten die ſtarren, eiskalten Arme mich umſchlingen. Raſch raffte ich mich auf, um nach einer anderen Richtung davon zu laufen — abermals kam mir aber etwas unter die Beine. Es war ein Brodbeutel, und alſo der Todte ein Preuße. Ich fühlte — es war ein halbes Commisbrod drin. Ach, dachte ich, Gott wird dir's vergeben! Der ißt ſo wenig mehr etwas, als der Offizier dort Tabak raucht. Ich nahm's heraus, und der Hunger überwand alle Schrecken des Todes, die mich umringten und mich eben faſt von Sinnen gebracht hatten. Wie das ſchmeckte! Aber es blieb nicht ſo viel übrig, als man im Auge leiden kann!

„Neugeſtärkt wanderte ich weiter. Mein Torniſter drückte mich zwar, aber da war ein Hemd und Kleider drin, die ich, wenn ich ein Plätzchen fand, anziehen wollte, beſonders Schuhe und ein paar Gamaſchen. Das Gewehr ſteckte noch im Bache. Nur meinen kleinen Säbel hatte ich noch, und den wollte ich doch auch nicht gern miſſen. Ich wußte ja nicht, wie es ging.

„So wanderte ich denn fort, ohne zu wiſſen, wohin. Das nächſte brennende Dorf war mein Zielpunkt. Feinde waren dort nicht. Die brennende Pfeife im Munde, ſchritt ich, geſättigt und friſch geſtärkt, voran.

„Etwas entfernt von dem Dorf und, da der Wind von dieſer Seite die Flamme anblies, geſchützt, ſtand eine kleine Hütte. Die Thüre war offen, keine Seele nah. Ich trat herein. Alles ſtill. Holla! dacht' ich, als ich in die Küche trat, mach' dir da auf dem Herd ein Feuer an und wärme und trockne dich! —"

„Das war ein guter Gedanke, Kaspar," ſagte ich zu dem Erzählenden und reichte ihm Tabak. „Da Er ſo gern raucht, mach' Er ſich eine Pfeife an." Sein Geſicht verklärte ſich. „O, wenn Sie mir das erlauben wollen," ſagte er, „ſo wird mir das Erzählen noch

friſcher von der Leber gehen!" Nun ſtopfte er ſich, zündete und fuhr dann fort:

„Ja, liebſter Herr, es kommt einem manchmal ſo ein guter Gedanke querfeldein; aber die Noth, liebſter Herr, die Noth, die macht geſcheidt. Ich kroch nun in dem Dunkel herum und ſuchte Brennholz. Das lag in einem Winkel. Selbſt eine Oellampe fand ich und Schwefelhölzchen. Wer war glücklicher als ich? Im ſchlimmſten Fall hätte ich mir auf der Brandſtätte Feuer geholt. Jetzt brauchte ich's nicht. Wie der Blitz brannte das Licht, dann das Feuer auf dem Herd. Ein alter Schemel ſtand noch da, den ſchob ich vom Feuer, hüllte mich in meinen Mantel, drückte die Feldmütze in's Geſicht, lehnte mich wider die Wand und — durchdrungen von der behaglichen Wärme, ſchlief ich feſt und tief ein.

„Wie lang ich geſchlafen, konnte ich am hellen Tageslicht ermeſſen, das mich umgab, aber das fügte mich nicht an, ſondern was mich erweckte. Ein wirrer Lärm war's und Pferdegetrappel. Bald wurde mir's klar. Zwei Koſaken guckten in die Küche, wo ich ſaß, und ſchnupperten herum, wie mauſende oder naſchende Katzen. Als ſie mich erblickten, fuhren ſie zuſammen, nahmen demüthig ihre blauen Mützen vom Kopf und ſtanden da, als ob ſie meines Befehls gewärtig wären.

„Halt, dacht' ich, die halten dich für einen preußiſchen Offizier; denn Mantel und Mütze ſprachen dafür. Ich überlegte ſchnell, und es ſchien mir, ich müſſe mich auch offiziersmäßig gehaben, nämlich befehlshaberiſch, anmaßend und barſch. Nichts leichter als das, liebſter Herr; am Ende kann's jeder Eſel! Wie geſagt, als ich das ſo heraus hatte, riß ich meine Augen ſo weit auf, als ich konnte, ſprang raſch auf, ſtreckte den Arm gebieteriſch nach der Thüre und rief: Marſch."

Kaspar machte mir alle die beſchriebenen Manövre vor und ich brach in ein unaufhaltſames Gelächter aus. Er lachte mit.

„Aber, Kaspar," ſagte ich, „wo hat Er denn all' die Courage hergekriegt?"

„Ja, ja, liebſter Herr," fuhr Kaspar fort, „Sie haben Recht. Vielleicht ſteckte die Courage in dem Mantel! Doch ich will's Ihnen ehrlich geſtehen, daß es mir ging wie allen Maulhelden. Hätten die Koſaken mir in's Herz ſehen können — o weh' dann! Hätten ſie den eiskalten Schauder wahrnehmen können, der mir eine Gänſehaut über den Leib jagte, als ich ſo auftrat, ſie hätten ihren Kantſchu gepackt und mir die Haut zu Juchtenleder gegerbt. So aber ſtand der Vortheil mir zu. Wie wenn der Wind in Spreu fährt, ſo flogen ſie von dannen; ich aber mochte die zweite Probe nicht machen und dachte: ſei klug, Kaspar, und ſchließ deine Thür' zu! Das that ich und gab dann einem zweiten Gedanken Raum, der ſo lautete: ſieh' zu, ob du nichts zu eſſen findeſt. Die Thüre war freilich nur geriegelt und nicht feſt, aber ich dachte doch, es ſei ſicher; legte alſo meinen Mantel, der mich beim Suchen hinderte, auf den Schemel und ging in das Ställchen, das bei der Hütte war. Stangen, welche nahe der Decke hinliefen, ſagten mir, dem in ſolchen Dingen Erfahrenen, daß, ehe das arme Dorf ausgeplündert worden, Hühner in dieſem Stalle gehauſt. Auch wir daheim hatten Hühner, und ich war immer der „Eierfactor" geweſen, das heißt, ich hob die Neſter aus und kannte die Schliche der Hühner, ihre Eier dem Auge des ſuchenden Feindes zu verbergen. Mein Auge fuhr im Ställchen herum. Alles leer! Da aber ſah ich unter der Krippe, die von Holz war, ein Loch, aus dem das Stroh hervorhing. Halt', dacht' ich, in ſolch' ein Mauerloch legte daheim die getippelte Gumpel ſo gerne. Guck 'mal, vielleicht —? Ich fuhr mit der Hand hinein und — hatte mich nicht betrogen. Ein Neſt mit ſechs Eiern fand ich. O liebſter Herr, das war ein Schatz! — In der Küche war noch eine Pfanne von Eiſenblech zum Backen der Pfannenkuchen. Die waren all' mein Lebtag mein Leibeſſen geweſen, und wie lange war ſolch' ein Duft nicht mehr in meine Naſe geſtiegen! Voll Freude lief ich in die Küche zurück, um mir wieder Feuer anzumachen und die Eier

zu backen; aber ein Zugwind wehte mir Rauch entgegen. War die Thüre offen? Nein, die hatte ich ja zugemacht. Ich ging raſch zu — aber wie erſchrak ich! Die Thüre war offen, und als ich in die Küche trat, war mein Mantel fort.

„Raſch zog ich meinen Säbel und lief hinaus — allein das war umſonſt. Dort jagte noch ſo ein Halunk von Koſak, der meinen grauen Mantel um ſich geſchlagen hatte, und ich — hatte das Nachſehen!

„Trübſelig ſchlich ich in die Küche. Das Eierbacken war mir vergangen. Ich begnügte mich, ſie abzuſieden.

„Und als ich ſo bei dem Herde ſaß und ſie verzehrte, ſtieg ein trüber Gedanke nach dem anderen auf. In des Mantels Taſche ſteckte Pfeife und Tabak. Mein ganzes Unglück kannte ich indeſſen noch nicht. Als ich die Eier gegeſſen und nun die Nothwendigkeit fühlte, weiter zu wandern, wollt' ich nach meinem Torniſter greifen, und nun erſt ſah ich, daß der auch fort war!

„So wenig es einem Soldaten paſſen mag, ſo hab' ich doch kein Hehl, daß mir ein paar Thränen in die Augen traten. Was ſollt' ich denn nun anfangen? Mein Gewiſſen ſagte: das haſt du verdient, als du dem Todten das Seine nahmſt. Unrecht Gut gedeiht nicht gut! Bei ſolchem Bedenken trockneten die Thränen, und es kam eine recht tiefe Scham über mich. So ſchnell ich konnte, machte ich mich auf den Weg.

„Wohin? das war die Frage. Die Heerſtraße durfte ich nicht wandern, denn da wurde ich als Franzoſe gefangen; ich trug ja noch die Uniform meines Regiments. Wär' ich die los geweſen! Doch wer ſollte mit mir tauſchen wollen? — In's Land hinein gehen, das ſtand mir frei, allein wo fand ich Obdach und Brod?

„Meine Lage war damals verzweifelt ſchlimm, und ich konnte zu keinem Entſchluß kommen. Endlich wanderte ich auf gut Glück in's Blaue hinein und hielt mich links von der Gegend und Richtung, welche die Armeen mußten genommen haben. Daß mir's

mit den Koſaken ging wie unſerem alten Kurfürſten mit dem Napoleon, nämlich, daß ich kein Vaterunſer für ſie betete, glauben Sie mir. Aber was half's? Er hatte es, und ich war ſeiner quitt!

„Nachdem ich fünf bis ſechs Stunden immer links gewandert war, ſah ich ein gebirgig und waldbedeckt Land vor mir. Die Dörfer hatte ich vermieden, und manchmal mußte ich mich in Gräben legen oder hinter Hecken mich verbergen, weil ich in kleiner Entfernung Koſaken ſah, die auf Plündern und Raub aus waren.

„Nach einer großen Anſtrengung gelangte ich endlich gegen Abend auf eine Anhöhe, die mit Wald bedeckt war. Links in der Entfernung einer halben Stunde lag ein anſehnliches Dorf und zu meinen Füßen eine kleine Mühle.

„Geh' in die Mühle, ſagte ich zu mir ſelbſt, und ſage den Leuten, wer du biſt; vielleicht ſind es wohldenkende Leute.

„Geſagt, gethan!

„Ich ſchritt die Anhöhe hinunter und erreichte die Mühle. Ein Greis ſah aus dem Fenſter. Recht beweglich erzählte ich ihm Alles und bat ihn um eine Herberge und um ein Stück Brod. Mein Wort hatte durchgeſchlagen. Er kam und öffnete die Thüre, die er aber hinter mir vorſichtig wieder ſchloß.

„Brauchtet Ihr nicht einen Mahlknecht? fragte ich den Alten. Ich habe ſchon in einer Mühle gedient; dann bleib' ich bei Euch, bis die Straße frei und der Feind fort iſt.

„Das läßt ſich hören, ſagte der Müller. Wir wollen's einmal mit einander probiren. Er ging mit mir in die Mühle, wo er bald fand, daß ich ihm die Wahrheit geſagt. Der alte Mann wurde immer freundlicher. Er führte mich in die Stube und hieß mich zum Ofen ſetzen.

„Gern folgte ich ſeinem Befehle, denn müde war ich zum Umſinken. Dennoch mußte ich ihm erzählen, wie es mir ergangen, und während ich mir Käſe und Brod gut ſchmecken ließ, hörte er mir aufmerkſam zu.

„Höre, Kaspar, ſagte er darauf, wenn Du ein ehrlicher Menſch biſt, wie ich hoffe, ſo kannſt Du wohl bei mir bleiben, denn ich bin alt, und mein Sohn, der die Stütze für mich ſein ſollte, iſt mir geſtorben. Ich will's einmal mit Dir probiren.

„Als er das eben geſagt, ging die Thüre auf, und leichten Schrittes trat ein friſches, freundliches Mädchen herein, das mich ganz erſchrocken anblickte.

„Brauchſt nicht zu erſchrecken, Chriſtinchen, ſagte der alte Mann; das iſt ein Mahlburſche, der das Geſchäft verſteht, und will bei uns bleiben.

„Ein recht ſcharfer, prüfender Blick des Chriſtinchens traf mich nun. Es war ihm nichts Unfreundliches beigemiſcht. Sie fragte nach dies und das, und dann ging ſie hinaus, mir das Bett zurecht zu machen, weil ich der Ruhe bedurfte. Ich legte mich auch mit des Alten Zuſtimmung gleich zu Bett und begann ſchnell und tief den Schlaf der Ermüdung. War ja doch das Schlafen in den früheren Nächten kein rechter Schlaf geweſen.

„Und in dieſer Nacht träumte ich einen Traum, der meine Seele lange und wunderſam bewegte. — —

„Denken Sie ſich, liebſter Herr," fuhr Kaspar fort, „ich träumte, ich ſei verlumpt, verhungert und im elendeſten Zuſtande heim gekommen, und es ſei dunkle Nacht geweſen, aber hoher Sommer. Das Fenſterlein in meines Vaters Haus habe aufgeſtanden und ich habe hineingeblickt. Da ſaßen alle meine Geſchwiſterchen und meine liebe Mutter, und gegenüber mein Annebärbelchen, ſchön wie ein Engel, aber bleich, und ich hörte ſie reden laut und deutlich. Glaub' dem Gerede nicht, ſagte meine Mutter, er iſt nicht todt! Wer weiß, vielleicht lag er irgendwo und war krank!

„Ach ja, Mutter, ſagte Annebärbelchen, und die Thränen rannen ſtromweis aus ihren ſchönen Augen, ich will's wohl gern glauben, aber ich war doch ſelbſt in der Stadt, und der Bürger-

meiſter ſagte, die Nachrichten lauteten, daß er bei Leipzig abhanden gekommen ſei. Das Regiment ſei darauf in einem Gefechte hart mitgenommen worden. So wiſſe Niemand, was aus ihm geworden. Nun iſt's doch ſchon November und nächſt Advent, und iſt auch keine Nachricht von ihm da. Ach, er iſt todt, rief ſie aus und hielt die Schürze vor die weinenden Augen. Da hab' ich's nicht mehr aushalten können, und ich bin hineingelaufen und ihr um den Hals gefallen, und da — war ich wach, — denn der Müller machte die Thüre auf und ſagte freundlich: ich muß nur 'mal ſehen, ob Du noch lebſt! Es iſt ſchon zehn Uhr!

„Ich rieb mir die Augen und bat ihn, er möge mir's doch ja verzeihen, weil ich gar zu müde geweſen ſei. Er beruhigte mich und ging, ich aber war mit einem Sprung aus dem Bett und kleidete mich an, that aber ein Müllerwamms an von hellem Tuch, das mir der alte Mann hingelegt.

„Darauf bin ich an den Bach gegangen, mich zu waſchen, und dann in's Zimmer.

„Ausgeſchlafen? fragte mich lachend Chriſtinchen. Du mußt wohl recht müde geweſen ſein?

„Ich dachte: ſo müde, als ich jetzt hungrig bin, ſagte aber freundlich ein paar entſchuldigende Worte und ſetzte mich an den Tiſch, wo ſie mir Kaffee einſchenkte und ein Stück Milchkuchen dazu legte. Liebſter Herr, wenn man lange gedarbt hat und trocknes Commisbrod gewürgt und höchſtens einen Schluck Schnapps dazu, ſo iſt es nicht zu ſagen, was einen ſolch' ein Labſal erquickt. Mit hellem Pläſir ſah mir das Mädchen zu, wie es mir ſchmeckte, und ich mußte ihr aus der Schlacht erzählen."

„Nun aber, Kaſpar," fiel ich ihm ein, „hat Er denn Alles ſo haarklein erzählt, wie mir? Auch, daß Er ſich unter der Brücke ſalvirt?"

Er lachte. „Parol! Herr, da haben Sie's getroffen, das verſchwieg ich! Das Teufelsmädel ſah ohnehin ſo neckiſch und

ſpöttiſch drein, daß ich mich nicht wollte von ihr auslachen laſſen und hänſeln!"

„Das dacht' ich mir wohl, Kaspar," verſetzte ich. „Unſer einer kann ſo etwas beurtheilen, aber ſo ein naſeweiſes Mädchen konnte am Ende darüber ſpotten, und das wäre denn doch unangenehm geweſen. Nicht wahr?"

„Parol! lieber Herr, ſo iſt's," ſagte der ehrliche Menſch und wollte eben wieder anheben; allein der Abend ſank herab, und es wurde kühl.

„Wir wollen jetzt aber die Thiere laufen laſſen," ſagte ich, „und den Wagen heraufziehen."

Das war ſchnell geſchehen. Die Unterredung hatte für heute ihr Ende erreicht.

Mein Freund ergötzte ſich unendlich an Dem, was ich ihm von dieſen Mittheilungen ſeines Kaspar erzählte, da er ihm ſelbſt nie ſo die Pforte ſeines Herzens erſchloſſen.

Am anderen Morgen, als wir am Kaffeetiſch ſaßen, ſteckte Kaspar ſein Geſicht in aller Freundlichkeit zur Thüre herein und fragte: „Fahren wir heute?"

Als ich bejaht, nickte er und verſchwand. Auch heute mußte ich allein mit Kaspar fahren, weil der Freund abgehalten war. Unſer Weg führte in's Lorsbacher Thal, wo wir in der Mühle bei Eppſtein unſeren mittäglichen Ruhepunkt in Ausſicht genommen.

Kaum hatten wir die ebene und fahrbare Straße erreicht und meine Pfeife dampfte, ſetzte ſich Kaspar wieder quer. „Ich habe," ſagte er, „dieſe Nacht faſt nicht ſchlafen können, ſo war ich voll von den Bildern jener Tage, von denen ich Ihnen geſtern erzählt. Da iſt mir denn Alles wieder ſo recht friſch in's Andenken gekommen. Wenn Sie darum nichts dagegen haben, ſo fahre ich fort."

Als ich meine Zuſtimmung gegeben, fuhr er denn alſo fort: „Ach! der Traum, den ich in jener erſten Nacht in der Mühle geträumt, hat mir recht auf der Seele gelegen, wie ein centner-

ſchwerer Stein; denn im Vogelsberg ſagt man, Alles, was man in der erſten Nacht in einem Hauſe träume, wo man noch nicht geſchlafen, das ſei, wenn's in die Vergangenheit und Gegenwart ſchaue, wahr, und betreffe es Zukünftiges, prophetiſch, und zudem war's noch in einer Frohnſonntagsnacht! — Ich konnte gar keine Ruhe finden. Dazu war ich wildfremd. Schreiben, liebſter Herr, kann ich nicht, wie ich ſchon geſagt, und der treue Fulder war Gott weiß wo! Sollt' ich gleich dem Chriſtinchen alle meine Geheimniſſe auf das ſchnippiſche Näschen hängen? Das ging nicht. So mußte ich denn warten, bis ich einen vertrauten Freund im Dorfe würde gewonnen haben. Wie ſollt' ich aber den gewinnen? Ich kam nicht in's Dorf, als Sonntags in die Kirche. Der Müller haßte das Wirthshausbeſuchen, und ich war kein Freund davon und hatte auch kein Geld. So unterblieb's denn zu meinem Kummer, und ich merkte allmälig, wie das Heimweh in meiner Seele wieder Platz gewann. Mein Brod, mein einziges Heilmittel, hatte ich unter der Brücke gegeſſen, und ich merkte nun recht, wie es nur zum Dranriechen beſtimmt war und nicht zum Eſſen. Hätt' ich's wieder gehabt und einen Brief geſchrieben — gern wär' ich dann in der Mühle geblieben. Als der Müller ſah, daß ich treu und fleißig war, das Mühlweſen verſtand und auch ſonſt in Haus und Ackerbau tüchtig zugriff und arbeitete, wurde er mir gar gut, und das Chriſtinchen lächelte mir alle Tage liebreicher und freundlicher zu. Sie neckte und plauderte gar gern mit mir und that mir zu lieb, was ſie konnte. Sie war ſchön, Herr, ſehr ſchön, und die Mühle war frei. Ich glaub', ich hätt' ſie zur Frau gekriegt, und der Alte redete ſo verblümt vom Immerdableiben und dergleichen. Manchmal, daß ich's ehrlich geſtehe, war ich in Gefahr, mich in das liebe Mädchen zu verlieben: aber, da ſah ich wieder mein Annebärbelchen im Traum und Alles war aus und vorbei.

„Als ich aber ſah, wie das Ding ſtand, dacht' ich: Kaspar,

es ist deine Pflicht, daß du von der Leber redest, wie's ein ehrlicher Vogelsberger thun muß, der die Leute nicht am Narrenseil herumführen will. Sag's rund heraus und öffne ihnen die Augen, daß sie wissen, woran sie sind.

„Eines Sonntagabends, wo ich aufgeschüttet, die Pferde versorgt, des Christinchens Kühe gefüttert hatte, saßen wir so allein um den warmen Ofen. Da ging mir das Herz auf, und ich erzählte von meiner Mutter und meiner Braut, die daheim harre, und was ich geträumt und wie ich keine Ruhe mehr habe.

„Ach, liebster Herr, heute noch, und es sind nun schon schier vier und dreißig Jahre in's Land gegangen, blutet mir das Herz. Christinchen saß bleich wie ein Todtes da, und der alte Mann sah sein armes Kind an, das mit Mühe die Thränen zurückhielt. Als ich geendet, ging sie, ohne gute Nacht zu sagen, fort und kam nicht wieder.

„Der Müller und ich saßen still einander gegenüber.

„Kaspar, sagte er endlich, Du hast als ein ehrlicher Mensch an uns gehandelt, das Zeugniß geb' ich Dir mit Freuden; auch heute hast Du's gethan, und ich habe Respekt vor Deinem treuen Sinn; aber nun müssen wir uns trennen. — Siehst Du, fuhr er dann nach einer Weile, wo er still und betäubt dagesessen, fort, ich meinte es sehr gut mit Dir. Meine Mühle ist frei und Christinchens Erbe. Daß sie Dich lieb hat, hab' ich schon lange weggehabt. Du hast nichts gethan, dem Mädchen den Kopf zu verrücken, das ist wahr, aber es ist schlimm, wie es eben ist. Du solltest mein Schwiegersohn werden, Kaspar, so wahr Gott über uns ist und hört, was ich Dir sage. Nun ist's vorbei. Geh' morgen schon fort, Kaspar. Je eher, je besser. Findest du Dein Annebärbelchen treu, so heirathe es in Gottes Namen. Ist's anders, so komm' wieder, und wir nehmen Dich mit Freuden an.

„Wieder eine Weile saß der Müller stille da, und ich auch, und die Thränen standen mir in den Augen. Drauf sagte er: Kaspar,

laß uns rechnen! Dann geh' und packe Dein Bündel und geh' in Gottes Namen vor Tag noch. Es iſt beſſer für mein Kind; ich hab's eben überlegt.

„Was ſollte, was konnte ich ſagen? Weinend drückte ich des braven Mannes Hand und ging, mein kleines Bündel zu packen. Er hatte mir Kleider gegeben, und nun beſchenkte er mich noch reichlich, und ehe der Tag graute, ging ich ſchweren Herzens weg von der Mühle, wo mir das Glück entgegengekommen war. Aber dennoch wurde mein Herz bald wieder leicht, denn ich that meine Pflicht, ich blieb meinem Worte, meinem Schwure treu. Dort würde mir doch kein Glück geblüht haben, denn ein Treuloſer iſt nie von Gott geſegnet! Nicht wahr, liebſter Herr?"

„Gewiß," ſagte ich, innig bewegt von der kernhaften Echtheit ſeiner Geſinnung und Grundſätze.

„Ach Gott," ſeufzte er, „wie ſollte es kommen! — Doch — ich will forterzählen. Ich wanderte dann in raſtloſer Eile der Heimath zu. Lieber Gott, überall herrſchte Elend, Krankheit, Mangel, wo die Armeen hergezogen waren. Ueberall begegnete ich jetzt noch ganzen Regimentern Ruſſen, Preußen und Gott weiß von was für Völkern, die alle dem Rheine zuzogen, wo der alte Blücher hinüber wollte, wie mir ein Preuße erzählte, und wollte das Babel, wie er Paris nannte, in die Erde hinein verbrennen. Auf der Mühle hatte ich von den Welthändeln nichts gehört, und den alten Müller kümmerten ſie nicht. Von dem Preußen, der eine Strecke mit mir wanderte, hörte ich von der Schlacht bei Hanau, wo er dabei geweſen und bleſſirt, und dann zurück in's Lazareth geſchickt worden war, aus dem er nun wieder zu ſeinem Regimente zog, deſſen Standquartiere bei Frankfurt waren.

„Mir bebte das Herz in der Bruſt, wenn ich an die guten Menſchen dachte, die ich verlaſſen hatte, und die mich ſo lieb gehabt hatten, und es bebte mir, wenn ich dachte, die Kriegsereigniſſe könnten mein armes Dorf auch berührt und vielleicht ſo getroffen

haben, wie das, wo ich zuerſt ein Obdach gefunden. Sonſt hab' ich immer gehört, das Herz würde einem leichter, wenn man ſich der Heimath nähere. Mir wurde es ſchwerer. Es war die Vorahnung deſſen, was mir bevorſtand. Kein guter Stern führte mich nach Kaſſel. Dort war Alles geſäubert von den Franzoſen und ihren Speichelleckern. Der alte Herr war wieder da. Darüber jubelten Viele; Andere machten ſauere Geſichter. Ich weiß ſelber nicht, wie es kam, daß ich ſo arglos, mir nichts, dir nichts, in das Kaſſel hineinlief! Ich ſollte es bereuen lernen. Man hatte mir geſagt, der alte Herr ſei ſo in die alte Zeit hinein verliebt, daß ſeine Soldaten alle wieder müßten Haarzöpfe tragen, und da ſie die Haare kurz geſchnitten gehabt hätten, ſo ſeien die Zöpfe alle hinten angebunden.

„Daß dich der Kuckuck! dachte ich; die Geſchichte mußt du denn doch auch 'mal anſehen. So ſchritt ich denn dem Markte zu; aber da erkannten ſie mich. Kaspar! hieß es hier; Kaspar! dort. Alle Bekannten kamen herzu. Als aber der Offizier meiner Compagnie es hörte, ich ſei da, ließ er mich ohne Weiteres auf die Wache ſetzen als einen Deſerteur.

„Da iſt mir doch das Herz in die Schuhe gefallen, und ich dachte im Stillen: dort mußt du dein Glück in die Schanze ſchlagen, um hierher in deine Heimath zu kommen und als ein Gefangener behandelt zu werden. Ja, wie ich hörte, ſollte ich gar vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, und da handelte es ſich um Leben und Tod! Meine Lage war ſchlimm, recht ſchlimm, und ich ſaß da in der Wache ſo troſtlos, als ging's morgen zu Grabe.

„Schon am anderen Tage trat das Kriegsgericht zuſammen, und ich wurde vernommen. Da hab' ich aber meine Sache ſelbſt geführt. Als mich der Auditor fragte, wie ich heiße? ſagt' ich: Herr Auditor, ich heiße noch gerade ſo wie damals, als ich mit Ihnen ausmarſchirte."

„Was gab's denn da?" fragte ich meinen Kaspar mit herzlichem Lachen.

„Ei nun, sie lachten auch Alle. Aber, liebster Herr, war das nicht eine dumme Frage? Das wußt' er ja so gut wie ich, was braucht' er noch zu fragen?

„Als er mich fragte, wie alt ich sei? sagt' ich: noch nicht alt genug, um Soldat zu werden, aber der Schultheiß, der Spitzbube, hat mich dran gemacht statt des kruppigen Hannes! Da lachten die Narren abermals, und es war doch wahr.

„Als er mich endlich fragte, warum ich aus dem Glied gegangen sei, da konnt' ich mich nicht mehr halten. Weil ich mich nicht wollte todtschießen lassen für den speckgelben Franzosen, den Hieronymus, sagt' ich, den Gott verdamme, und weil ich zu den Deutschen übergehen wollte, um für meinen Herrn, den Kurfürsten, das Land erobern zu helfen."

„War denn das auch wahr, Kaspar?" fragte ich.

„Parol! Herr," rief er aus, „es war meine Wille; aber mit den Menschenfressern, den Kosaken, wollt' ich auch nichts zu thun haben. Wär' ich zu Deutschen gekommen, so hätt' ich meinen Mann gestanden. Das sagt' ich ihnen auch unter die Nase. Sie lachten nicht, und Mancher drunter bekam eine Pille, die nicht gut schmeckte. Sehen Sie, liebster Herr, wenn ich einmal von der Leber zu reden anfange, dann geht's tüchtig. Alles, was ich sagte, schrieb der Auditor haarklein nieder, daß ich erstaunte. Als das Verhör zu Ende war, wurde ich wieder auf die Wache geführt. Wie ich später hörte, kam das Protocoll vor den Kurfürsten, und der sprach mich völlig frei; aber weil ich so treue Gesinnung an den Tag gelegt, solle ich wieder in mein Regiment gesteckt werden. Das war der Lohn der Treue.

„Da waren denn alle meine Pläne, Hoffnungen und Aussichten zu Wasser geworden! Das war's, was ich mir also in der ersehnten

Heimath geholt. Ich wollte mir die Haare ausreißen; doch es ſollte noch beſſer kommen.

„Ich war noch auf der Wache, weil ich noch nicht zum Regiment abgeführt werden konnte, deſſen zweites Bataillon in Hanau ſtand. Da gab's mit einem Mal einen mächtigen Lärm vor der Wache. Kaspar! mein Kaspar! hörte ich eine Weiberſtimme ſchreien. Ich will ihn ſehen! rief ſie.

„Ich ſprang an's Fenſter. Da wollte ein Gendarm eine arme Frau wegzerren. — Es war meine Mutter.

„O Herr Lieutenant, rief ich, erbarmen Sie ſich! Es iſt meine alte Mutter, die mich todt geglaubt hat!

„Er war ein guter Menſch, hatte vielleicht auch eine alte Mutter. Er ließ die Frau herbringen. Ach, das war ein recht trauriger Auftritt! Sie fiel mir um den Hals und weinte bitterlich. Und doch dankte ſie Gott, daß ich lebe. Aber was hört' ich, die Schuldner hatten ihr das Häuschen genommen, die Aeckerchen verſteigert; zwei meiner Geſchwiſter waren an dem Lazarethfieber geſtorben. Die anderen dienten. Sie zog — bettelnd durch's Land. Und ich — mußte Soldat bleiben.

„Es war zu viel Elend auf einmal. Mir brach ſchier das Herz. —

„Endlich fragt' ich: Was macht denn mein Annebärbelchen, Mutter?

„Sie ſah mich groß an. Haſt Du denn meinen Brief nicht gekriegt? fragte ſie. Sei ſtill, Kaspar, von dem miſerablen Mädel! Es hat, als Du drei Wochen von Kaſſel fort warſt — den Hannes geheirathet!"

„Armer Kaspar!" ſagte ich aus tiefbewegter Seele; denn das war zu viel für ihn. Das hatte er nicht verdient. Es war ein trauriger Lohn für ſeine Treue. Noch jetzt nach vier und dreißig Jahren füllten ſich die Augen des ehrlichen Menſchen mit Thränen.

Er drehte ſich um, pfiff, und die Pferde flogen dahin im raſcheſten Lauf. Man mochte es erkennen, wie er den Sturm in

ſeiner Seele erſt ſich wollte legen laſſen, ehedenn er weiter in ſeiner Geſchichte fortfuhr, die einen ſo trüben Charakter anzunehmen begann.

Endlich kamen wir an eine Stelle, wo der Weg anſtieg. Die Roſſe hielten an im Lauf und gingen Schritt. Kaspar wandte ſein ernſtes, wehmüthiges Geſicht mir wieder zu.

„Sie ſehen, liebſter Herr, ich war von allen meinen Hoffnungen verlaſſen worden. Ich hatte ſtatt Freude Trauer, ſtatt Glück Elend gefunden. Und dort hatte ich mein Glück weggeſtoßen!

„Was ſollt' ich machen? Ich tröſtete meine gute Mutter und hatte ſelbſt Troſt nöthig. Was ich noch an Geld hatte, gab ich ihr und verſprach, ſie von meiner Löhnung zu unterſtützen. Sie mußte endlich gehen; ich aber blieb in meiner Trauer ſitzen. Da trat ein Menſch zu mir und ſagte: Kaspar, was hab' ich Dir geſagt?

„Ich blickte auf. Es war der Fulder.

„Ach, ich dachte wohl ſeines Wortes, als er von den Weiberherzen ſprach. Ja, Du hatteſt Recht, Kamerad, ſagte ich bitter. So ein Weiberherz ſtirbt nicht vor Liebesleid. Sie tröſten ſich und nehmen einen Anderen.

„Und Du willſt Dich härmen? fragte er.

„Um ſie nicht, ſagte ich darauf.

„Apropo! ſo haſt Du auch eine Andere auf dem Strich gehabt? fragte er. Nun dann wirf ihr nichts vor, Alter! dann heißt's: Wurſt wieder Wurſt!

„Du thuſt mir Unrecht, Fulder, ſagt' ich; ſetz' Dich, ich will Dir's erzählen. So erzählte ich ihm nun die Geſchichte von der Mühle und dem Chriſtinchen.

„Ja, das iſt ein Anderes, Kaspar, ſprach er. Sei Du ruhig. Die lauft Dir nicht fort, wenn ſie Dich recht lieb hat. Du aber haſt ein freies Gewiſſen, und das iſt das Beſte. Vergiß das Annebärbelchen, den Racker, der Dich betrogen hat, und ſei gutes Muths. Es geht noch Alles gut. — Nun beſieh' mich 'mal. Wie gefall' ich

Dir in dem ſchönen Großvatersrock? Wie gefällt Dir mein Zopf? Gelt, das iſt etwas Extra's. Ich ſage Dir, die Zöpfe haben ſich gut erhalten. Wüchſig ſind ſie nicht, das iſt das Beſte dran, und für das Anwachſen iſt geſorgt. Sie zu beſchneiden, iſt auch nicht nöthig, und alle vierzehn Tage einmal gewickelt, iſt genug, weil man ſie ganz bequem abnehmen kann. Für's Erſte biſt Du ſicher davor. Es gibt nicht mehr ſo viel Zopfmacher, als wir nöthig hätten, wenn Alle bekommen ſollten. Dein Regiment hat keine und kriegt auch keine. Nur wir hier müſſen ſie haben.

„Ach, Fulder, ſagt' ich, mach' keine Faxen. Du ſiehſt, mir iſt's nicht drum. Willſt Du Etwas thun, ſo ſchreib' mir einen Brief an's Chriſtinchen und an ſeinen Vater, und erzähl' ihm Alles ganz acurat, wie es gekommen iſt, und ich würde kommen, wenn ich frei würde.

„Meinetwegen, ſagte er ruhig. Dann wird's wieder gehen wie beim Annebärbelchen, und dann heulſt Du noch einmal und — es wird nicht anders. Mach's wie ich. Sei gutes Muths und laß es gehen, wie's eben geht! Mit dem Weibsvolke machſt Du doch kein Glück!

„Er ging, und das letzte Wort legte ſich wie ein Alp auf meine Seele. Er war indeß zu gutmüthig, daß er mir's abſchlüge. Er ſchrieb einen Brief, der eine Art hatte, und den ſandte ich ab.

„Mittlerweile kam's wieder anders, wie ich's vermuthet. Unſer Regiment wurde beſtimmt, zur Armee zu ſtoßen, um nach Frankreich zu gehen. Diesmal hüpfte mir das Herz im Leibe vor Luſt. Gegen das Franzoſengeſindel zog ich mit Freuden in den Krieg. Wir wurden nun Alle in die Compagnie geſteckt und rückten an den Rhein. In der Neujahrsnacht gingen wir über den Rhein. Nun, lieber Herr, Sie ſind ja da unten am Rheine daheim, wie ich gehört, da wiſſen Sie, wie das gekommen iſt. Als wir in Paris einzogen, wünſchte ich mir nichts, als ich möchte den ſpeckgelben Hieronymus in die Fäuſte kriegen. Dem wollt' ich's eingetränkt

haben, was er meinem lieben Heſſenland Arges gethan; aber der hatte ſich ſalvirt.

„Nach dem Frieden kamen wir in die Heimath zurück. Ich war Corporal geworden.

„Kaum angelangt, nahm ich Urlaub und eilte heim. Ach, lieber Gott, meine gute, arme Mutter war todt. Meine Geſchwiſter dienten hier und da im Lande. Als ich Annebärbelchen ſah, ſtieß mir's doch heftig an's Herz. Es iſt ein wunderlich Ding mit der alten Liebe, die nicht roſtet. Sie reichte mir weinend die Hand. Ich habe an Dir geſündigt, Kaspar, ſagte ſie, vergib mir's. Dafür verfolgt mich auch das Unglück. Mein Mann iſt ein Branntweinſäufer und wird alle Tage ſchlimmer. Ich ſeh's voraus, daß ich noch mit einem Häuflein Kinder betteln gehen muß, wenn es ſo mit ihm fortgeht. Das ſchnitt mir in die Seele. Vorwürfe machen? Nein, nein, das konnte ich nicht! Ich hatte Mitleid mit ihr, aber zu helfen war da nicht. Der Hannes ließ ſich, ſo lange ich im Dorfe war, nicht ſehen, und hatte Recht.

„Eines Morgens kam Annebärbelchen gelaufen in meines Pathen Haus, wo ich mich aufhielt. Ach, ſagte ſie, da iſt mir etwas eingefallen. Haſt Du auch ſchon den Brief gekriegt, den Dein Bruder Philipp hat? Er iſt weit aus dem Lande gekommen, wo Du einmal warſt. Ich hatte davon nichts gehört, aber Ruhe hatte ich jetzt nicht mehr. Ich ging auf das Dorf, wo Philipp Knecht war. Es lag etwa drei Stunden weg. Der Brief war unerbrochen und etwa drei Monate alt. Der Müller war geſtorben und Chriſtinchen unterſchrieb ſich Chriſtine Krell, geborne Flemming. So hieß ſie! Sie erzählte, daß ſie ſich an einen braven Mann verheirathet und mir alles Gute wünſche. Sie hatte es ſelber geſchrieben."

Als Kaspar das Letzte ſagte, fing ſeine Stimme zu wanken an. Er klatſchte. Die Pferde holten tüchtig aus, und ohne daß er ein Wort weiter mit mir ſprach, ging's fort, bis Eppſtein vor uns lag. Er bog zur rechten Seite ein und ſagte: „Da iſt die Mühle!"

Er ging ſtill an Das, was ihm mit und bei den Pferden oblag, und ich auf die alte Burg, wo mir ein Führer viel Verwunderliches erzählte, und ich war bei Kaspar mit meinen Gedanken und ließ ihn ſchwatzen, ſo viel er wollte. Da lag vor mir ein verödetes Leben, das ein Treubruch verarmt hatte. Und was war dabei ſeine Schuld? Treue! O Welt, wie lohnſt du?

Ich geſtehe, daß mich das Alles ſo tief angriff, daß ich die Burg kaum beachtete, kaum das geprieſene Thal, das übrigens, wie Kaspar ſagte: ſeines Gleichen ſucht — und überall findet.

Auf der Heimfahrt ſagte ich: „Kaspar, Seine Geſchichte iſt noch nicht aus. Ich habe mit großer Theilnahme zugehört. Wie ging's weiter?"

„Ach," ſagte er, „das wickelte ſich kurz ab. Ich blieb Soldat, bis ich verabſchiedet wurde. Daheim hatte ich nichts. Was ſollt' ich im Dorfe machen? Ich wurde Kutſcher und bin's heute noch. Ich habe mir etwas erſpart für den Reſt meiner Lebenstage. Mein Bruder wohnt in dem Häuschen der Eltern, das ich gekauft habe. Dort will ich auch ſterben."

„Und Annebärbelchen?" fragte ich.

Er reichte mir einen Brief. Ich erbrach ihn. Er war ſchlecht geſchrieben, aber das las ich heraus, daß ſie ihm dankte für die Wohlthaten, die er an ihr thue, und Gottes Segen auf ihn herabflehe.

Als ich ihm den Brief gab, drückte ich voll Achtung die rauhe, harte Hand des Menſchen. Er ſah mich dankbar an, pfiff, und die Pferde griffen tüchtig aus. Wir Beide ſchwiegen — wir hatten Beide gewiß viel zu denken. Am anderen Morgen reiſte ich heim, aber heute ſteht dieſes Menſchenleben vor meiner Seele, und ich möchte fragen: ob ein Hochgebildeter ſo gehandelt, wie hier der einfache Menſch aus dem Volke?

Das Original.

Ein Stücklein.

Wir ſaßen gutes Muths im Garten des Oberamtmanns zu E., denn die Drangſalszeiten der proviſoriſchen Regierung waren vorüber, und der alte Herr hatte ſeine vollſte Roſenlaune wiedergewonnen. Das Geſpräch drehte ſich begreiflicherweiſe um die jüngſten Ereigniſſe, um Perſonen und Zuſtände, die in dieſen gehandelt.

Ein Freund des Oberamtmanns, ein enragirter Lobredner der guten alten Zeit, rief plötzlich aus: „Es iſt eine armſelige, verflachte Zeit, in der wir leben! Es gibt keine Charaktere mehr! Alles wird nivellirt und grundmiſerabel!"

„Halt!" fiel ihm der alte Oberamtmann in's Wort, „da haſt Du ein wahres Wort geredet!" Und nun ergoß ſich der ganze Strom ſeiner ungewöhnlichen Redegabe über dieſen Gegenſtand aus.

Nach und nach trat aber die Neigung des alten Herrn in ihre vollen Rechte, ſeine Bemerkungen mit Beiſpielen zu belegen. Das war immer höchſt intereſſant; denn der Mann beſaß eine ungemein reiche Lebenserfahrung und Perſonenkenntniß, erzählte gut und blieb, was hier viel werth iſt, bei der Wahrheit.

„In den Anfang dieſes Jahrhunderts," ſagte er, „ragten noch hin und wieder Originale aus dem vorigen, und es tritt eins vor allen jetzt wieder leibhaftig vor meine Seele, aus deſſen ſeltſamem Thun und Treiben ich Ihnen eine luſtige Geſchichte erzählen muß. Mein Original war ein Pfarrer in unſerer Oberpfalz. Er

hieß Müller und ſtammte aus der „Kümmeltürkei", wie wir zur Zeit meiner Studienjahre die Umgegend von Heidelberg nannten, und daher denn die, welche dort zu Hauſe waren, „Kümmeltürken" hießen.

„Urſprünglich waren es drei Brüder, von denen nur einer verheirathet war, nämlich der Kirchenrathsdiener zu Heidelberg, der nahe am Klingenthore wohnte. Ich kann mir das ſaubere Männlein im leberbraunen Leibrocke, ſchwarzen Wollſtrümpfen, ſchwarzen Manchesterhoſen mit ſilbernen Knieſchnallen und breiten ſilbernen Schnallen auf den Sabots noch recht gut denken. Das dünne Zöpfchen ſtand, einem Zahnſtocher ähnlich, vom Hinterkopfe wagerecht in die Welt hinaus. Auf dem weißgepuderten Haare ſaß das Hütlein. So ſteuerte er, Actenſtöße unter den Armen, von einem der Kirchenräthe zum anderen, und zeichnete ſich durch eine ungemeine Höflichkeit aus. Der zweite Bruder war ein verdorbener Maler, der ſich von dem ehrlichen Alten ruhig ernähren ließ. Statt Palette und Pinſel handhabte er Pfeife und Bierglas, ſo lange er Geld hatte, und las alle Romane der vorhandenen Leihbibliotheken, wer weiß zum wievielten Male, durch. Er war das abſolute Gegentheil ſeines Bruders. Unordentlich und unreinlich, war ihm das Nichtsthun ſüßeſter Lebensgenuß. Konnte er dabei irgend einen luſtigen Streich ausführen, ſo war er unendlich glücklich. Ich muß indeſſen doch bemerken, daß alle ſeine Streiche gutmüthiger Natur, aber eben doch Schalksſtreiche waren. Der dritte Bruder war der älteſte, eben der Pfarrer, und dieſer eben war mein Original.

„Als ich ihn kennen lernte, zählte er bereits ſechszig Jahre, war aber noch rüſtig wie ein Fünfziger. Das war im Jahre 1808. Ich war damals Amtsſchreiber in ſeiner Nähe.

„Müller war ein Männchen, denn er maß kaum volle fünf Schuh. Wenn auch mager, ſo war er doch muskelkräftig und brauchte noch keine Brille. Er war unſtreitig der gelehrteſte Geiſt-

liche des Landes, und bis in ſein hohes Alter ſtudirte er unabläſſig. Schon ſein Aeußeres charakteriſirte das Original. Er trug eine ſchneeweiß gepuderte Perrücke mit mächtigen, um den ganzen ſtolzen Haarbau herumlaufenden, dreifach über einander ruhenden Rollen; einen Pikeſch von ſchwarzer Plüſch mit tellergroßen, überſponnenen Knöpfen, mächtigen, mit eben ſolchen Knöpfen beſetzten Umſchlägen an den Unterärmeln, die bis zum Ellenbogen heraufreichten; kurze ſchneeweiße Manſchetten; kurze ſchwarze Plüſchhoſen mit eiſernen Schnallen (Silber, pflegte er zu ſagen, paßt nicht für einen Pfarrer!); ſchwarze Wollſtrümpfe und Schuhe mit hohen Abſätzen, die auf der oberen Reihe ebenfalls durch eiſerne Schnallen gehalten wurden. Zu dieſem Anzuge gehörte ein winziger chapeaubas unter dem linken Arm und ein ſpaniſches Rohr mit weißem Elfenbeinknopfe von wenigſtens zwei Dritttheilen ſeiner Körperlänge.

„Denken Sie ſich dies vom Alter gebeugte Männchen, in dieſem getreu beſchriebenen Aufzuge — hoch zu Roß — denn dies war der einzige Luxus, den er je getrieben — und Sie werden mir es zugeſtehen, daß dieſe Erſcheinung höchſt originell war.

„Man hätte denken ſollen, die Lachluſt hätte Jeden ergreifen müſſen, wer ihn ſah; aber das war im Umkreis von mehreren Stunden, wo man ihn kannte und reiten ſah, durchaus nicht der Fall, und wenn der Lachreiz beim erſten Erblicken auch wirken wollte, ſo war das Ehrwürdige der Erſcheinung dennoch ſchnell wieder der Damm, der ihm als Grenze diente.

„Ueberall ſtand Pfarrer Müller theils des Rufes ſeiner Gelehrſamkeit wegen, theils durch ſein exemplariſches Leben in hoher Achtung; dabei wußte Jedermann, daß mit ihm gar nicht zu ſcherzen war, denn er übte eine Kirchenzucht in ſeiner Gemeinde aus, die heutzutag fabelhaft klingt und in das Amt des Polizeidieners und Bettelvogts ſelbſt oft ſo entſchieden eingriff, daß Competenzconflicte hätten entſtehen müſſen, wenn es eben nicht der Pfarrer Müller geweſen wäre. Sein Auftreten war entſchieden und impo-

nirend; ſeinen Willen beugte keine Macht, und dieſe Feſtigkeit hatte ſich zu einem Starrſinn ausgebildet, der völlig unbeſiegbar war. Was man aber noch beſonders fürchtete, war ſein ätzender Witz, der als gute Waffe diente. Das Eine nur will ich anführen, um Ihnen zu zeigen, wie er ſeine Gemeinde in der Taſche hatte: ich habe als Amtsſchreiber zehn Jahre bei dem einſchläglichen Oberamte gedient, und nie iſt ein Prozeß aus Müller's Gemeinde vor dem Amt anhängig geweſen. Er entſchied ſie alle, und kein Bauer wagte, Appell einzulegen. Unerbittlich ſtreng übte er ſelbſt die Sonntagsabendpolizei im Dorf, und wehe den jungen Leuten, die er um neun Uhr noch auf der Straße traf. Daß ihm die Liebespärchen, denen er als eingefleiſchter Junggeſell abſonderlich gram war, dennoch Näschen drehten, liegt auf der Hand. Tanzmuſik durfte nur an der Kirchweihe im Dorfe ſtatthaben, und dann ſchloß er alle Laden an ſeinem Hauſe, daß er ja die Töne nicht höre, die ihm ein abſonderlicher Greuel waren.

„Umgang hatte er faſt gar keinen. Eine uralte Magd führte ſein Hausweſen, aber Alles hatte er unter ſtrengem Verſchluß, und ſeine Sparſamkeit artete in ſpäteren Jahren etwas aus, obwohl er gegen Arme höchſt mildthätig war. Ueberhaupt ſchlummerte unter der rauhen, eckigen Hülle ein gutes, mildes Herz, was viele ſprechende Züge bewieſen. Wie er gegen Andere ſtreng war, ſo war er's gegen ſich ſelbſt. Alles hatte im Hauſe ſeine ſtrenggeregelte Ordnung, und der Glockenſchlag der alten Standuhr hinter der Thüre war ein Tyrann im Hauſe, wie der Hausherr ſelbſt einer ſein konnte.

„So war das Hausweſen ungehemmt ſeit dreißig Jahren in ſeinem ſtrengen Geleiſe fortgegangen, da ſtarb die alte Lisbeth und faſt gleichzeitig der Bruder Kirchenrathsdiener in Heidelberg. Dieſe beiden Ereigniſſe drohten eine totale Revolution für Müller's Haushalt. Wo ſollte er eine ſo treue, geduldige Lisbeth wiederfinden? Und was ſollte aus des verſtorbenen Bruders blühendem achtzehn-

jährigem Töchterlein und dem faulen Maler werden? Zwar hatte das ſchöne Mädchen einiges Vermögen, und der Herr Bruder Kleckſer, der ſich einen Künſtler nannte, konnte arbeiten, da er noch Kräfte hatte; allein — was war zu machen?

„Käthchen gelobte brieflich, nach des guten Onkels Willen Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtünde, wenn er ihr nur ein Obdach gewähre.

„Damals ſah man den Pfarrer oft mit raſcheren Schritten, als ſonſt, in ſeinem Garten auf und nieder ſchreiten, die Hände lebhaft bewegen, und man hätte ſeine lauten Selbſtgeſpräche verſtehen können, wenn man hätte horchen wollen.

„Endlich ſchrieb er, und nach acht Tagen zog das Mädchen, das in Heidelberg den Studenten über die Maßen gut gefallen hatte, weil ſie die Schönſte der Stadt war, in's ſtille Pfarrhaus ein, und da ſie nicht allein mit ihren Kiſten und Kaſten reiſen konnte, kam der Onkel Künſtler mit und — blieb da.

„Der gute Maler! Der alte Pfarrer ſah ihn grämlich an und fragte: Was willſt Du aber hier anfangen?

„Er zuckte die Achſeln und hätte gern geantwortet: Gar nichts! aber das ging nicht. Ich denke, Deine Oekonomie wird ja wohl Arbeit geben, antwortete er.

„Meine Oekonomie? fragte ironiſch der Pfarrer. Dann kannſt Du bei Zeiten Dich auf Deine Lorbeern ſtrecken, fügte er hinzu und ging in ſeine Studirſtube.

„Das iſt mir eben recht, dachte der Maler, und begab ſich in den Garten, wo er ſchlenderando luſtwandelte. Er blies ſeine Dampfwolken sine ira et studio in die Luft, denn der Pfarrer war reich und war ſein Bruder. Das Weitere ergab ſich ja ganz von ſelbſt.

„Der Maler machte im Grunde dem Pfarrer weniger Leid als das ſchöne junge Mädchen. Unter die Originalitäten des alten Herrn gehörte ein wahrer Weiberhaß. Ob der ein Ergebniß trüber

Erfahrungen war oder eine fleiſchgewordene Grille, iſt nicht wohl zu ſagen. Hierzu kam noch die Sorge, wie er das Mädchen hüte vor — Liebeleien; denn ſo viel Welterfahrung hatte er, daß er einſah, das habe ſeine erklecklichen Flauſen. Er nahm nun den Maler dazwiſchen, ſchärfte ihm das Gewiſſen und beſtellte ihn zum Mitwächter über Käthchen. Die Hausordnung wurde noch ſchärfer gezogen, und mit der Dämmerung war jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeſchnitten. Der mißtrauiſche Alte viſitirte ſelbſt, und als er nach vier Wochen keine Contravention entdeckt, hielt er die Ordnung für conſolidirt.

„Der Maler wollte ſich todt lachen, Käthchen ſich die Augen ausweinen über den klöſterlichen Zwang, der ihr nicht einmal zuließ, des Nachbars Tochter Abends zu ſprechen, und die war doch ein gar liebes Mädchen, die ſie dadurch kennen gelernt, daß ihre Gärten hinten am Bache an einander ſtießen. Neben dem Pfarrgarten wohnte nämlich der Renovator Lambrecht und ſeine Familie. Er, ein alter Mann, der das Geſchäft ſeinem Sohne übertragen, die Mutter, die neunzehnjährige Tochter und der Sohn, ein blühender junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, das war die Familie, die mit Recht des beſten Rufes genoß.

„Der Maler war bald mit dem alten Lambrecht gut Freund, und Lambrecht's Wein ſchmeckte ihm gar trefflich. Der junge Lambrecht fand an dem jovialen Maler auch Gefallen, doch, und das war unbeſtreitbar, mehr an deſſen Nichte.

„Der Maler hatte bald weg, daß die Zwei ſich lieb hatten, und fand gar nichts Bedenkliches dabei; im Gegentheile, da der junge Lambrecht ſo brav war, gefiel ihm die Geſchichte gründlich wohl. Er ließ es alſo nur nicht gehen, ſondern half, wo er konnte, die Gefahr des Entdecktwerdens von Seiten des Bruders abzuwenden.

„So machte ſich das ganz vortrefflich, und das Pärchen ſchwamm in einem Meer von Entzücken, wenn es ſich im Vaterhauſe ſah und ſprach, was ſich häufiger machte, als man hätte vermuthen ſollen.

Der Alte ahnte nichts, und Lambrecht's Eltern fanden keine Urſache, etwas einzuwenden. Käthchen war ihnen eine liebe Tochter, und dem jungen Lambrecht war's Ernſt.

„Eines Tages trat er höflich in die Stube des Pfarrers.

„Setz' Er ſich, Musje Lambrecht," ſagte der alte Herr. „Was führt Ihn denn zu mir?"

„Eine wichtige Angelegenheit," ſagte Lambrecht mit Stottern und Erröthen. „Ich — ich habe mein ehrlich Auskommen und möchte mich — daher — verheirathen."

„Hm, hm, hm!" hob der Pfarrer an, „das eilt ja ſehr! Ich ſollte denken, Er ſei noch jung. Hat ja das canoniſche Eheſtands-alter noch nicht; doch das geht mich nichts an. Wie heißt denn die Braut?"

„Ja," ſagte der junge Mann, und der Boden unter ſeinen Füßen begann etwas zu wanken, „ja — da — wollte ich eben geziemendſt bei Ihnen anhalten um — die Hand Ihrer — Jungfer Nichte!"

„Nun war's glücklich heraus, und die Bruſt athmete leichter. Das war aber gerade, wie wenn man Waſſer in ſiedendes Oel gießt. Der Pfarrer fuhr wie vom Blitz getroffen auf und ſchrie:

„Was? was will Er? das Käthchen haben zur Frau? Alſo hinter meinem Rücken doch eine Liebelei! Ei, ſo ſoll Euch Gott beſſern! Er unverſchämter Burſche! Was fällt ihm ein? Meine Nichte ſoll nicht heirathen und in's Elend ſtürzen. Das iſt mein Wille, und Er weiß, daß da keine Maus einen Faden von abbeißt. Nun marſch! unterſteh' Er ſich nie mehr, mit ſo einem Gedanken ſich zu tragen. Marſch! ſag' ich."

„Wie der Wind war der bleiche Lambrecht hinaus.

„Draußen ſtand der Maler und fragte: „Alles verloren?"

„Alles und für immer!" rief händeringend der Jüngling, und das arme Mädchen hört's und ſank weinend auf den Herd in der Küche, wo ſie bebend des Ausgangs geharrt.

„Bald aber polterte es oben. Das Hochgewitter zog heran.

Der Alte kam und ſuchte Käthchen. Da gab's eine Fluth von Vorwürfen, Drohungen und dergleichen. Der langen Rede kurzer Sinn war aber kein anderer, als der, ſie dürfe nicht heirathen. Nun und nimmer nicht! Der Umgang mit Lambrecht wurde ſtrengſtens unterſagt und ſo dem Leben des armen Mädchens der einzige Reiz genommen.

„Sie können ſich denken," ſagte der Oberamtmann, „wie da das Leid hereinbrach, wie Thränenſtröme floſſen, wie die Liebe gegen den barocken Oheim nicht wuchs.

„Der Maler rannte wie ein Raſender im Garten herum, fluchte und brummte, und als ſich endlich ſein Grimm gelegt, ſagte er zu ſich: Wart', alter Knaſterbart, ich ſpiele Dir einen Streich, wie Dir noch keiner iſt geſpielt worden!

„Für's Erſte tröſtete er nur das Mädchen, und als um zehn Uhr der Alte in den Federn lag, war am Gartenzaun große Berathung, in der der Maler das Hauptwort führte. Anfänglich gab's eine Menge Einwendungen, aber des Malers ſiegende Beredſamkeit überwand ſie alle.

„Käthchen ging nun nicht mehr vor die Thüre. Der Alte hatte hinter jedem Jalouſieladen des Oberhauſes ſein Obſervatorium. Er bemerkte, daß der junge Lambrecht jeden Tag am Hauſe vorbeiging und es nicht einmal von der Seite anſah. Sein Herz lachte in der Bruſt. Bei dem hat's durchgeſchlagen, ſagte er zu ſich. Aber wohin mag er nur ſo regelmäßig gehen?

„Der Kirchendiener war des Pfarrers getreuer Polizeiſpion. Den fragte er. „Er geht in Müller's, und ich glaube, das Käthchen wird bald ſeine Braut ſein," ſagte der getreue Stoffel. „Auch gut," ſagte der Pfarrer und wurde ruhig.

„Wie es ſo mit den im lieben Deutſchland bräuchlichen Handwerksnamen zu gehen pflegt, ſo war's auch im Dorfe. Der Müller waren drei, außer dem Pfarrer, da, und die Drei waren Brüder und reiche Bauern. Der Eine der Gebrüder Müller hatte

eine Tochter, die auch Käthchen hieß. Daß ſie buckelig und einäugig war, bekümmerte den Pfarrer nicht; ja es war ſogar in ſeinen Augen ein Vorzug, weil es ein Schutz war gegen mögliche Verſuchung zur Liebelei, die er, wie den Erbfeind alles Guten, haßte. Daß das arme Mädchen kränklich war, wußte er gar nicht.

„Alles ging nun im Hauſe ſeinen ſtillen geregelten Gang und der Alte ließ alles Spioniren. Daß aber der junge Lambrecht jeden Abend über den Zaun ſtieg und an Käthchens Fenſter ſtand bis elf — zwölf Uhr, das ahnte er nicht, machte ihm alſo auch keinen Kummer. Der Maler aber machte oft ein triumphirend Geſicht.

„Es mochte gegen den Herbſt gehen, als wieder der junge Lambrecht nach höflichem Anklopfen in des Pfarrers Studirſtube trat. Wie befangen er dabei war, ſah der Alte wohl, aber er ſchrieb's auf des früheren Auftritts unangenehmes Conto und dachte: Du mußt um deſto freundlicher ſein!

„Wie geht's, Musje Lambrecht?" war ſeine freundliche Anrede. „Setz' Er ſich! Was bringt Er mir Gutes?"

„Obgleich Sie mir ſo ſehr abriethen," hob Lambrecht mit wankender Stimme an, „ſo — ſo — komm' ich doch wieder, — um — Sie zu bitten, mich zu proclamiren! Ich muß heirathen, die Eltern wünſchen es."

„O das iſt etwas Anderes," ſagte der Pfarrer. „Da muß Er als guter Sohn gehorchen. Nun, hat ja Brod und ein ſchönes Auskommen. Wie heißt denn die Braut? Doch — ich will gleich den Ausrufezettel ſchreiben, um ihn in die Agenda zu legen. Wie heißt Er?"

„Friedrich Lambrecht."

„Wie alt?"

„Zwei und zwanzig Jahre."

„Geſchäft?"

„Landrenovator."

„So," ſagte der Pfarrer. „Die Braut heißt?"

„Katharina Müller."

„Wie alt?"

„Achtzehn Jahre."

„Der Vater heißt?"

„Andreas Müller."

„Gut; ich wünſche Gottes Segen!"

„Lambrecht dankte und ſchob ſich ſo ſchnell als möglich zur Thüre hinaus.

„Wie ging's," fragte der Maler mit einem pfiffigen Schalksgeſichte.

„Sehr gut!" ſagte der junge Mann; „aber wie wird's enden?"

„Courage, Freund!" flüſterte ihm der Maler zu. „Gebt nur Euer Spiel nicht verloren, ſo lange Ihr den letzten Trumpf habt."

„Des Pfarrers Haus und ſeine Vorgänge blieben dem Dorf ein Geheimniß. Es ging auch Niemand hinein, wenn er nicht mußte, denn da gab's Rüffel über Rüffel, es ſei denn, daß man ein beſonderes Geſchäft hatte, und ſelbſt dann hatte oft der Alte etwas aufgeſpart, das nun wohl zubereitet dem Gaumen Deſſen zugeführt wurde, für den es bereits längſt in der geiſtlichen Küche bereitet war. Die Dinge ſollen aber allezeit einen bitteren Geſchmack gehabt haben. So dunkel alſo das Innere des Pfarrhauſes für die Dorfbewohner war, ſo blieb dennoch die Liebſchaft des jungen Lambrecht und Käthchen kein Geheimniß. Das, was zwiſchen Lambrecht und dem Alten vorgegangen, wußte Niemand, denn eine Magd war nicht im Hauſe, und Lambrecht's hielten reinen Mund ſchon darum, weil es ihre Ehre heiſchte, nicht als die von dem Pfarrer Verworfenen zu erſcheinen.

„Als nun der alte Herr am Sonntage das Paar ausrief, verwunderte ſich Niemand, wohl aber freuten ſich Viele, denn dem Lambrecht gönnten ſie das ſchöne, ſittige Mädchen, weil ſie ihn achteten. Niemand dachte aber an Andres Müller's buckeliges und

kränkliches Käthchen, wie der Pfarrer. Er hielt die Sache für ausgemacht, bedachte aber nicht, daß sein Bruder, der selige Kirchenrathsdiener, auch Andres geheißen, und der andere Bruder, der Maler nämlich, ein ausgeheckter Spitzbube war.

„Die Proclamationen waren vorüber, und Dienstags war die Trauung.

„Ehe ich jedoch weiter erzähle," unterbrach sich der Oberamtmann, „muß ich Ihnen noch eine Eigenthümlichkeit sagen, die den Pfarrer Müller vor Hunderten auszeichnete. Wenn er predigte, sah er keinen Menschen an, ebenso, wenn er aus der Agenda las. Erst wenn er das Amen salbungsvoll gesprochen, schlug er das Auge auf. Anfänglich berührte das die Gemeinde unangenehm; allein der Vortrag war sonst einschmeichelnd angenehm, die Predigten vortrefflich; so gewöhnte man sich denn leicht an eine üble Angewohnheit des verehrten Mannes, bei dem man eben über viele Sonderbarkeiten wegzusehen sich gewöhnen mußte. So hatte sich die Gemeinde in ihn hineingelebt.

„Montags kam Lambrecht und bat um die Trauung. Er war sehr ergriffen, ja man könnte sagen: erschüttert, der junge Mann, und der Pfarrer wußte sich das gar nicht zu denken. Er ging um die bestimmte Stunde in die Sakristei und harrte des Paares. Endlich stand es am Altar, und der Kirchendiener öffnete die Sakristei.

„Müller trat langsam heraus; den Blick zur Erde gesenkt, sah er die weißgekleidete Gestalt. Er trat an den Altar und begann das Trauungsformular zu lesen. Das Brautpaar sprach sein Ja, und er schloß und segnete den Bund. Als er das Amen sprach, blickte er das Brautpaar an, und ein lähmendes Entsetzen ergriff ihn — vor ihm stand ja seine Nichte, sein Käthchen Müller, und sie war vor Gott und Menschen nun die Frau Lambrecht.

„Das Mädchen sank ihm weinend zu Füßen, aber er sah sie

nicht an, ſondern rannte bleich und entſtellt von Zorn zur Kirche hinaus — heim.

Der Kirchendiener Stoffel ſchüttelte den Kopf. Als ihm aber Lambrecht ein ungewöhnliches Etiam in die Hand drückte und nachdrücklich ſagte: „Stoffel, haltet's Maul!“ — da war Alles gut. Und er führte ſein junges Weib heim, das an ſeiner Seite hinwankte und zu Hauſe ohnmächtig hinſank.

„Derweile donnerte und blitzte es im Pfarrhauſe, und der Maler hatte des Zornes Fluth zu tragen; das that er in der Stille.

„Endlich ſagte er: „Bruder, Du wollteſt, daß ein junges, blühendes Leben verkümmere, ſeiner Beſtimmung entzogen werde; war das vor Gott zu verantworten? Bei Deinem Starrſinne war an keine Vermittelung zu denken. Da hab ich's ſo gemacht, wie Du es hätteſt machen ſollen. Zu ändern iſt nichts mehr. Willſt Du nun, daß das ganze Dorf Dich auslache, daß Dein Anſehen heillos untergraben werde, ſo fahre fort, wie Du eben angefangen. Willſt Du vernünftig handeln, ſo mache zum böſen Spiel gute Miene. Vergib, wie es einem Chriſten zukommt, und ſegne den Bund von Herzen als Onkel, wie Du ihn als Pfarrer geſegnet haſt. Bedenke das!“

„Er ging hinaus und ſetzte ſich in die Stube ſtill hin. Der Alte rannte wie ein Raſender im Zimmer auf und nieder, aber immer langſamer, endlich ging die Thüre auf, und er trat heraus.

„Du haſt mir da einen Schalksſtreich geſpielt nach Deiner Art,“ ſagte er milder, als es der Maler erwartete; „allein es iſt geſchehen, und damit, was Du vorhin ſagteſt, hat's freilich ſeine Richtigkeit. Laß uns zu Lambrecht's gehen.“

„Victoria!“ rief der Maler, faßte ſeinen Bruder am Arm und zog ihn fort.

„Käthchen war wieder zu ſich gekommen. Sie mußten zwar noch eine Predigt anhören, die ihnen den Kopf wuſch, aber es war Alles gut, und hätte der Maler ſein Maul halten können, ſo hätte nie ein Menſch den wahren Hergang erfahren. —

„Dies war das einzige Mal, daß der Pfarrer ſeinen Kopf brach. Die Leute meinten, nun ſtirbt er gewiß, aber er lebte noch viele Jahre, und das Familienglück Käthchens ſoll einen mildernden und nach innen beglückenden Einfluß auf ihn gehabt haben.

„Seinem Bruder rüppelte er oft noch den Streich; allein wenn der Käthchens blühenden Erſtgeborenen ihm hinhielt und ſagte: „Siehſt Du, Alter, mir war's nur um Arbeit zu thun; ſeit ich Kindermagd geworden bin, hab' ich etwas zu thun!" — dann mußte er dennoch lachen und ging in ſeine Studirſtube.

„Sehen Sie," ſagte der Oberamtmann, „das war noch ein ſeltenes Junggeſellenoriginal, wie's heute keins mehr gibt. Das Geſchlecht dieſer Zeit iſt zu miſerabel, als daß es abnorme Charaktere ausprägen könnte, und das Leben zu zerfahren zur Originalität."

* * *

An des Oberamtmanns Schlußwort hab' ich oft gedacht. Faſt glaub' ich — er hat Recht!

Das Mühlchen in der Morgenbach.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1716.

1.

Lieb' Mütterlein, lieb' Mütterlein,
Die Lieb' iſt wie ein Vögelein,
Das frei ſich ſchwinget auf den Aſt,
Wo's halten will zum Liebe Raſt;
Das ſelber nach dem Neſtlein ſchaut,
Wohin es ſich das Neſtlein baut,
Und — läßt ſich zwingen nimmer!

Volkslied.

Lichtmeß war ſchon vorüber, und obwohl das Sprüchwort ſagt: Lichtmeß, Spinnen vergeß! bei Tag zu Nacht eß! ſo weiß ich doch ein kleines Stüblein, ſo ſtill und traulich, da ſaßen zwei und ſpannen wacker, und von Mitternacht war's doch nicht weit mehr. Der Faden des Geſpräches war eher ausgegangen, als der Faden, den die Hand aus dem Rocken zog, oder ſie hatten ihn abbrechen laſſen, weil die Gedanken eines Jeden einen anderen Weg nahmen und es nicht mehr ſo ſelbander fortwollte. Wie konnt's auch anders ſein? Achtzehn Jahre und drei und ſechszig Jahre — das iſt ein Unterſchied! Da ſind die Gedanken nicht dieſelben, nicht die Richtung, nicht die Ziele!

Und ſo war der Unterſchied bei den Spinnerinnen im Stübchen, Mutter und Kind, Mariechen und der Müllerin auf der Morgen-

bach. Mariechens Gedanken waren droben in Nothgottes, wo das wunderthätige Bild ſteht, das einſt der Ritter Brömſer von Rüdesheim herausgrub, und das Klöſterlein baute und das Kirchlein dazu. Ei, wie fromm das blondhaarige, blauäugige, roſig blühende Mariechen war! ſagt vielleicht manche freundliche Leſerin. Obwohl die lieblichen Mädchen Anno 1716 viel frommer waren, als Anno 1849, und obwohl das Mariechen ein recht frommes Seelchen war, ſo thut's mir doch leid, ſagen zu müſſen, daß ſich diesmal die freundliche Leſerin geirrt hat. Ich weiß genau, was das liebe Kind dachte, und das, woran ſich jetzt ihre Gedanken hefteten, war weder das wunderthätige Bild, noch die Kirche — ſondern — doch ich will's kurz mittheilen. Anno 1715 war die Müllerin, eine recht fromme, arme Wittib, weil ſie es ſo zur Buße gelobt, auf Erbſen nach Nothgottes gegangen, und Mariechen neben ihr auf ihren Strümpfen. Das war ein Zuſammenfluß von Menſchen! Fünftauſend iſt zu wenig! In der Kirche war an's Knieen nicht mehr zu denken, und als all' die Leute: mea culpa, mea maxima culpa riefen und an ihre Bruſt ſchlagen ſollten, als der Paſtor von Eibingen die heilige Monſtranz in die Höhe hob, da war kaum ſo viel Raum, daß ſie ſich an die eigene Bruſt ſchlagen konnten. Es war hoher Sommer, backofenheiß und ſo gepreßt zu ſtehen, das war eine fatale Geſchichte. Da wurd's dem Mariechen auf einmal blitzblau vor den Augen, und ehe einer ein halbes Ave gebetet, ſank's zuſammen.

„Jeſus, Maria, mein Kind!" ſchrie die alte Mutter, die ſah, wie die rothen Röſelein auf Mariechens Wangen auf einmal zu ſchneeweißen umgewandelt wurden.

Wie der Blitz faßten ein Paar kräftige Arme das liebliche Mädchen. Die Leute machten Platz, und bald war das Mädchen draußen in des lieben Herrgotts friſcher Luft. Die Mutter hatte auch nachgewollt, aber die Gaſſe, die man der Ohnmächtigen machte, ſchloß ſich für die Geſunde, und die Arme des Mütterleins ver-

mochten die Menſchenmauern nicht zu durchbrechen, die ſie umgaben. Als Mariechen die Augen aufſchlug, ſah ſie in zwei große, ſchöne Augen und in ein gar ſchönes Jünglingsgeſicht, und bald merkte ſie, daß ſie von den Armen recht innig umſchlungen war und an dem Herzen lag, die alle drei zu den zwei ſchönen Augen gehörten. Sie wollte ſich loswinden, aber ſie war noch zu matt. Eine Gluth, zum Brennen heiß, ſtieg wieder auf die bleichen Wangen, und ſie ſagte: „Laßt mich los, mir iſt wieder gut!“ „Gottlob,“ ſagte aufrichtig der junge Menſch; aber mit dem Loslaſſen ſchien's ihm kein Ernſt. Feſter drückte er das ſchöne Mädchen an ſich, und nachdem blitzſchnell ſeine Augen umhergeſchweift waren und ſie ſich die Gewißheit verſchafft, daß Niemand nach dem alten Nußbaume ſehe, wo er mit der ſchönen Bürde auf einer Bank ſaß, drückte er einen heißen Kuß auf des Mädchens Lippen. Mariechen hätte recht bös werden ſollen — aber ſie kam gar nicht dazu und konnte die Kehr nicht finden. Sie ſtellte ſich ſo bös, als ſie konnte, und war im Nu auf den Beinen.

„Das war recht abſcheulich!“ grollte ſie mit flammendem Geſicht. Er aber ſah ſie an und ſagte: „Grolle mir nicht, Du holdſelig Kind, ich habe nicht anders gekonnt! War's unrecht, ſo bitte ich, vergib! Dich vergeß ich nun und nimmermehr!“

Sie hatte ſich abgewendet und ordnete ihr Haar und ihr Nebelkäppchen, das verſchoben worden war.

„Ach, ſei mir doch nicht bös, Kind!“ bat der Jüngling wieder ſo weich. „Ich habe Dich ja aus der Kirche getragen, als Dir's weh wurde. Denk', es ſei mein Tragelohn!“

Sie wollte ihm keine Antwort geben, aber wollte ihn doch noch einmal anſehen. Daher wandte ſie ſich und fragte: „Wo iſt meine Mutter?“

Und nun ſah ſie, daß es ein vornehm gekleideter junger Menſch war, ſo etwa ein Student von der Mainzer hohen Schule oder dergleichen, und bildhübſch dazu. Sie erröthete wieder und flog

dann wie das geſcheuchte Reh zur Kirche. Die Mutter fand ſie. Der Prieſter hatte ſie abſolvirt. Nun konnte ſie gehen und ſchritt denn auch, ſorglich forſchend, wie dem lieben Kinde ſei, an Mariechens Hand aus der Kirche. Sie ſagte kurz, es ſei Alles vorüber, und ließ dann ihre Augen nach der Bank ſchweifen — aber Alles war leer und nichts von dem Jüngling zu ſehen, wohl aber zu fühlen, denn der Kuß brannte noch auf ihren Lippen.

Seitdem mußte ſie immer an den hübſchen Jüngling denken, und es war ganz kurios, daß ſie ſein Bild überall vor Augen ſtehen hatte, im Wachen und im Traume. Goß ſie das Tuch auf ihrer Bleiche, ſo ſtand er vor ihr; ſchöpfte ſie das Waſſer im klaren Morgenbach, ſo ſah ſein Geſicht heraus und lächelte wie damals — kurz überall ſah ſie ihn, und wenn ſie ſich auch noch ſo viel Mühe gab, es half abſolut nichts.

So war denn auch jetzt wieder die ganze Geſchichte, wie ſie zu Nothgottes erlebt, aus dem Rocken herausgeſponnen worden, und ein Seufzer ſetzte das Punktum an's Ende oder das Ausrufungszeichen, das ja auch gebraucht wird, wenn man einen Wunſch ausdrückt!

Die drei und ſechszigjährigen Gedanken der Mutter waren nicht zu Nothgottes, ſondern in der Mühle; nicht bei dem hübſchen jungen Herrn, den ſie auch gar nicht beobachtet, wie er während der Meſſe ihr ſchönes Kind betrachtet hatte, als wolle er das Bild in ſeine Seele prägen, daß es nicht wieder verwiſcht werde, ſondern ſie waren bei dem Jakob, den ſie gern zum Schwiegerſohne gehabt hätte.

Damit ſtand's ſo: Der Müller auf der Morgenbach war ſchon ſeit fünfzehn Jahren todt. Obwohl die Wittib mit acht und vierzig Jahren noch eine hübſche Frau war, die zu heirathen kein Mahlburſche Bedenken getragen, ſo mochte ſie doch ihrem Mariechen keinen Stiefvater und keine Stiefgeſchwiſter mehr geben. Sie ſelbſt hatte ſolche gehabt und wußte ein Liedlein davon zu ſingen, das

gar eine bitterliche Weiſe hatte. Das Erbe war für Mariechen klein genug, daß ſich Gott erbarme!

Nun war ſeit den fünfzehn Jahren das Mühlchen nicht jünger geworden, und der Giebel nach dem Rheine neigte ſich bedenklich, ſo etwa, wie die Müllerin nach vorne, und es kam ihr manchmal ſo in den Sinn, als bedeute ihre und des Giebels Neigung die Richtung nach der Erde, wobei die ihre ſechs Schuh tiefer ging, als die des Giebels, der ja, wenn er brach, oben liegen blieb, während ſie hinabgeſenkt würde in das enge Kämmerlein. Die Mühle bedurfte eines Baues, der Bau eines Bauers, und ſie, zwar nicht für ſich, wohl aber für Mariechen einer Stütze, zumal wenn etwa ihr Stündlein kommen ſollte.

Nun hatte ſie mit Mahlburſchen gehauſt. Das war auch nicht ſonderlich erfreulich. Der Eine hatte für ſich gemaltert, der Andere war faul geweſen, der dritte ein Trinker — kurz in den fünfzehn Jahren hatte ſie nur Einen, der ganz das war, was er ſein ſollte, und das war der Jakob Wolfsheimer, der nun ſchon drei Jahre bei ihr war. So treu wie der war Keiner geweſen; daß es ihm drum zu thun war, in der Mühle zu bleiben, konnte man ſich an den fünf Fingern abzählen. Er gab der Alten zuckerſüße Wörtchen, wenn ſie auch noch ſo mißliebig war, und dem ſchönen Mariechen ging er durch Waſſer und Feuer. Jung war er zwar nicht mehr, und die acht und zwanzig und etliche Heumonate mochte er auf den ſtämmigen Schultern haben; aber was that das? Ihr Seliger war auch zwölf Jahre älter als ſie geweſen, und in ihrer Ehe war das Sprüchlein wahr geworden: Bei den Alten iſt die Frau gut gehalten! Der Jakob Wolfsheimer war dabei ein ſchöner Mann, wenn auch ſein Geſicht finſter und ſein Auge etwas Unſtätes, Scheues, Verſtocktes und Tückiſches hatte. Er war brav, ein tüchtiger Müller und ſo weiter.

Bei dieſer Angelegenheit war ſie mit ihren Gedanken, denn der Jakob hatte das Mädchen lieb und hatte heute ſo Etwas fallen

laſſen vom Fortgehen, wenn er nicht Hoffnung habe, für immer in der Mühle zu bleiben. — Es war gar ſeltſam — aber mit einem Male brach der Mutter und der Tochter der Faden. Sie bückten ſich Beide zur Spuhle, ihn zu ſuchen. Als er wieder angeſponnen war, ſagte die Mutter:

„Marie, weißt Du auch was Neues?"

„Was denn?" fragte das Mädchen.

„Der Jakob will fort!"

„Glück auf die Reiſe! Laßt ihn laufen, Mutter!"

„Du, dummes Ding, haſt gut reden," kollerte die Mutter. „Was fangen wir dann an?"

„Wir nehmen einen Anderen!"

„Hätteſt Du erlebt, was ich ſchon in meinem Wittwenſtand erlebt habe, Du würdeſt anders reden! So Einen wie den Jakob kriegen wir nicht wieder. Was haſt Du nur gegen ihn?"

„Gar nichts," ſagte Marie, ich kann ihn nur nicht leiden!"

„Was hat er Dir denn gethan, Du tolles, aberwitziges Ding? Thut er Dir nicht Alles zu Gefallen? Hat Dir noch letzten Mittwoch den ſchönen Rosmarin von Bingen mitgebracht!"

„Er hätt' ihn für ſich behalten können!"

„Schäm' Dich, Mariechen," rief die Mutter. „Nach meiner Zufriedenheit fragſt Du nicht. Ich werde alle Tage baufälliger, und ſo geht's grade der Mühle. Was ſoll aus Dir werden, wenn ich nun ſterbe? Wer ſchützt Dich in dieſen argen Zeitläuften? Wer baut die Mühle? Der Jakob hat Geld, wir keins! Und iſt er nicht ein ſittſamer, fleißiger und verſtändiger Menſch? Verſteht er nicht bei ſeinem Mahlen auch noch die Kunſt als Mühlarzt? was hätt' ich ausgeben müſſen, ſeit er in der Mühle iſt, wenn ich Alles, was er mit ſeiner kunſtreichen Hand poſſelt, hätte bezahlen ſollen? Du liebe Zeit, ich hätte können eine Hypothek auf's Mühlchen machen, und ſo iſt's doch ſchuldenfrei. Sag' mir einen Burſchen zu Trechlingshauſen, Aßmannshauſen oder Heimbach, der ſo zurück-

gezogen und ſparſam lebt wie er? Frage den Schultheißen, ob einer ſo wenig in ſein Haus kommt wie er, zu trinken oder zu knöcheln? Alles ſpart er ſich. Und wer iſt ſo fromm wie er? Er verſäumt keine Frühmeß und kein Hochamt. Ueber ſeiner Kiſte hängt ein Weihwaſſerkeſſelchen und ein Palmbuſch. Er betet Morgens und Abends den Roſenkranz. Und gelt, was hat er Dir einen ſchönen Roſenkranz mitgebracht, als er an der Moſel war oder in Coblenz? Siehſt Du, Mariechen, ich könnt' mir kein größer Glück wünſchen, als wenn Du ihn heiratheteſt. Wie lieb hat er Dich! Er hat auch ſo auf den Buſch bei mir geklopft, und ich muß einmal im Ernſte mit Dir reden. Jetzt ſind wir ſo ſchön allein, und er ſchläft ſchon."

„Mutter," rief das Mädchen, „ſage, ich ſoll in die Klauſe gehen, in den Rhein ſpringen, ich thu's lieber, als das!"

„Ei Du gottvergeſſenes Ding!" ſchalt die Mutter. „Gelt, er iſt Dir zu alt? Nun, laß Dich jung hängen, ſo wirſt Du nicht alt! Dein Vater war auch zwölf Jahre älter wie ich, und als er ſtarb, war er doch noch ein junger Burſche gegen mich. Wie alt iſt er denn? Wenn noch ein paar Jährchen um ſind, biſt Du eine alte Jungfer."

„Nein, Mutter," ſprach Mariechen darauf ruhig und feſt; „gebt den Gedanken auf. Ich kann einmal den tückiſchen, verſtockten Menſchen nicht leiden. Wer Niemanden ehrlich anſehen kann, taugt nichts. Er iſt ein Geizhals, ein Pfennigfuchſer. Für ſeine Frömmigkeit geb' ich keine Hand voll Kleie. Das gute Gewiſſen fehlt ihm. Gegen uns ſtellt er ſich wie ein Lamm und iſt doch inwendig ein reißender Wolf. Ich hab' ihn einmal bös geſehen, da war er ein wahrer Teufel, und hätt' ich nicht abgewehrt, er hätte den Mann, der ihn beſchuldigt hatte, er habe gegen Recht gemaltert, mit dem Beile todtgeſchlagen. Ihr meint, er wär' ſo fromm? Wo geht er denn Nachts, wenn Alles ſchläft, hin? Meint Ihr, ich ſchliefe immer wie ein Sack? Geht jetzt an ſein Bett? Wenn er im Hauſe iſt, ſollt Ihr mich nicht mehr als Euer Kind anſehen. Nein, Mutter,

lieber ſterben will ich, als ſeine Frau werden! Und zwingt Ihr mich, ſo ſag' ich am Altare noch nein oder ſpringe gar in den Rhein, wenn ich nicht in's Kloſter gehe!"

Da ſchlug's auf der Stubenuhr Zwölf, und die Mutter ſagte: „Wir wollen ſchlafen gehen!" Zuvor nahm ſie das Licht, ging in Jakobs Kammer — und — das Bett war leer. Sie ging in die Mühle — er war nicht da. Gedankenvoll kam ſie wieder und legte ſich ſtill zu ihrem Kinde; aber ſie ſchlief nicht und hörte, wie nach ein Uhr der Jakob leiſe die Treppe hinauf nach ſeiner Kammer ſchlich.

Mariechen hatte zwar keinen beſtimmten Argwohn ausgeſprochen, aber es heißt in dem Liede:

Ein Fünklein, das da fährt in's Stroh,
Kann leicht zur Flamme lohen;
Wo der Verdacht in's Herz ſich ſchleicht,
Da wächſt er ſchnell, da wächſt er leicht;
Der Glaube wankt, Vertrauen weicht,
Und Ruh' iſt dann entflohen!

So ſtand's bei der Müllerin. Das Fünklein war in's Stroh gefahren! Was mag nur das Kind mit dem „reißenden Wolfe" gemeint haben? fragte ſie ſich, als ſie Nachts wach im Bett lag. Zu fragen wagte ſie nicht, weil ſie die Sache lieber im Dunkel laſſen, als zu einer Gewißheit kommen wollte, die vielleicht alle ihre Hoffnung zu nichte machen konnte. Wie ſie aber ſo ſann und grübelte, kam ihr eine recht ungelegene Erinnerung. Vor einem halben Jahre war's, da ging ſie einmal Morgens nach Jakobs Kammer, der eben eiligſt in die Mühle gerufen worden war, weil ein Zahn am Kammrade gebrochen war, der ſchnell gemacht werden mußte. Sie trat hinein, weil ſie ſein Bett machen wollte. Sorgfältig hatte immer Jakob ſeine große eichene Kiſte verſchloſſen gehalten. Jetzt ſtand der Deckel auf. Er mußte in der Eile vergeſſen haben, ihn zu verſchließen. Das alte Sprüchlein:

Die Eva iſt noch nicht todt —

bestätigte sich auch bei ihr. Eine unbezwingliche Neugierde ergriff die Alte, und leise trat sie zur Kiste. Da lagen allerlei Kleider, die sie nie an dem Jakob gesehen; feine Kleider, wie sie die Herrenleute tragen, und in der Ecke unten stand ein kleiner Sack voll Geld, so viel, wie sie niemals gesehen. Sie schlug die Hände vor Verwunderung zusammen. Ja, als sie das Deckelchen der kleinen Nebenlade hob, da lagen darin drei Uhren, zwei silberne und eine von purem Golde, und etliche goldene Ringe. Gar gern hätte sie noch mehr gesehen, aber das Herz pochte ihr, wenn sie dachte, der Jakob könne kommen. Sie deckte die Nebenlade wieder zu und machte sich aus dem Staube. Kaum war sie auf dem Speicherchen, da sprang er auch eilig die Treppe hinauf, schloß seine Kiste und lief schnell wieder hinunter.

Da saß sie nun und simulirte,*) aber sie simulirte Nichts heraus. Sollte der Jakob vornehmer Leute Kind sein? dachte sie. Er sagt doch auch sein Lebtage nichts über seine Herkunft! In Schwaben will er daheim sein, aber die Schwaben reden eine ganz andere Sprache als er. Sie konnte zu Nichts kommen.

Abends wollte sie ihn einmal auslunken, aber der Bursche war glatt wie ein Aal. Er wich aus und sagte endlich: Jungefrau,**) ich bin verteufelt schläfrig. Und ging in seine Kammer. Damit war's am Ende. Das fiel ihr jetzt ein. Sollte Marie drum wissen, wie's in der Kiste aussah? Sie schüttelte den Kopf. So junges Gelichter hat das Herz auf der Zunge, dachte sie. Hätt' sie was gewußt, so hätt' sie gepappelt. Auf einmal schüttelte sie sich, weil ein Schauder durch ihre Gebeine rieselte. Den Gedanken aber, der ihn hervorgebracht, unterdrückte sie mit aller Macht.

---

*) Rheinisch, für Nachdenken.

**) Anrede des dienenden Personals an die Dienstfrau in der Rheingegend.

2.

Drunten in dem tiefen Thale
Steht ein Mühlchen arm und klein,
Wo der Bach ſich brauſend ſtürzet
Ueber mooſiges Geſtein;
Wo im tiefen Erlendunkel
Die Forelle horchend ſteht;
Wo der Abendwind ſo flüſternd
Durch die ſchlanken Wipfel geht.

Nicht weit von dem ſtolzen Felſen, auf welchem die neue Burg Rheinſtein thront, die ſonſt den Namen Vautsberg trug, mündet gegen den Rhein hin ein ſchmales, aber tiefes Thal, das, in ſeinem Hintergrund allmälig anſteigend, ſich oben in demjenigen Theile des Soonwaldes verliert, der „Binger Wald" genannt wird, weil er ſeit alten Zeiten ein Eigenthum der Stadt Bingen iſt. In dieſem hohen Forſte liegen die Quellen, welche einen Bach bilden, der das Thal durchrinnt und unter einem Bogen hindurch, über den die Heerſtraße weggeht, ſich in den Rhein ergießt. Wenn der im Walde ſich lange erhaltende Schnee abgeht, oder ſtarke Regen und Gewittergüſſe fallen, dann wird er wild und unbändig, ſtürzt ſich über das Mühlwehr wie ein Strom und fällt unter weithin hörbarem Rauſchen in den Rhein; aber in den heißen Sommertagen ſchleicht er ſo leiſe murmelnd dahin, daß man denken ſollte, Friede ſei ſein Wiegenlied und ſein Schwanengeſang für immer.

Der Bach heißt „der Morgenbach", und das Thal trägt denſelben Namen. Die Maler von Düſſeldorf kennen's wohl, und es vergeht kaum ein Sommer, daß nicht etliche hier Studien machen, und ſie wiſſen ſchon warum. Wildere, groteskere Felspartieen ſind weit und breit nicht. Schöner als hier windet ſich nirgends der Epheu darum und krönt ihre Zacken das hellgelbe Engelſüß. Saftiger und ſammtiger gibt's keine Raſen, als an dem plätſchernden Morgenbach. Jede Windung des engen Thales bietet ein neues

eigenthümliches, immer aber wunderſam maleriſches Bild, und das friſche Grün junger Buchen mit dem dunkleren der Eichen und dem faſt ſchwarzen der Erlen, zwiſchen dem hier und dort die Silberpappel und die Espe herausblickt, bildet eine ſo liebliche Abwechſelung, daß das Auge nicht müde wird, ſich dran zu laben, und der Pinſel — zu malen.

Gerade am Eingange dieſes ſtillen, friedlichen Thales liegt die Mühle, die freilich nicht mehr die von 1716 iſt, wie denn auch die Müllersfamilien ſeit dem Zeitraume von mehr denn hundert und dreißig Jahren vielfach gewechſelt haben.

Damals war das Mühlchen, ehemals die Bannmühle von Lautsberg, höchſt unſcheinbar. Ein Strohdach, faſt bis zur Erde reichend, deckte die Wände von Fachwerk. Neben dem Mühlwerke, das ein kleines Waſſerrad trieb, war im unteren Geſchoſſe nur ein Stübchen und eine kleine Küche. Im zweiten Geſchoſſe zwei Kammern und drüber das Speicherchen. Zwei Eſel reichten hin, die Kunden zu verſorgen. Aus zwei kleinen Fenſtern ſah man in's Thal, denn die breite Heerſtraße, die jetzt vorüberführt, war nicht gebaut, und der ſchmale Weg, Leinpfad für Schiffer und Halfen, war zugleich die Landſtraße und lief unmittelbar am Ufer des Rheines tief unter dem Mühlchen hin.

Damals war die Gegend eine ſehr verrufene, beſonders bei der nahen Clemenskirche. Selten zog Abends ein Reiſender die Straße. Nur Noth und Muth mochten dazu antreiben, das Wagniß zu beſtehen; denn gar Mancher kam nicht weiter, und ſein Stöhnen verhallte erſt, wenn die Wellen des Rheines ihn in ſeinen Fluthen begruben. Drüben in Aßmannshauſen vernahm man oft den Kampf auf Leben und Tod, den hier der frechen Raubmörder Schaar mit dem Reiſenden kämpfte. Das Land gehörte dem Erzbisthum Mainz, und die Polizei mochte ſchlecht genug geübt worden ſein, ſonſt hätten ſolche Greuel nicht vorkommen können. Nicht leicht mochte aber auch eine Stelle zu ſolchen Angriffen gelegener ſein. Aus den leeren

Fenſtern und Lücken Bautsbergs und Sonecks ſah nur die Eule herab auf die Scenen, die das Menſchenherz erbeben machen. Die Clemenskirche war ſeit dem dreißigjährigen Kriege eine den Wetterſtürmen preisgegebene Ruine. Weit drunten lag Trechlingshauſen hinter dem Bergvorſprung, und bis Bingen hin ſtand außer dem auch ſehr entfernten Mühlchen am Morgenbache keine menſchliche Wohnung mehr. Nannte man die Clemenskirche, ſo durchrieſelte den Wanderer ein Schrecken; denn ſelbſt am Tage wurde er nicht ſelten angehalten, obwohl es zu ſchwereren Angriffen nicht kam, da man von Aßmannshauſen aus herüberſehen konnte. Nur unter dem Schleier der Nacht geht die Verworfenheit ihre blutigen Wege.

Ob die Müllerin an ſo etwas dachte, als ihr der Schauder über den Rücken herauflief? Wer könnte es ſagen, da ſie den Gedanken nicht ausſprach? Ob Mariechen ſo Schlimmes von Jakob glaubte? Kaum; ſonſt würde ſie nicht mit ihm unter einem Dache geblieben ſein.

In der Müllerin Seele war aber ein Stachel gedrungen. Am nächſten Sonntage ſagte ſie zu Mariechen: „Koche dem Jakob ſein Eſſen und ſtell' es ihm in die Ofenkachel, daß es warm bleibt. Wir Zwei wollen heute bei der Baſe eſſen, die uns alle Sonntage quält, daß wir bei ihr bleiben ſollen. Du kannſt dann mit dem Jakobinchen den Mittag verplaudern, und ich beſuche meine Gevatterin. Kannſt auch für Jede zwei Pfund gerollte Gerſte als Geſchenk mitnehmen, wir haben ja noch vorräthig, und morgen rollt der Jakob wieder, da kriegen wir den Molter."

Niemand führte lieber einen Befehl aus, als Mariechen dieſen. Sie hatte in Trechlingshauſen ihre Freundinnen, ihre Geſpielinnen. Sie war ja dort in die Schule und ſpäter zu dem Paſtor beten gegangen, und in der Woche wurde ihr ſelten die Freude zu Theil, mit den Geſpielinnen verkehren zu können. Sie waren ja zu weit weg und hatten Arbeit wie ſie. Kaum hatte es in dem gegenüberliegenden Aßmannshauſen zum zweiten Mal geläutet, ſo ſtand

Jakobs Essen in der Kachel, und sie schritt mit ihrer Mutter dem Rheine zu, die Landstraße zu gewinnen.

Die Alte zitterte heftig, als sie an der Clemenskirche vorüberging, und Mariechen wurde nur von ihren süßen Träumereien abgehalten, es zu bemerken. Die Mutter schwieg weislich, schritt aber rascher von dannen, als sie sonst pflegte, nahm sich auch vor, frühe zurückzugehen.

Heute waren wieder Mariechens Gedanken zu Nothgottes, neben dem dickbelaubten Nußbaum und was damit zusammenhing. Sie ging, wie es der Tochter ziemt, vor den Augen der Mutter her, und diese suchte die Gedanken, welche sie quälten, durch den Anblick der schlanken Mädchengestalt, die vor ihr so leicht dahin schritt, zu entfernen.

Nach der Kirche saßen sie fröhlich bei der Base, und die Mädchen plauderten heimlich am Ofen von Dingen, die nicht für jedes Ohr geeignet sein mochten, denn sie flüsterten gar leise und vertraulich. Mariechen war besonders redselig.

Man mochte es aber der Müllerin ansehen, sie habe etwas auf dem Herzen; denn sie sprach heute weniger als sonst und um vieles zerstreuter. Kaum hatte sie gegessen, so gab sie vor, sie habe ein wichtiges Geschäft für ihre Mühle wegen der Schatzung bei dem Schultheißen abzuthun, und eilte dorthin.

Der Schultheiß war auch der Wirth im Ort, und mit seiner Frau hatte die Müllerin, als sie noch ein Mädchen war, einmal ein Kind gehoben, daher sie Gevattersleute waren.

Da wurde sie denn recht freundlich aufgenommen und mit einer Tasse Kaffee bewirthet, der Anno 1716 sich höchstens in die Häuser der Schultheißen und Pfarrer auf den Dörfern eingeschlichen hatte.

Als nun die Frauen bei einander saßen und der Schultheiß in der Wirthsstube mit den Gästen ein Spielchen „Kurtrierisch" für einen Schoppen machte, sprach die Gevatterin vertraulich: „Nun,

wird's denn bald mit Deinem Mariechen und dem Jakob? Du haſt das doch ſchon lange vor?"

„Ja freilich," ſagte ſeufzend die Müllerin, „aber denke Dir, das dumme Ding will ihn abſolut nicht."

„Das Mädchen iſt geſcheidter wie Du," verſetzte die Schultheißin. „Ich ſage Dir, ich möchte ihn nicht und — wenn wir Zwei auch allein auf der Welt wären, wie weiland Adam und Eva!"

„Ei, ſieh' 'mal — was haſt Du denn gegen ihn?" rief ſcheinbar gereizt die Müllerin. „Glaub's wohl, wenn er um Dein Käthchen freite, Du gäbſt ihm den Laufzettel; aber auf was will denn das arme Müllersmädchen hoffen? Es kommt kein Prinz und kein Graf, und ein tüchtiger Müller iſt nicht zu verachten."

„Einen, wie den, kriegte ſie noch, wenn ſie auch ſonſt Keiner möchte," entgegnete die Wirthin. „Warum eilſt Du denn ſo? Iſt das Kind etwa ſchon altersgrau? Iſt ſie nicht bildhübſch?"

„Darum nicht," ſagte die Müllerin; „aber ſiehſt Du, der Jakob hat Vermögen, iſt Müller und Mühlarzt, und Du ſelber ſagteſt, Du habeſt nie beſſeres Mehl und gerollte Gerſte gehabt, als die, welche er mahlt und rollt. Guck," fuhr ſie fort, „da hab' ich Dir auch ein Pröbchen mitgebracht."

Die Schultheißin nahm's dankbar an und ſagte darauf: „Das iſt ſchon Alles recht gut; aber zwiſchen gutem Mahlen und Heirathen iſt ein großer Unterſchied. Wenn ich den Kerl ſo anſehe, überläuft's mich allemal. Sieht er nicht aus wie ein ausgeheckter Strauchmörder? Haſt Du auch gehört, daß heute vor acht Tagen wieder eine Mordthat an der Clemenskirche verübt worden iſt? — Mein Mann hat einen Brief von Bingen gekriegt, der ihm befiehlt, den rothen Jörg und den Balthes im Auge zu behalten, weil man Verdacht auf ſie hat, daß ſie's gethan hätten. Die haben allen Potentaten gedient, und mit denen geht der Jakob um! Sie ſitzen allemal bei einander. Sind ſie allein, ſo reden ſie eine Sprache, die der Teufel verſteht. Sie ſpielen immer Landsknecht oder

würfeln nach Soldatenart und um vieles Geld. Letzthin ſind ſie einmal ſtreitig geworden. Da hat Dein Jakob den rothen Jörg bei der Kehle gefaßt, daß er ſchier erſtickt iſt. Da rief der: Willſt Du mir's machen wie dem Juden? Brich mir nur das Maul nicht auf! Und obgleich der Jakob vorher noch ſchäumte vor Wuth, ſo war er doch auf dieſe Worte wie ein Lamm. Ich that, als ſchliefe ich, als der Jakob an dieſe Thüre kam, um zu ſehen, ob's Niemand im Nebenſtübchen gehört hätte."

Der Müllerin ſträubten ſich die Haare zu Berge. Sie ſchwieg eine lange Weile und ſeufzte dann, weil ſie ſich erinnerte, daß ſie von dem Jakob hundert Gulden geliehen hatte, und er darauf pochte, um Mariechens Hand zu erhalten. Sie hatte von dem Gelde dem Mädchen auch nichts geſagt, weil ſie durch die Heirath mit Jakob des Zurückbezahlens wäre überhoben worden. Jetzt fiel ihr das wie eine Centnerlaſt auf die Seele, zumal ſie ſelber zu Mariechen geſagt, das Mühlchen ſei ſchuldenfrei.

„Du wirſt doch nicht glauben, der Jakob ſei ein Mörder?" fragte ſie endlich, und das Entſetzen, das ſich ihrer bemeiſtert hatte, ſchien der Schultheißin mit dieſer Frage in Verbindung zu ſtehen.

„Ich weiß es nicht," ſagte ſie kurz.

„Ach, du lieber Gott," rief die Müllerin, „der Jakob iſt der frommſte Menſch von der Welt, der . . ."

„Bleib' mir damit vom Leibe," fiel ihr die Gevatterin in's Wort. „Oft ſind gerade die eifrigen Kirchenläufer und Roſenkranzbeter die allerſchlimmſten, die's dick hinter den Ohren haben."

Zum großen Bedauern der Müllerin kam der Schultheiß herein und ſetzte ſich zu ihnen. Die Frauen ließen ihr vertrauliches Geſpräch ſogleich fallen, und der Schultheiß ſuchte einen anderen Stoff, der ihn mehr anſprach. Die Müllerin brach jedoch bald auf und lud nun den Schultheißen und ſeine Frau auf's Dringendſte ein, doch auch einmal in der Mühle vorzuſprechen; wenn ſie auch keinen Kaffee habe, ſagte ſie, der zu armen Müllersleuten nicht

komme, ſo wolle ſie doch einen Aepfelkuchen backen, der auch nicht zu verachten ſei, denn ſie habe noch Grünäpfel vom vorigen Jahre, die ſo friſch ſeien, als kämen ſie eben von dem Apfelbaume hinter der Mühle. Das komme daher, verſetzte ſie, weil ſie ſo etwas zu Rathe zu halten wiſſe, und ihr Keller ſei ganz unübertrefflich, weil er ganz im Felſen liege; auch könne ſie ein Glas Aepfelwein vorſetzen, der freilich kein Riesling ſei, aber ſich doch trinken laſſe. Sie ſollten's einmal probiren.

Die Gevattersleute verſprachen zu kommen, und nachdem ſich die Müllerin vielmal bedankt für die ſchöne Aufwartung, ging ſie wieder nach dem Hauſe der Baſe, um Mariechen abzurufen, da es ſchon vier Uhr geſchlagen.

Die Mädchen wurden da recht unangenehm geſtört. Mariechen hatte ihr Abenteuer in Nothgottes zum erſten Mal dem lieben Jakobinchen erzählt, und ſo lebendig erzählt, daß ein ſcharfes Mädchenauge, wie das Jakobinchens, ſchnell herausfand, daß der junge Student oder Kaufmann, ſie wußte ja nicht, was er eigentlich war, recht tief in dem Herzen Mariechens ſaß, und daß ſie das Bild jener Stunde gar oft vor ihre Seele zurückrufe.

Sie hatte Mariechen zwar geſagt, es ſei gar nicht gut, daß ſie ſich in den ſchönen Menſchen ſo in Gedanken hineinverliebe, da ſie doch ihr Lebtag ihn nicht wiederſehe, aber es that ihr hintennach leid, denn es waren ein Paar helle Thränen in Mariechens Auge ſichtbar geworden. Dennoch wollte ſie ihr noch Manches darüber ſagen, aber die Mutter kam, und der Heimweg wurde angetreten unter Stimmungen, die weit unangenehmer waren, als die auf dem Herwege. In Beider Herzen lag ein ſcharfer Stachel.

3.

Es fliegt ein Engelein über das Land,
Das ſtreuet Blumen mit ſeiner Hand,
Und ſchmücket die Flur, die Wieſe, den Wald;
Und überall grünet's und blühet's bald —
Da iſt der Frühling gekommen.

Lied.

Der Hanf war aufgeſponnen, als ungewöhnlich frühe der Frühling in das Rheinthal und auch in das des Morgenbachs einzog.

Es war an einem ſonnenlichten Sonntage gegen das Ende des März, als die Reihe an Mariechen war, zu Hauſe zu bleiben, und der Jakob mit der Mutter nach der Kirche ging. Er hatte in der Mühle noch vorher aufgeſchüttet und ein halbes Malter Korn in drei Stümmel eingetheilt, damit Mariechen, wenn es ſchelle, ohne Mühe aufſchütten könne. Der erfahrene Müllerburſche wußte, daß er zurück ſei, wenn das noch lange nicht gemahlen ſein würde.

Sie gingen ſtille neben einander hin. Als aber die Mühle weit genug im Rücken lag, hob der Jakob an, ſich zu räuſpern, was er jedesmal that, wenn er eine längere Rede halten wollte, da er in der Regel ſehr einſylbig zu ſein pflegte.

Der Müllerin wurde es unheimlich, denn ſie kannte das Kapitel ſchon im Voraus, das jetzt verhandelt werden ſollte, und ſie ſann auf das, was ſie ihm ſagen wollte, ohne doch eigentlich damit ſo weit in's Klare gekommen zu ſein, als es nöthig war. Jakob hatte lange geſchwiegen. Jetzt drängte ihn ſeine Leidenſchaft für das ſchöne Mädchen und der Wunſch nach Gewißheit zum Worte. „Es ſind," hob er endlich an, als ſchon die Burg Vautsberg nahe war, „nun drei bis vier Wochen wieder in das Land gegangen, und ich weiß noch nichts, was mir Gewißheit geben könnte. Ihr, Jungefrau, ſchweigt ſtockmäuschenſtille, und das Mariechen ſieht Euch an wie die Spatzen den Butzemann, der in den Erbſen ſteht.

Soll's nichts werden, ſo ſagt's klar heraus, gebt mir Lohn und Geld, und ich gehe heim nach Schwaben und ſuche das Mariechen zu vergeſſen, ſo gut es gehen mag!"

„Mit der Sache," verſetzte die Alte, „die ſo wichtig iſt, ſoll man nicht die Treppe herunterſtürzen. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht! Hat's denn ſo Eile?"

„Ei, ich denk', ich hab' lange genug herumgelöffelt," ſagte Jakob, „um nun einmal an's Ende zu kommen. Ich ſteh' halt in den Jahren, wo man ſeinen feſten Sitz ſehen möchte, und auch ſollte. Drüben zu Tiefenbach bei Simmern iſt die Mühle feil, die kauf' ich mir dann, und wir ſind geſchiedene Leute. Eine Frau krieg' ich auch noch in der Welt, und am Narrenſeile will ich mich nicht mehr lange führen laſſen."

Man mochte es dem Ton anhören, daß es ihn, wie man am Rheine ſagt, wurmte, daß man ihn ſo in die Länge hinhielt. „Das glaub' ich recht gern," ſagte die Müllerin, „aber mein Kind iſt noch gar jung, und da will's noch nicht recht einwilligen."

„Was Jugend?" rief Jakob. „Sie hat abgezahnt, und mit achtzehn Jahren iſt den Kinderſchuhen das Quartier längſt niedergetreten. Sagt's mir rund heraus, ſie hat etwas gegen mich!"

„Was fällt Euch ein, Jakob?" rief die Alte. „Wenn ſie irgend etwas gegen Euch hätte, ſo wär's etwa das, daß Ihr gar manche Nacht nicht zu Hauſe ſeid und wegſchleicht, wenn Ihr glaubt, wir ſchliefen."

Der Alten war über der Rede der Kamm gewachſen, daß ſie ſo ohne Hehl herausreden konnte. Sie waren nun Bautsberg gegenüber und blieben ſtehen.

Dieſe Bemerkung hatte den Jakob der Art betroffen gemacht, daß er, weiß wie Kreide und völlig ſtarr, ſtehen blieb und mit offenem Mund und ſtieren Blicken die Müllerin anſah. Endlich brachte er ſtotternd heraus: „Wer ſagt das?"

„Ihr hört's ja," fiel, kecker werdend, die Alte ein, „ich ſag' es!"

„Ihr ſeid belogen, Jungefrau! Es iſt eine Verleumdung!"

„Wißt Ihr noch, Jakob," ſagte ſie, „an dem und dem Tage nach Lichtmeß waret Ihr wieder fort; wartet einmal, ich glaub', es war an dem Tag, als an der Clemenskirche —"

„Donner!" ſchrie Jakob auf einmal mit brüllender Stimme, „Ihr werdet am Ende mir nachſagen, ich hätte Theil an dem Verbrechen, das dort begangen wurde?"

„Daran hat meine Seele nicht gedacht," ſagte die Alte, der es kalt über den Rücken lief; „aber wie kommt Ihr darauf? Damals waret Ihr ſchlafen gegangen, aber als ich nachſah, weil ich nicht wußte, wie's mit der Mühle ſtand, war Euer Bett völlig unberührt und Ihr fort. Daß dies Ausgehen und die Geſellſchaft, die Ihr in Trechlingshauſen habt, Euer Spiel und dergleichen Euch bei Marie keinen Stein in's Brett ſetzt, könnt Ihr an Euren Fingern abzählen. Ich hab' ihr ſehr zugeſetzt, aber ſie will nicht."

„So iſt's gut," ſagte er grimmig. „Gebt mir mein Geld noch heute, und ich gehe noch heute fort."

„Das kann ich nicht, Jakob," ſagte die Alte, „aber ich will ſehen, daß ich's bald bezahle. Uebrigens glaub' ich, daß ſich das Alles gibt, wenn Ihr das, was ihr ſoviel Anſtoß gibt, laſſet."

Er gab keine Antwort und ging ſtumm und trotzig vor ihr weg, und ſo raſch, daß er ſie weit hinter ſich ließ. Er brummelte immer halblaut vor ſich hin, das konnte ſie hören.

Aber der Alten wurde es ſo bange, ſo unheimlich, daß ſie's gar nicht aushalten konnte. Wo ſollte ſie das Geld herkriegen? Und ſchied er im Zorne, ſo mußte ſie es bezahlen, da war keine Rettung. In ihrem Schmerze beachtete ſie es gar nicht, daß ſie an der Clemenskirche vorüberging, wo ſie allemal ein Kreuz zu ſchlagen pflegte und ein Ave betete. Das Alles vergaß ſie. Aus alle dem Simuliren fand ſie endlich ſo viel heraus, daß ſie zu dem Schultheißen

gehen und den um die hundert Gulden bitten wollte, denn nun war's ab mit der Heirath, das ſah ſie ein.

Sie that das nach der Kirche, allein zu ihrem Schrecken ſagte der Schultheiß, er könne im Augenblick nicht helfen, und noch troſtloſer kehrte ſie heim, wo Jakob bereits war. Mürriſch ſaß er bei Tiſche da und aß kaum halb ſoviel, als ſonſt. Aerger und Grimm drückte ſich in ſeinen Mienen aus.

Als er aufſtand, fragte Mariechen: „Jakob, bleibt Ihr heute Mittag daheim? Ich möchte in's Dorf gehen."

Er bejahte die Frage und ging in's Thal hinauf ſpazieren.

Mariechen änderte indeſſen ihre Geſinnung, da die Mutter Beſuch von einer guten Freundin von Aßmannshauſen bekam, und blieb in ihrer Kammer, wo ſie mancherlei an ihren Kleidern poſſelte. Sie hörte Jakob in die Kammer nebenan gehen und hielt ſich ſtille.

Gegen vier Uhr Mittags pfiff es unten. Sie lugte durch die blinden Scheiben ihres Fenſterleins und ſah unten den rothen Jörg ſtehen.

Als Jakob öffnete, flüſterte er: „Sind wir ſicher?"

„Ja," ſagte Jakob halblaut. „Die Alte hat Beſuch, und das Mädchen iſt fort."

„Kommſt Du heut' Abend?" fragte Jörg.

„Wozu?"

„Es gibt einen guten Fang!"

„Ich mag nicht!"

„Ei, ſeit wann biſt Du denn ſo körſch?*) Oder iſt's Blödigkeit?" höhnte der unten.

„Ich mag nicht!" verſetzte mit Unwillen Jakob.

„Denke Dir," ſagte Jörg, „es kommt ein Weinhändler von Mainz, der geſtern in den vier Thälern Wein kaufte. Er hat einen Sack voll Geld. Sollen wir den Vogel fliegen laſſen?"

*) Körſch, küreriſch, wähleriſch, eigenwillig.

„Woher weißt Du so gewiß, daß er kommt?"

„Weil ich's gehört habe, als er es sagte, er müsse heute noch nach Bingen, weil er morgen in Rüdesheim Wein kaufen wolle."

„Macht's allein ab!" sagte Jakob.

„Willst Du wirklich nicht?" rief lauter Jörg. „Ist Dir's bange? Oder willst Du frei ausgehen? He! hat Dir die Alte Flöhe in's Ohr gesetzt? Ich sage Dir, Du kommst, oder es geht Dir nicht gut! Willst Du theilen, mußt Du auch möpsen*) helfen. Heute steckt Alles im Wirthshaus, und kein Mensch denkt, daß etwas geschehen könne. Ich fahre mit dem Balthes nach Aßmannshausen und setze bei Bautsberg über, und Einer hält Wache auf der Burg, wo man weit ausschaut, so lang' es hell ist. In der Clemenskirche erwart' ich Dich! Hörst Du! Kommst Du nicht, so ist's aus, und ich halte das Maul nicht mehr länger! — Dann wird mir die Straf' erlassen, und Du und Balthes — Du weißt schon!" — Er ging.

Jakob schlug das Fenster zu und rannte in dem Kämmerchen auf und ab wie ein Besessener. Endlich ging er hinab und schlug bald darauf die Hausthüre zu.

Mariechen saß da wie eine Bildsäule. Das Entsetzen hatte sie fast ihrer Besinnung geraubt. Also ein Mörder, ein Räuber war der Mensch, mit dem ihre Mutter sie zusammenkuppeln wollte! Und heute noch sollte ein Mensch hingemordet werden? Sie wollte aufstehen und hinuntergehen, aber sie konnte nicht von der Stelle. Wirre Gedanken jagten sich in ihrem Kopfe. Was sollte sie thun, den Menschen zu retten? Nach Trechlingshausen laufen? Das ging nicht, denn die Mörder mußten sie sehen, wenn sie vorüberlief. Durch die Berge und Hecken auf Umwegen hinkommen, das ging nicht, denn die Büsche waren ohne Laub und verbargen nicht. Das Rasseln

*) Möpsen, todtschlagen.

im dürren Laube mußte ſie ja auch dem Verräther in die Hände liefern, der auf Bautsberg Wache hielt. Im Dunkeln war's vollends lebensgefährlich. Und doch ſtand's feſt, den Menſchen mußte ſie retten! In der Angſt ihrer Seele warf ſie ſich vor dem zinnernen Crucifix nieder, das an ihrem Weihwaſſerkeſſelchen hing, und betete mit großer Inbrunſt und lange um Hülfe und rechten Weg.

Allmälig begann's zu dämmern. Ein Entſchluß mußte gefaßt werden, und er kam auch zu Stande, und mit dem gefaßten Entſchluſſe wurde ihre Seele ruhig und freudig.

Sie ging hinab und ſagte ihrer Mutter, ſie wolle mit der guten Freundin nach Aßmannshauſen fahren und die Nacht drüben bleiben. Dagegen hatte ſie nichts einzuwenden, und Mariechen fuhr mit hinüber. Die Frau hatte zwei wackere Söhne, auf die ſie ihr Vertrauen ſetzte. Indeſſen kam noch ein anderer Gedanke während der Fahrt. Kaum aus dem Kahne geſtiegen, lief ſie zum Paſtor und offenbarte ihm Alles, was ſie gehört, und beſchwor ihn, ihr zu helfen, daß ein Menſchenleben gerettet werde.

Der Paſtor ließ ſogleich den Schultheißen rufen und ſetzte ihn in Kenntniß von Allem. Dieſer ließ ſich von Mariechen noch einmal die Geſchichte erzählen und ſagte dann: „Gottlob, daß wir einmal eine Spur haben, um den Strauchmördern an den Leib zu kommen! Meinen Plan, Herr Paſtor, will ich Ihnen ſagen. Sobald es dunkel iſt, fahre ich mit zehn bis zwölf geſunden Burſchen nach Trechlingshauſen und paſſe dem Kaufmann auf. Kommt er, ſo begleiten wir ihn in einiger Entfernung, und ſo muß es gelingen, der Hacke den rechten Stiel zu finden.“

Er lief fort, das Nöthige zu beſorgen, und als die Dämmerung ſich auf das Thal und den Rhein gelegt hatte, glitt ein Kahn faſt unhörbar von Aßmannshauſen den Rhein hinab, und in dem Kahne ſaßen zwölf Burſche mit dem Schultheißen und Mariechen, die um keinen Preis zurückbleiben wollte.

Die in der Clemenskirche verſteckten drei Genoſſen des ſchreck-

lichen Plans ahnten nichts von dem, was vorging, ſo wenig als der Reiter, der ſorglos und ſich auf ſein Pferd und ſeine Piſtolen verlaſſend, die ſcharf geladen waren, in die Nacht hineinritt. Mit den Aßmannshäuſern vereinigte ſich der Schultheiß von Trechlingshauſen und eine Anzahl braver Männer. Vier derſelben gingen voraus, um ſich jenſeit der Kirche zu verſtecken und den Mördern den Weg zu verlegen, wenn ſie zu entfliehen gedachten. Sie trugen Bündel und plauderten laut von ihrem guten Verdienſte, welchen ihnen der Nachtgang nach Bingen brächte. Die Verſteckten hörten das und blieben ruhig, obwohl ſie der Gedanke beängſtigte, der Reiſende könne bald kommen und die Leute ſein Schreien hören. Als es aber ſtille blieb, wurden ſie wieder ruhig, mit Ausnahme Jakobs, der gar nicht begreifen konnte, wo das Mariechen ſo lange bliebe. Er hatte ſcharf den Weg beobachtet, wo er ſie, die ſonſt ſtets frühe heimging, noch nicht vorübergehen geſehen.

Der Reiſende war indeſſen nach Trechlingshauſen gekommen und bei dem Schultheißen eingekehrt. Mit Erſtaunen ſah er hier die Bewaffneten und erſchrak nicht wenig, als man ihm mittheilte, was ihm bevorgeſtanden.

Es war ein junger Mann von blühendem Ausſehen. War er auch Anfangs recht erſchrocken, als er von dem Mordanfalle hörte, der auf ihn ſollte gemacht werden, ſo kehrte doch bald ſein beſonnener Muth zurück.

„Laßt mich ruhig fortreiten," ſagte er, „ich habe zwei gute Piſtolen, und folget Ihr mir leiſe nach. Ich werde laut ſingen, damit die Spitzbuben aufmerkſam auf mich werden, Euer Gehen aber nicht hören."

Als nun Alles verabredet war, beſtieg der Reiſende durch einen Imbiß neu geſtärkt ſein Roß und ritt getroſt in die dunkle Nacht hinein. In kurzer Entfernung folgten geräuſchlos die beiden Schultheißen und die übrigen Männer.

Die Clemenskirche war ihm als die gefährlichſte Stelle bezeichnet.

Als er in deren Nähe kam, machte er ſich ſchußfertig und begann ein heiteres Liedchen laut und vernehmlich zu ſingen.

Auf einmal fühlte er, daß Einer das Pferd beim Zügel faßte. Das Thier bäumte ſich, und ein wohlgezielter Schuß ſtreckte den nieder, der das Pferd hielt; aber ehe die Helfer naheten, empfing der Reiter einen Schlag an den Kopf, daß er beſinnungslos vom Pferde ſtürzte. In demſelben Augenblick aber waren auch die beiden Mörder ergriffen. Nicht ohne Mühe wurde eine Laterne angezündet, und erſt jetzt waren die beiden Schultheißen im Stande, Alles zu überſchauen. Jakob lag todt an der Erde. Die Kugel hatte ihn gerade in der Stirn getroffen. Die beiden Anderen waren der rothe Jörg und Balthes. Erſt jetzt aber bemerkte man, daß der Reiſende blutend an der Erde lag und mit einem Fuße noch im Bügel hing. Hätte nicht einer der Burſchen das Pferd gefaßt, ſo würde es ihn noch weit geſchleift haben.

Schnell hob man ihn auf; aber er war bleich, und das Blut rann ihm vom Kopfe nieder.

Während die Aßmannshäuſer die Raubmörder feſſelten, trugen ihn die Anderen nach der Morgenbacher Mühle, wohin auch der Leichnam Jakobs gebracht wurde.

Todesſchrecken ergriff die alte Müllerin, als der Trupp nahete und ſie erfuhr, was geſchehen war. Jakobs Leiche wurde in ſeine Kammer gelegt, welche der Schultheiß bewachen ließ. Mit dem Pferde des Verwundeten war ein Burſche nach Bingen gejagt, um den Arzt zu holen und dem Gerichte die Geſchichte anzuzeigen.

Mariechen war ſogleich nach der Landung zu ihrer Baſe geeilt und hatte dort in Angſt und Gebet die Stunden verlebt, bis ſie den Ausgang vernahm. Dieſer erſchütterte ſie heftig, und die Nacht, welche ſie im Hauſe ihrer Baſe verlebte, war eine der ſchwerſten ihres Lebens. Kaum graute der Morgen, ſo eilte ſie der Mutter zu Hülfe.

Wie fand ſie aber den Zuſtand der Mühle verändert! In der

Stube lag unter den Händen des Arztes der Verwundete, der irre redete und die Binden von seinem Kopf immer abreißen wollte. In der Kammer saß das Gericht und vernahm die Zeugen. Die ganze Mühle war voller Menschen.

Kaum war sie eingetreten, als sie ebenfalls vor den Richter gefordert wurde. Alles, was sie gehört und was sie an dem Tage erlebt und gethan, erzählte sie getreulich, sowie auch, daß Jakob oft ganze Nächte außer dem Hause gewesen.

Schon jetzt lagen die Gründe des schwersten Verdachtes bei dem Verbrechen, bei dem er auf frischer That seinen Tod gefunden hatte; denn das Geld, die Kleidungsstücke, an denen überall noch Blutflecken sich befanden, die Uhren und Ringe — Alles deutete auf eine Reihe ähnlicher Verbrechen, wie das letzte.

Auf inständiges Bitten der Wittwe und ihrer Tochter wurde die Leiche des Mörders sammt seiner Kiste und seinen übrigen Habseligkeiten nach Trechlingshausen gebracht, wohin sich das Gericht begab, um die anderen Theilnehmer zu verhören. Diese leugneten wohl, aber des Amtmanns Fragen verwickelten sie so in Widersprüche, daß am Morgen des Tages noch ihre Geständnisse zahlreiche Verbrechen an den Tag brachten, an denen Jakob Theil genommen und deren Schauplatz die Clemenskirche gewesen war. Sie wurden nach Mainz gebracht und gegen Ostern dort gehängt, Jakob aber noch an demselben Tage eingescharrt.

Der Kranke mußte in der Mühle bleiben, weil sein Zustand sehr bedenklich war. Der Arzt wich nicht von ihm Tag und Nacht. Erst nach vier Tagen erklärte er ihn außer Gefahr, aber der sorglichsten Pflege bedürftig. Diese übten Mutter und Tochter aus.

Als Mariechen ihn zum ersten Mal erblickte, hätte sie fast laut aufgeschrieen, denn — sie erkannte auf den ersten Blick Den, der sie in Nothgottes aus der Kirche getragen. Er schlummerte und sah sie nicht; aber als er erwachte, sah er sie lange Zeit an, gleichsam als suche er in seinem Gedächtniß nach Ort und Zeit,

wo er das theure Bild gesehen, das hier so freundlich vor ihn hintrat wie ein schöner Traum. Ob er's gefunden? — Er lächelte mild und reichte ihr die matte Hand, denn zum Sprechen fühlte er sich zu schwach.

Nun wich Mariechen nicht mehr von seinem Bett. „Ich muß ihm vergelten, was er an mir that," sagte sie zu sich, und das, was als tieferer Beweggrund aus den geheimsten Falten des Herzens heraus sie antrieb, das kannte sie ja selber nicht, oder gestand es sich doch nicht.

Der Arzt kam oft und freute sich der treuen Pflege, die sein Leidender hatte. Jetzt erst bat der Kranke selber den Arzt, seiner alten Mutter in Mainz Alles genau zu berichten und ihr zu sagen, daß sie selbst ihn nicht besser pflegen könne, als es hier geschehe.

Als aber der Brief die Mutter erreichte, ließ die Mutterliebe sie nicht ruhen. Sie kam selber, um den theuren Sohn pflegen zu helfen. Da sah sie denn, wie das Mädchen Tag und Nacht sorgte und wachte, und wie wahr das sei, was der Doctor geschrieben.

Eins beunruhigte die Mutter doch. Es fiel ihr nicht schwer, zu beobachten, wie des Sohnes Blicke dem Mädchen folgten; wie sie auf der Thüre ruhten, durch die sie eintreten mußte, und wie sie leuchteten, wenn sie nun kam. Ja, er erzählte ihr eines Tages, das sei das Mädchen, das er in Nothgottes am Wallfahrtstag aus dem Gedränge getragen, wie er ihr damals erzählt habe. — Und damals schon sprach aus des Jünglings Worten eine Begeisterung, die einen tieferen Grund zu haben schien, als ein augenblickliches Wohlgefallen. Indessen hoffte sie, die Entfernung, sobald er genesen, werde ihn auch innerlich heilen.

Darin aber hatte sich die stolze Mainzerin denn doch verrechnet. Die unverwüstete Jugendkraft ihres Sohnes half mehr zu seiner Genesung, als die ärztliche Kunst. Schon nach vier Wochen, in der Hütte der Armuth zugebracht, konnte er ausgehen, und dies

that er gern, wenn ihn Mariechen in das herrliche Thal des Morgenbachs begleitete.

Dieſe Spaziergänge waren für das ungekünſtelte Naturkind die ſeligſten Stunden; denn daß er ihre ganze Seele einnahm, war Jedem klar, der ſie in ſeiner Nähe ſah.

Einſt kehrten ſie an einem Nachmittage zurück, und der junge Mann führte Mariechen an ſeiner Hand. In ihren Zügen lag die reinſte Wonne glücklicher Liebe.

„Mutter," ſagte der junge Walter, „ich muß Dir ein Bekenntniß ablegen, das Dir aber kaum mehr fremd ſein kann. Ich liebe Mariechen. Sie hat mir das Leben gerettet und durch ihre Pflege erhalten. Ein reineres Herz gibt's nicht. Gib uns Deinen Segen!" Die Mutter wendete gar Vieles ein. Sie wies darauf hin, daß Mariechen ſo arm ſei.

„Hat uns nicht Gott geſegnet?" fragte er.

Sie meinte: „Mariechen paſſe nicht in die Stadt."

„O," lachte Walter, „ein ſo klarer Verſtand findet ſich ſchneller in das, was Du Stadt nennſt, als Du es vermutheſt!"

Sie meinte endlich: „Ihre Familie würde doch großen Anſtoß daran nehmen!"

„Weißt Du was, Mutter," fiel ihr ſchnell der Sohn in die Rede, „ſo werde ich Müller und bleibe hier bis an mein Lebensende. Nur mit ihr will ich leben. Ohne Deinen Segen wird ſie mein liebes Weib nicht, das hat ſie mir heute geſagt; aber ich werde, wenn Du ihn verſagſt, ehelos bleiben und nie glücklich werden können. Willſt Du das? O vergiß nicht, daß Du dem Mädchen das Leben Deines Sohnes dankſt!"

Das wirkte, und ehe der Abend kam, ſegneten ſie die beiden Mütter, und das glücklichſte Paar umſchloß das Mühlchen in der Morgenbach.

Wie ſtaunten die Mädchen in Trechlingshauſen, als am

Sonntage darauf das Paar aufgerufen wurde! — Und welch' ein Jubel war am Tage der Hochzeit in dem Mühlchen!

Mit Einſtimmung der Müllerin wurde das Mühlchen verkauft, und die hundert Gulden, die ſie dem Jakob ſchuldete, deſſen Herkunft man nie erfuhr, wurden mit Bewilligung des Gerichtes zu einem Armenkapital der Kirche zu Trechlingshauſen geſchenkt, wo Walter eine Seelenmeſſe für Jakob ſtiftete.

Die ſchönen Töchter des goldenen Mainz, welche Anfangs die Näschen rümpften, meinten indeſſen bald, der junge Walter habe eine ganz allerliebſte Frau, und es ſei zum Verwundern, wie ſchnell ſich die Müllerin aus der Morgenbacher Mühle die Sitte und feine Art der Stadt angeeignet, ohne die natürliche Demuth, die ſie ſo wunderſchön kleide, abgelegt zu haben. Die Mutter aber war ſtolz auf die bewunderte Schwiegertochter, und der junge Walter ſagte vieltauſendmal: Die Wallfahrt nach Nothgottes habe ihm das Glück ſeines Lebens gebracht, und im Morgenbacher Mühlchen ſei ihm ein Frühling aufgegangen, deſſen Blüthen unvergänglich ſeien.

Im Glück ihrer Kinder lebte die alte Müllerin auf, die, obwohl ſie den Sitten ihres Standes treu blieb, ſich dennoch unendlich glücklich in dem Haus ihres Schwiegerſohnes fühlte, wo man ſie achtete und ehrte.

Wenn aber das holdſelige Weib bei dem geliebten Gatten ſaß und er ſie küßte, ſagte er immer: „Warum zürneſt Du mir jetzt nicht, wie damals unter dem alten Nußbaume zu Nothgottes?“

Und ihre Antwort war die echt rheiniſche: „Du Wüſter!“ aber ſie lächelte dabei ſo ſelig, daß man leicht errathen konnte, es ſei ihr auch damals mit dem Zürnen kein rechter Ernſt geweſen.

Der Apoſtelhof.

Eine Geſchichte aus der Vorzeit Bacharachs.

1. Die Willkommsnacht.

Ein reicher Quellenſchatz für die vaterländiſche, vorzüglich für die Sondergeſchichte einzelner Städte und Gegenden liegt noch ungehoben in den handſchriftlichen Nachrichten und Chroniken, welche einzelne Inſaſſen in ungeſchminkter Wahrhaftigkeit und kindlicher Einfalt und Treue niedergeſchrieben haben. Viele derſelben verdienten es, an das Licht gezogen zu werden, weil ſie treue Spiegel der Sitten und Denkweiſe ihrer Zeit ſind, und die Begebenheiten, die die Verfaſſer erlebt oder aus dem Munde der Väter vernommen, in einer ſo lebensvollen Weiſe darſtellen, daß ſie mit wunderbarer Macht anzieht. Es iſt freilich ſchwer, ihnen beizukommen, denn ſie werden von den Familien, welche ſie ererbt haben, wie ein Schatz gehütet, und es iſt ein ſeltener Fall und ſetzt eine genaue Bekanntſchaft und einen hohen Grad von Vertrauen voraus, wenn man ihrer theilhaftig werden ſoll.

Die früheſten Kinderjahre brachten den, der einer ſolchen Chronik folgend die Begebenheiten erzählt, welche ſich an den Apoſtelhof in Bacharach knüpften, in die dunklen Mauern dieſes Städtchens am Rheine. Wenn er auch nicht da geboren wurde, ſo heften ſich doch ſeine ſüßeſten Jugenderinnerungen an dieſen Ort, deſſen romantiſche Lage, geſchichtlichen Denkmale und altehrwürdigen Bauwerke ihn mehr

als einem theuer und werth machen. Wo man ſeine Kinderſpiele geſpielt, ſeine Jugendträume geträumt, dahin wandert der Gedanke wachend und im Traume gern zurück, wenn auch das ſpätere Leben uns weit weg davon das Gebiet des Wirkens angewieſen hat.

Frühe ſchon war es des Erzählers Liebhaberei, die Geſchichten ſeiner Vaterſtadt, die der Zeiten Laune und des Glückes Ungunſt von der Höhe des Glanzes und der Macht in Unbedeutendheit und Verarmung ſchonungslos hinabſtieß, zu ergründen. Dazu riefen ihn die Ruinen einer großartigen Vergangenheit auf. Saß doch der Knabe gern an den Folianten, die des Vaters Bücherſammlung enthielt oder die er ſich aus anderen der Art zu verſchaffen wußte, und folgte den Spuren der theuren Stadt in den Irrgängen geſchichtlicher Ereigniſſe; lauſchte er doch den Erzählungen der Greiſe mit angehaltenem Athem, wenn ſie Ereigniſſe, auf ſie bezüglich, erzählten, und einzelne bedeutſame Züge mittheilten; ſaß er doch ſo gern in den Ruinen und ließ an ſeinem inneren Auge ihre Geſchicke vorübergehen.

Unter dieſen Greiſen war ein alter, vielbeleſener Schneidermeiſter, der, des Knaben abſonderlicher Freund und Gönner, ihm die Geſchichten der Geſchlechter vorführte mit einer Genauigkeit und Kunſt der Darſtellung, daß er wie bezaubert am Sorgenſtuhle des Siebenzigjährigen ſaß und horchte und erfragte. Durch ſeine Vermittelung kamen zwei handſchriftliche Chroniken in ſeine Hand, jene der Gotteshäuschen und die des Apoſtelhofes. Letztere war von einem Kürſchnermeiſter Namens Sebaſtian Fabian verfaßt, der neben dem Apoſtelhof wohnte und die früheren Geſchicke dieſes merkwürdigen Gebäudes zwar kurz, die der Jahre 1700 bis 1712 aber mit ſeltener Ausführlichkeit beſchrieben; auch, der Kunſt des Zeichnens kundig, eine gar ſchöne Federzeichnung des Gebäudes erhielt, die um ſo werthvoller iſt, als ein unſeliges Ereigniß auch die letzte Spur deſſelben vertilgt hat, ſo daß nur der Name und die Räumlichkeit ſich erhalten haben.

Daß der Erzähler ſie ſich abſchrieb, rechnet er ſich zu einem beſonderen Verdienſt an, weil das Orginal, wie ſpätere Erkundigungen auswieſen, untergegangen iſt. Sie iſt ein wahrer Schatz für ihn geblieben. So hat er denn in dem Nachfolgenden ſich treu von dem alten, vielgereiſten Kürſchnermeiſter leiten laſſen, und er wird in Dankbarkeit und Pietät es ſich nicht verſagen können, hin und wieder ſeinen biederen Gewährsmann redend anzuführen, wo gerade ſein Wort beſondere Bedeutung hat.

Anno 1708 war ein Winter, der, wie Sebaſtian Fabian mit dem rheiniſchen Kunſtausdrucke ſehr bezeichnend ſich ausdrückt: „ſich gewaſchen hatte". Er war der heftigſte ſeines und unſeres Jahrhunderts, obwohl letzteres dato noch ein und fünfzig Jahre bis zu ſeinem Abſchluſſe nöthig hat. Es iſt genugſam bekannt, wie entſetzlich die Kälte dieſes Winters war, und die Chronik Fabian's weiß davon grauſige Einzelheiten zu berichten.

Früh im October 1708 fiel ein ungeheurer Schnee und blieb liegen, bis die Aprilſonne des Jahres 1709 ihn wegleckte. Die Kälte ſtieg bis zu unerhörter Höhe. Der Rhein lag in den Feſſeln des Eiſes bis in den April des folgenden Jahres. Die Thiere des Feldes und Waldes ſtarben vor Hunger hin und waren, von dieſer Gewalt getrieben, ſelbſt furchtlos zu den Menſchenwohnungen gekommen, Vögel ſtürzten todt aus der Luft, Felſen, durch die ſich ein Quell hindurchgeſickert, borſten und ſtürzten herab in die Thäler. Am Tag und in der Nacht that es in den Wäldern und Feldern Schläge, als ob eine Feldſchlange abgefeuert würde, und doch waren es nur Bäume, die zerborſten von der Wurzel bis in die Krone. Kein Tag verging, wo nicht Menſchen erfroren. Hunger und Elend war eine Folge dieſer Noth, und die Menſchenliebe, wo ſie ſich fand, hatte ein reiches Gebiet ihres ſegnenden Waltens. Die Weinſtöcke erfroren bis zur Schneelinie, und an Stellen, wo die

Mittagssonne den Schnee nach und nach wegleckte, bis in die Wurzel hinab.

In Bacharach war auch eine rechte Noth, und Meister Fabian sagt: „Selbst die Patres Kapuziner im Kloster am Zoll, so vom Terminiren lebten, waren nahe daran, zu fühlen, wie das Hungerleiden thät, obwohlen sie wie fleißige Ameisen ihren Bettelsack ungefüllt niemals in das Pförtlein trugen, und mehr Speck hatten, als andere ehrliche Leute Schwarten und Knochen."

In Summa, es war ein Winter, wie seit Menschen-Gedenken keiner gewesen.

Es war in einer Decembernacht im Anfange dieses Monats jenes schrecklichen Jahres, als unfern von der Mitternacht ein einsamer Reisender den Weg am Ufer des Rheines gen Bacharach wanderte. Die Nacht war von einer wunderbaren Helle. Kein Wölkchen schwamm an dem tiefblauen Himmel, von dem der Vollmond und die vieltausend Sterne herabsahen und im Bunde mit der weißen Schneedecke des Landes die Nacht zur Tageshelle umwandelten.

Die Sterne glitzerten und funkelten so hell, daß man meinen konnte, ihrer seien noch vieltausend mehr am Himmel, als ohnehin schon in dem blauen Meere schwammen.

Vom Rheine her klang nicht jenes heimliche Plätschern und ahnungstiefe Rauschen, das in stillen Nächten so eigenthümlich die Seele ergreift und der Einbildungskraft jene anmuthigen Mährchenbilder von spielenden und badenden Niren und ihren goldenen Locken und reizenden Gliedern zuführt, vielmehr drangen eigenthümliche Schläge zu des Wanderers Ohr und erschreckten ihn weiblich; dann wieder knallte es in den Bergen, daß sich seine Haare sträubten. Jene Schläge kamen von dem sich senkenden und daher berstenden Eise, und jenes Knallen war die Kunde von berstenden Wallnußbäumen, die den Abhang der Berge bekleideten. Der Wanderer betete mehr als ein Ave und Paternoster in seiner Seelenangst, und wenn es dann wieder so lautlos stille wurde, hörte er

ſeine eigenen Tritte im krachenden Schnee wiederhallen und ſah ängſtlich um ſich, weil es ihm oftmals ſchien, als folge ihm Einer nach in unheimlicher Abſicht. Mehr als jemals erkannte er die Wahrheit des Sprüchleins: Die Nacht iſt keines Menſchen Freund. Sah's vielleicht auch im Gewiſſen nicht ſauber aus?

Der Anblick des in dieſen Gegenden ſo wunderherrlichen Rheinthales war nicht im Mindeſten anziehend, ſondern hatte etwas ſo Schauerliches, Oedes und Wildes, daß der Wanderer Nichts mehr erſehnte, als die Zutrauen gebende Nähe menſchlicher Wohnſtätten, und doch ſchien es, als ſolle er Bacharach gar nicht erreichen, und oft war es ihm zu Muth, als ſei er von unheimlichen Mächten in dieſe ſtarren Felſen, in dieſe lebenloſe Winteröde hineingebannt, und drehe ſich nur im Kreiſe, da müde ankommend, wo er vor Langem ausgegangen.

Dieſe offenbare Täuſchung kam aber daher, daß die vielen Windungen des Rheines, das Vor- und Wiederzurücktreten der Bergſtöcke allerdings eine Gleichförmigkeit hervorbringen, die immer wiederkehrt, zumal im Winter und unter ſolchen Umſtänden und in der hellen Mondnacht. Wohin das Auge blickte, da waltete das Erſtarren, der Tod. Kein lebendiges Weſen, nicht einmal eine Eule oder ein Schuhu, der doch in dieſen Felſen, beſonders unter der Vogtswieſe und am Kreuzſteine ſich aufzuhalten pflegt, ließ ſich ſehen oder hören. Nur ein dumpfes Rauſchen, vom Waſſer herrührend, das ſich unter der Eisdecke durcharbeitete, und jenes bereits erwähnte Krachen und Knallen ſtörte die winterliche und nächtliche Todtenſtille. Kein Menſchengemüth, auch wenn es frei von dem Aberglauben geweſen wäre, der in jenen Tagen noch eine Herrſchaft ausübte, die keine beſſere Einſicht in ihrer legitimen Erblichkeit wankend gemacht, hätte ſich eines bänglichen Gepreßtſeins erwehren können. Unſer Wanderer gehörte nicht zu den ſtarken Geiſtern, darum war es ihm unter dem Bruſtlatz nicht ſo fröhlich wie am Kirchweihtage. Wohin er ſchaute, da glitzerte der Schnee im Mond-

und Sternenlichte. Die schwarzen, an und für sich grotesken Schieferfelsen traten in ihren oft fratzenhaften Bildungen um so schärfer hervor, je greller ihre Linien sich auf dem weißen Schneefeld abhoben. Das flimmernde Mond- und Sternenlicht lieh ihnen eine gewisse Bewegung, welche der bildnerischen Einbildungskraft neuen Stoff zum Entsetzen für das Herz zuführte. Bald schienen es entsetzliche Menschengestalten im riesigsten Maßstabe, bald fratzenhafte Thiergestalten, je nachdem der Standpunkt des Wanderers ihnen gegenüber sich änderte.

Der Rhein war ein wild durcheinandergeschobenes Eismeer, das bald spitzige Zacken, bald hügelartige Erhöhungen in wildester Bildung zeigte, und zwischen diesen unregelmäßigen, vom Eisgeschiebe gebildeten Gestaltungen erglänzten weite, ebene Spiegel, die das siderische Licht wunderbar zurückwarfen. Es waren dies die sogenannten „Lotten", Stellen, wo das Eisgeschiebe die klare Wasserfläche teichartig freigelassen. Eine dicke Spiegeleisfläche hatte sich darüber gebildet, die, durchsichtig, unten das Wasser erblicken ließ, aber den kecken Rheinländer nicht abhielt, mit beflügeltem Fuße die Lust des Schleifens oder Schlittschuhlaufens über der grauenvollen, verderbendrohenden Tiefe zu genießen. Vom Mondlichte beschienen, boten sie in dieser Nacht einen magischen Anblick, der bei geringerem Kältegrade zu längerem Beschauen geeignet gewesen wäre, wenn anders Lust dazu vorhanden war. Alle diese Erscheinungen übten auf den Wanderer eben keine andere, als eine innerlich aufregende, seinen Gang beschleunigende Wirkung aus. Und doch konnte er es sich nicht verhehlen, daß seine Kräfte abnahmen, daß eine Entkräftung und zum Schlafe hinziehende Ermüdung sich mehr und mehr seiner bemeisterte. Es waren schon Momente eingetreten, wo er, wie benebelt, zu taumeln begann; aber der Tod des Erfrierens trat dann wieder mit aller Schreckensmacht vor seine Seele, daß er die letzten Kräfte aufbot, um die Stadt zu erreichen, die ja unmöglich mehr fern sein konnte.

Digitized by Google

Jetzt bog er um eine ſcharfvorſpringende Felsecke, und vor ihm lagen die ſchwarzen Umriſſe der Thürme der alten Hanſagenoſſin, Bacharach. Einen Augenblick hielt er an, aber dann griff er mit neuen Kräften, weil neuen Hoffnungen, ſtärker aus, während ſein Auge ſehnſüchtig auf der Stadt ruhte.

Aus der weißen Oede, an die ſein Blick ſich faſt gewöhnt hatte, traten die ſchwarzen Thürme und Mauerlinien der Stadt, durch die eigenthümliche Beleuchtung rieſig vergrößert, in ſcharfen Umriſſen hervor.

Thurm ſchien ſich an Thurm zu reihen, dort dem Rheinufer entlang, hier an den Bergſeiten hinauf, bis zu den Reſten Stahlecks, wo einſt Hohenſtaufen gewandelt, Guelfen geherrſcht, Kurfürſten geweilt, Pfalzgrafen geboten hatten; und aus allen dieſen Thürmen ſchaute der ſpitze Thurm der Pfarrkirche herauf wie ein Rieſe, wie ein gottgeweihter Herrſcher unter den weltlichen, dachlos gewordenen Machthabern von ehedem.

Der Wanderer blickte nur flüchtig auf dieſe Anziehungspunkte hin, um ſie ſchnell wieder aus ſeinem Auge ſchwinden zu laſſen. Nur einer von ihnen zog ihn an. Es war der Zehnthorthurm, der das Thor umſchloß und überwachte; aus deſſen Mitte das rothſchimmernde Licht des Thürmers ihn beſonders anſprach, weil es das erſte Zeichen menſchlicher Nähe war, die er ſo ſehr erſehnte. Mit mächtigeren Schritten erreichte er das Thor. Er konnte eben noch mit ſeinem Knotenſtock an daſſelbe ſchlagen und: „Holla, Wächter!" rufen, ehe ſeine Ueberſpannung einer tödtlichen Abſpannung wich, und er faſt bewußtlos, ſeiner aber nicht mehr im Mindeſten mächtig, vor dem Thor in den Schnee ſank.

Obwohl in der Zerſtörung des Jahres 1689 die Franzoſen alle wirkliche Wehrhaftigkeit der Stadt zertrümmert hatten und das ſtädtiſche Aerarium die Kräfte nicht mehr gewann, die niedergeworfenen Mauern und die gebrochenen Thürme wieder aufzurichten, ſo war doch der Stadtrath nicht mehr geneigt, den letzten Reſt

ſeiner Freiheit und Selbſtbeſchützung aufzugeben. Sebaſtian Fabian, der Chroniſt, berichtet hierüber: „Es war faſt ſehr lächerlich von den Männern des Raths, daß ſie die Stadtthore allnächtlich ſchloſſen, maßen am Kühlberg und am Spitzenthurm die Mauern mehr denn dreißig Schritte Länge völlig niederlag, gen Steeg aber bis zum Schloſſe hinauf faſt gar wenig Mauer mehr ſtand und man an die Stadt konnte, wo und wie man wollte. Wenn man keinen Rock hat, ſoll man auch keinen Lappen an ſich hängen, ſintemal man der Leute Geſpötte wird."

Trotz dieſer nüchternen Anſicht der Dinge unſeres Chroniſten hielt doch der Rath noch an dem letzten Fetzen der einſtigen Größe der Stadt. Wenn auch den Thürmen die Bedachung fehlte, ſo hatte doch des Thürmers Stübchen ſein neues Schieferdach; obwohl Mond- und Sternenlicht, Käuzlein, Fledermaus und Sperber nach Belieben durch die Fenſterluken oben aus und ein konnten, ſo war der Durchgang bei Nacht dem Menſchen verwehrt. Ein mächtiges, eiſenbeſchlagenes Bohlenthor mit zwei Flügeln, und hinter demſelben ein Fallgitter mit eiſernen Spitzen wehrte den Aus- und Eingang nach freiem Gelieben und ſetzte etwaiger Vermeſſenheit ein Ziel.

Der Thürmer Zinkgräf, ein verdorbener Schuſter und beſonderer Freund des vaterländiſchen Weins, in deſſen Ermangelung auch des aus den Hefen des Weins, „Druſen" genannt, bereiteten Branntweins, würde ohne Zweifel in den Armen des ſüßeſten, vom „Duſel" bereiteten Schlafes gelegen haben um die Stunde der Mitternacht, hätte ihm nicht ein Kapuziner einen höchſt ärgerlichen Streich geſpielt und ſeinen Schlaf verſcheucht.

An ſeinem Fenſterlein auslugend, hatte er ihn herbeiſchleichen ſehen. Aus beſonderer Liebe zu Pater Florian, dem der an Geſtalt glich, eilte er herab und öffnete; aber ſiehe, es war keine Kapuzinerſeele mehr zu entdecken. Die Geſtalt war rein verſchwunden. Das würde jeden Anderen wenig erſchüttert haben; allein eine getäuſchte Hoffnung iſt allezeit unangenehm. Zinkgräf wußte aus Erfahrung,

daß Pater Florian, der eifrigſte Terminirer des Kloſters, nie wanderte, ohne eine anſehnliche Brauntweinflaſche in ſeiner Kapuze zu bergen. Auch war er mittheilſamen Gemüthes. Zinkgräf hatte auf ein Extraſchlücklein gezählt und ſah ſich nun bitter getäuſcht. Als er nirgends eine Spur des Kapuziners erblickte, wurde es ihm „ſchuckerlich". Das konnte mit rechten Dingen kaum zugehen. „Der Teufel ſchlüpft auch bisweilen in eine Kutte!" Eilig flog das Thor zu und Zinkgräf die Holzſtiege hinauf, hinter ſein Oefchen, wo er „Alle gute Geiſter ꝛc." betete.

Der Schlaf war weg, aber gar ſchreckhafte Gedanken blieben da. Als der Schlag an's Thor geſchah und das Holla! ſein Ohr erreichte, fuhr er ein wenig zuſammen; allein die Hoffnung des Schlückleins wurde wieder wach.

„Das iſt doch der Pater Florian!" rief er, und das Gitter ächzte in ſeinen trockenen Fugen aufwärts; er ſelbſt ſtieg mit ſeiner Laterne trotz der Helle der Nacht, mit heller Stimme ein „Schelmenlied" ſingend, um die Furcht zu ſcheuchen, herab.

Dennoch würde dies weniger raſch erfolgt ſein, wenn nicht gerade der Nachtwächter, Michel Pelzer, am Hauſe des Zolleinnehmers Vogel, ganz in der Nähe Mitternacht geblaſen hätte.

Als der Wächter unten angelangt war, rief er: „Bſt! Michel, komm' 'mal her!"

Der Gerufene kam in einem dicken Mantel, eine Pelzmütze auf den Ohren, mächtige Fauſthandſchuhe an den Händen, einen Knotenſtock von erheblicher Dicke führend, und nun gahrten die Thorflügel auf.

Welch' ein Schrecken! Da lag ein Menſch ſtarr und ſteif im Schnee!

„Donner!" rief Zinkgräf ärgerlich, „es iſt doch der vermaledeite Kapuziner nicht." — Aber ohne langes Beſinnen faßten Beide den Menſchen und ſchleppten ihn die Thurmtreppe hinauf, in des Thürmers warmes Stübchen.

„Todt kann er nicht ſein," ſagte Zinkgräf; „denn es ſind noch

keine fünf Minuten, da klopfte er und rief mir zu, und ich hätte darauf geſchworen, es ſei der Pater Florian.“

Michel Pelzer ſagte: „Laß uns raſch reiben, ſonſt iſt's aus mit ihm. Die Kälte dieſer Nacht iſt mörderlich. Die derben Verſuche der handfeſten Sicherheitsmänner der guten Stadt Bacharach, den Bewußtloſen in's Leben zu rufen, begannen und waren, der Zartheit nicht gerade verdächtig, um ſo wirkſamer. Der Wanderer ſchlug bald das Auge auf, und ein Schluck Branntwein brachte ihn vollends zu ſich.

„Wärmt Euch,“ ſagte Zinkgräf, das Feuer ſchürend, und reichte ihm das Fläſchchen dar. „Da holt Euch Lebenskraft! Sie trügt Euch nicht, wie mich der Kapuziner.“ Zu Michel Pelzer ſich wendend, ſagte er dann: „Eine verdammte Nacht heute! Erſt ein geſpenſtiger Kapuziner, dann ein halberſtarrter Kerl, von dem kein Menſch ſagen kann, woher und wohin?“

„Was faſelſt Du von dem Kapuziner?“ fragte Michel, der Nachtwächter, mit beſonderer Theilnahme.

Zinkgräf erzählte das Abenteuer.

„Alle Peſt!“ rief Michel, „es iſt wohl eine vermaledeite Nacht! Das Todtenvöglein ruft: Komm' mit, komm' mit; die Dachfahnen gahren; das Eis auf dem Rheine kracht, und der Kapuziner iſt in die Stadt gekommen, Gott weiß wie, und ſteht leibhaftig an der Ecke der Bauersgaſſe, wie ein ſteinernes Bild. Hab's mit meinen leiblichen Augen geſehen!“

Während Zinkgräf ſich zu dem Wiederinslebengerufenen wandte, verſank Michel Pelzer in ein ſtummes Hinbrüten. Sollte es eine Liſt des Spitzbuben ſein? ſagte er dann halblaut zu ſich. Er ſchien den Gedanken nach allen Richtungen zu beleuchten, und als er endlich in's Klare gekommen, ſprang er auf.

„Ich muß fort, Zinkgräf,“ ſagte er, „denn ich habe noch die Untergaſſe hin zu blaſen, und ich glaube, es gibt noch etwas dieſe Nacht. Wart's 'mal ab!“

„So kannſt Du Dir ein Trinkgeld von dem Herrn da verdienen, wenn Du ihn mitnimmſt in's „goldene Rad". Er hat mir eben geſagt, er ſei der neue Zehntſchreiber für den Apoſtelhof und wolle im „Rad" ſchlafen, weil's zur Einkehr im Apoſtelhof zu ſpät ſei und er die Leute dort nicht mehr ſtören wolle."

Michel maß ſeinen Mann mit ſcharfem Blick und ſagte dann: „So machet fort und kommet!"

Der junge Mann drückte dem Thürmer ein Trinkgeld in die Hand, und Beide verließen das warme Stübchen, um wieder in die eiſige Luft hinauszutreten.

Unten angekommen, fragte Michel Pelzer: „Wie heißet Ihr denn, Herr Zehntſchreiber?"

„Anſelm Köhler," entgegnete der Gefragte kurz.

„Wo ſeid Ihr denn zu Hauſe?"

„In Köln."

„Ei der Blitz, da müßt Ihr ja wohl auch die ſchönen Stücklein von Eurem Amtsvorgänger kennen, dem ſiebenmal vermaledeiten Finkenſtock?"

„Mein hochwürdiger, geiſtlicher Herr Oheim hat mir davon erzählt," ſagte Anſelm Köhler, und hätte Michel in ſein Angeſicht ſchauen können, er würde einer Miene begegnet ſein, die es klar ausſprach, daß er nur ſehr ungern von dieſem Punkte redete, und daß er ihn irgendwie unangenehm berühre.

Das bemerkte indeß der tiefeingemummte Wächter nicht und fuhr fort: „Ja, Herr Anſelm, das iſt eine ausgeheckte Spitzbubennatur. Treibt ſich jetzt hier herum; aber ehe ihn der Teufel holt, erwiſch' ich ihn noch, um ihm den Weg nach dem Niederthal zu zeigen, das heißt, an den Galgen; denn da drüben im Niederthal iſt die Grenze zwiſchen Kurpfalz und Kurmainz, und gerade auf den Grenzfelſen hat jeder der beiden Potentaten ſeinen Galgen aufgebaut, zur Warnung für Gauner und Räuber, wie der Finkenſtock einer iſt."

So oft der Wächter dieſen Namen nannte, war es, als habe den Anſelm Köhler eine Natter geſtochen.

„Ihr ſeid," fuhr der Unermüdliche fort, „von Oberweſel in dieſer Nacht gekommen. Da mögt Ihr Gott danken, daß der Finkenſtock, wahrſcheinlich als Kapuziner verkleidet, in die Stadt geſtiegen iſt, ſonſt hätte er Euch das Lebenslichtlein am Weſeler Grün ausgeblaſen. Dort ſind ſeit vierzehn Tagen vier Menſchen ermordet worden. Hier hat er im Apoſtelhof ſchon einen Einbruch verſucht. In Weſel hat er Helfershelfer, daran iſt kein Zweifel, und der Kehlabſchneider iſt Finkenſtock."

„Ihr ſagt das ja mit voller Gewißheit," bemerkte mit unſicherer Stimme Köhler.

„Meint Ihr," fuhr Michel fort, „ich ſagte etwas ohne Grund und Handhabe? Da ſeid Ihr ſchief gewickelt von Eurer Mutter. Hab' ich einmal die Fährte, ſo geht mir das Wild nicht mehr durch. Droben am Apoſtelhof ſtand ein Kapuziner, und ein Schatten ſuchte an den Häuſern der Obergaſſe hin, daß es mir unheimlich wurde, zumal ein paar Katzen jämmerlich da herumheulten, und das iſt allemal ein ſchlimmes Zeichen."

„Iſt's Euch bange?" fragte Anſelm, um ihn vielleicht auf ein weniger unangenehmes Kapitel überzuleiten.

„Bange?" fragte Michel. „Donnerwetter, Herr Zehntſchreiber, die Frage dürfte ein Anderer nicht thun! Vier Potentaten hab' ich im Kriege gedient und trage noch zwei Kugeln im Leibe mit mir herum, die mich abſcheulich zwicken, wenn ſich das Wetter mauſert; nein, bange nicht. Gegen Fleiſch und Blut ſtehe ich meinen Mann; aber es gibt unheimliche Dinge genug in der Welt, wo der Soldatenmuth nicht ausreicht. Gegen Geſpenſter kämpft unſer einer umſonſt. Doch halt! hier muß ich blaſen."

Sie hatten unter dieſem Geſpräche die Untergaſſe, durch die Fleiſchgaſſe herabſchreitend, erreicht, und Michel blies die zwölfte Stunde, obwohl ſie vorüber war.

Als ſie wieder fortſchritten, nahm der redſelige Michel das Geſpräch wieder auf.

„Glaubt mir, Herr Anſelm," ſagte er, „unſer einer, der wachen muß, wenn Andere ſchlafen, ſieht Dinge, von denen Ihr Euch nichts träumen laſſet. Die Mitternacht iſt eine arge Stunde. Da thun ſich die Gräber auf, und Alle, die etwas Arges peccirt haben, müſſen dann heraus und wandeln. Die Hölle öffnet ihre Thore und läßt Geſpenſter, Währwölfe und dergleichen Hausrath von des Teufels Großmutter heraus, die dann die Menſchen plagen und ängſtigen in allerhand Geſtalten und Weiſen. In meinen Kriegsläuften, auf Wachen und Poſten hab' ich Manches erlebt, was ich nie vergeſſen werde, und Hunderte meiner Kameraden, Gott tröſte ſie, wo ſie liegen, im Bett oder im Grabe, geſehen haben. Was aber den Kapuziner und den Schatten am Apoſtelhof betrifft, ſo mein' ich, obwohl es da „nicht juſt iſt", er müſſe Fleiſch und Blut haben und Finkenſtock heißen."

„Wer war denn der Burſche, und wie kommt er jetzt wieder hierher?" fragte Anſelm, um ſich doch genauer über die Lage der Sachen mit dieſem ihm nicht unbekannten Menſchen zu orientiren.

„Wartet ein bischen," ſagte Michel, „hier ſind wir am Markt-thor, hier muß ich blaſen."

Wieder that der Alte ſeine Pflicht, während Anſelm vom Froſte geſchüttelt wurde. „Ich ſehe, Ihr friert tüchtig," nahm Michel das Wort wieder. „Seid zufrieden, nur noch einmal blaſ' ich an der Krahnengaſſe, dann iſt's alle, und wir ſind gleich am „goldenen Rade". Doch, um wieder auf den Finkenſtock zu kommen, er iſt ein lieb Seelchen, Herr, Sacré! Carracho! Maremdede! ein lieb Seelchen! Wenn je ein Höllenbrand in einer Menſchenhaut ſteckte, ſo war der's. War mit allen Hunden gehetzt, hatte böſe Milch getrunken und war im Apoſtelhof in der beſten Schule. Hi, hi, hi! Doch was mich nicht brennt, das blaſ' ich nicht. Man ſagt, er komme von Zeit zu Zeit, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, dem

alten Rath über den Hals und laſſe ſeinem Geldſack zur Ader, oder hebe Zinſen von dem Kapital, das man „das Maul halten" heißt. Mir iſt's recht; aber der Bub' iſt aller Ränke voll, ſtellt nicht bloß dem Gelde nach; in Mainz war er ein Falſchmünzer, in Frankfurt ein Dieb, in Coblenz ein Mörder! In allen drei Orten hat er geſeſſen; aber es gibt keine Mauer, die ihm zu hoch und zu dick; keine Kette, die ihm zu feſt iſt. Er kann „Blaupfeifen". Er bläſt ein Schloß an und — es iſt offen."

„Was heißt denn das Blaupfeifen?" fragte Anſelm, der ſichtlich zitterte.

„Was Ihr friert! Nun, hier an der Krahnengaſſe blaſ' ich noch einmal, dann ſind wir ſchnell an Ort und Stelle."

Er blies.

Als ſie wieder die lange Untergaſſe hinſchritten, hob er an: „Blaupfeifen, Herr, iſt eine Kunſt, die der Teufel ſeine Lieblinge lehrt. So einer kann ſich unſichtbar machen, wann er will; iſt ihm eine Mauer zu dick — ſo pfeift er — und das Loch iſt da; keine Feſſel iſt ihm zu feſt, er pfeift, und ſie fällt ab wie ein dürres Blatt am Baume, wie der Staub von einer Lederbüchſe, wenn man ſie ſchüttelt."

Ohne Zweifel würde Michel Pelzer dieſe diaboliſche Kunſt noch mit einer Menge Einzelheiten belegt haben, wäre nicht in der Nähe des ſogenannten Spurgäßchens eine ſchwarze Katze über den Weg gelaufen. Mit dem entſetzenvollen Ausruf: „Jeßmarjoſep!" ſprang er auf die Seite und hätte, wäre nicht die Mauer des nächſten Hauſes ſein Halt geworden, ſeinen Gefährten in den Schnee geſtreckt.

„Was Teufels fällt Euch ein?" rief, über den unfeinen Ruck, den er bekommen, aufgebracht, der neue Zehntſchreiber.

„Verzeiht," ſagte Michel tiefaufathmend; „aber ſaht Ihr denn die ſchwarze Katze nicht, die hier mit tellergroßen Feueraugen vorüberſprang? Wenn das nicht die alte Annlieſe, die Wetterhere war, ſo will ich nicht Michel Pelzer heißen!"

„Schämt Euch doch der Ammenmährlein!“ rief Anſelm zornig aus, „und ſorgt, daß ich endlich unter Obdach komme!“

Da ſtand Michel ſtockſtille vor ihm. „Donnerwetter!“ rief er zornig aus und hob ſeinen Knotenſtock: „wäret Ihr nicht der Zehntſchreiber und mir nicht von meinem guten Kameraden, dem Zinkgräf, auf die Seele gebunden, ich wollte Euch das Ammenmährlein blitzblau auf den Rücken ſchreiben! Vier Potentaten hab' ich mit Ehren gedient und zwei Kugeln in meinem Fleiſch, aber Ammenmährlein hab' ich nie geglaubt. Ihr ſeid ein Milchbart gegen mich, drum verzeih' ich Euch die Naſeweisheit. Mir ſind, hol' mich dieſer und der, ſchon vor vierzig Jahren die Milchzähne ausgefallen, und wenn Ihr nicht ſcheel ſeid wie meines Nachbars, des Nagelſchmieds Hund, der das Rad dreht, ſo müßt Ihr's an meinen Narben ſehen, daß ich kein feiger Ofenhocker geweſen bin.“

Anſelm, der es mit dem ehrlichen Menſchen nicht verderben wollte, faßte ſeine Hand, die in dem Fauſthandſchuhe von Katzenpelz ſteckte, und ſagte begütigend: „Meiſter Michel Pelzer, nehmt mir das Wort nicht übel, das mir ſo herausfuhr. Ich wollte Euch nicht kränken.“ Michel gehörte zu den gutmüthigen Menſchen, die leicht aufbrauſen, aber ebenſo leicht wieder zu beruhigen ſind. Der Friede war um ſo ſchneller hergeſtellt, als ſie ganz nahe an der hohen Steintreppe des Wirthshauſes zum goldenen Rad angelangt waren.

Michel trommelte den Wirth heraus, und als Anſelm ihm ein Trinkgeld in die Hand drückte, ſagte er: „Nichts für ungut, Herr Zehntſchreiber! Ich denke, wir werden noch gute Freunde. Ich werde Euch wohl noch manchmal des Nachts auf dem Heimweg aus dem Rade begegnen. Verlaßt Euch allezeit auf mich, und es ſoll Euch kein Haar gekrümmt werden. Auch ſollt Ihr erfahren, daß Michel Pelzer Courage im Leibe hat, wenn's gegen Fleiſch und Blut geht. Nun gute Nacht! Schluckt Euer Warmbier und legt Euch auf's Ohr in's warme Federbett. Ich armer Teufel muß bis

drei Uhr noch in den Straßen umherwandern, und Gott weiß, was mir noch blüht. Gute Nacht!“

Mit dieſen Worten ſchied er, und Anſelm Köhler trat in die Wirthsſtube des goldenen Rades, die noch leidlich warm war. Bald praſſelte indeſſen ein loderndes Feuer im Ofen, und in kurzer Zeit ſtand ein glühendes und ſchäumendes Warmbier vor ihm auf dem Tiſch am Ofen, das die faſt erſtarrten Glieder wohlthätig erwärmte.

Auch in ſeiner Schlafſtube wurde eingewärmt, und ehe eine Stunde verging, verſchwand ſeine Geſtalt hinter einer berghohen Federdecke, wo ihn bald eine belebende Wärme durchdrang.

An Schlaf war nicht zu denken, denn der Name Finkenſtock klang immer in ſeinen Ohren, und die Reihen von Vorſtellungen und Gedanken, die ſich daran knüpften, ſcheuchten den Schlaf; als aber endlich dennoch die Ermüdung über die innere Aufregung den Sieg davontrug, wob der Traum die Bilder regellos und toll in einander, welche die Seele beängſtigt hatten. Immer wilder wurden dieſe Bilder. Er ſah ſich in einem Kerker mit Finkenſtock, der ihn teufliſch höhnte; er hörte das Urtheil ſprechen; er ſah den Stab brechen über ſich, und die Vorſtellung, die Michels Wort von den beiden Galgen im Niederthale bei ihm geweckt, trat in den Vordergrund. Jenſeit der ſchmalen Thalſchlucht ſah er Finkenſtock am Galgen hangen und dieſſeit am anderen ſich ſelbſt. Der Strick ſchnürte ihm die Gurgel zu, und er zappelte und rang, ſich los zu machen — als —

Doch wir müſſen Michel Pelzer zuerſt auf ſeinem Berufswege folgen.

Während der Zehntſchreiber in die ſchwellenden Pfühle des hochaufbauſchenden Federbettes ſank, war der ehrliche Michel die Zollgaſſe hinaufgegangen, um ſich durch die Obergaſſe an den Apoſtelhof zu ſchleichen, weil ihm eine dunkle Ahnung ſagte, jener Kapuziner, der für Zinkgräf verſchwunden war, den er aber in der

Bauersgaſſe hatte ſtehen ſehen, ſei eine Kriegsliſt Finkenſtock's, der irgend wieder in den Apoſtelhof einbrechen wolle.

Es war eine runde Wahrheit, was Michel zu Anſelm geſagt: daß er nämlich vor Fleiſch und Blut nicht, wohl aber vor den unheimlichen Mächten der Finſterniß einen Schrecken habe und Aengſte. Der berüchtigte Finkenſtock war erſt vor etwa vier Wochen von der Bergſeite her in den Apoſtelhof eingebrochen, war aber durch das Dazwiſchenkommen Michel Pelzer's daran gehindert worden, ſich zu holen, was ihm gelüſtete.

Die beiſpielloſe Frechheit dieſes Gauners, der mit ſeinen Genoſſen die Gegend unſicher machte, ließ es erwarten, daß er jenen Verſuch in anderer Weiſe erneuern wollte und erneuern würde.

Wenn ihn nun auch nicht das Pflichtgefühl getrieben hätte, ſo würde Michel Pelzer einen Sporn, den Gauner zu fangen, in dem Preiſe gefunden haben, den ſowohl Kurmainz, als Kurpfalz auf ſeinen Kopf geſetzt hatten. Deßhalb war er ihm auf der Ferſe wie die Bracke dem Haſen. Ueberdies ſchlug Michel die Ehre hoch an, da die Landdragoner umſonſt bis jetzt auf ihn gefahndet hatten. War er ihm das letzte Mal durchgebrannt, ſo ſchwur er, daß ihn diesmal ſelbſt das Blaupfeifen nicht aus ſeinen Fäuſten befreien ſolle.

Zwei Mordthaten, die am Weſeler Grün vorgefallen, die Beraubung reiſender Handelsleute am Kreuzſtein und einige Einbrüche in anliegenden Mühlen in dem Oberamte Simmern ließen auf eine Bande ſchließen, deren Oberhaupt Finkenſtock war. Solch' Unweſen begünſtigte die Zerriſſenheit des Gebietes. Kam man doch innerhalb weniger Stunden in vier Herren Länder, und ein Schritt jenſeit der Landesgrenze war ein Aſyl für den Verbrecher, da die ohnehin lahme Polizei ihn nicht verfolgen durfte ohne beſondere Ermächtigung. Die bunte Harlekinsjacke des höchſtſeligen deutſchen Reiches bot Schlupfwinkel in Hülle und Fülle, und das goldene Zeitalter aller Spitzbuben und Räuber liegt in den letzten Zeiten ſeines ſiechen Daſeins. Fiel doch das heilloſe Treiben des Schinder-

hannes und ſeiner Bande in dem Rheinlande noch zum Theil in die letzten Athemzüge dieſes ſchon halbtodten Leibes, und konnte nur ſo fröhlich gedeihen, weil keine lebenskräftige Thätigkeit in den kleinen Staatsgebieten ihm entgegenzuwirken vermochte.

Vorſichtig, wie eine Katze ſich dem Mausloche nähert, ſchlich Michel im Schatten der Häuſer hin, den der ſchon jenſeit der Ruinen Stahlecks hinabſinkende Mond bis weit über die Hälfte der Obergaſſe warf.

Michel hatte eine unterſetzte Geſtalt und war, trotz ſeines Alters, noch ſehr muskelkräftig und wetterhart. Er gehörte insbeſondere zu den Seltenheiten der menſchlichen Race, die man „Kakerlaken" zu nennen pflegt. Sein Haar hatte eine Farbe zwiſchen weiß und gelb, doch ſo abſonderlich, wie man es ſelten ſieht. Das von der Regel Abweichendſte war indeſſen ſein Auge. Der Augapfel war roth, faſt wie bei den weißen Kaninchen, und ſchien Nachts faſt feurig, wie das Auge einer Katze. Beſtändig aber zwinkerte dies ſeltſam gebildete Auge, und rollte hin und her, daß es ſchier furchterregend war, hineinzublicken. Nachts hatte es die Natur des Katzenauges ganz, es ſah im Dunkeln mit einer Schärfe, wie kaum das beſte Auge anderer Leute am Tage. So hatte ihn die Natur und die Weisheit des Stadtrathes an die rechte Stelle als Nachtwächter geſetzt, ein Umſtand, der, ſoweit chronikaliſche Nachrichten reichen, weder in der guten Stadt Bacharach, noch in den Mauern ihrer Schweſtern anderwärts zu den regelmäßigen gehörte. Durch dieſe Naturgabe war er jetzt im Stande, trotz des blendenden Schnees und der Tiefe des Schattens, an den Häuſern wahrzunehmen, daß am Apoſtelhof irgend etwas Unheimliches vorgehe. Er ſah eine Geſtalt arbeiten, ohne daß ſein Ohr etwas vernahm, und der Kapuziner hatte an der Ecke der Bauersgaſſe noch immer ſeine Stelle, als ob er dort Wache hielte.

Er ſtand eine Weile und beobachtete ſcharf den Kapuziner. Darauf ſagte er zu ſich: Aha, das iſt ein Schreckenberger, eine

leere Kutte, und der Vogel, der drin ſteckte, arbeitet am Thore des Apoſtelhofs! — Als er dieſe Ueberzeugung gewonnen, wickelte er den Riemen ſeines derben Knotenſtockes ſtärker um die rechte Handwurzel und ſchlich mit Katzenvorſicht näher. Noch einmal hielt er ein und horchte. Der abknappende Ton eines Brecheiſens verſcheuchte vollends jeden Zweifel, und bald war er, ohne von dem Arbeitenden bemerkt worden zu ſein, dem Menſchen am Thore ſo nahe, daß er raſch in die Straße trat und ſagte: „Du haſt ja den Schlüſſel vergeſſen, Freund Finkenſtock?“

Wie von einem Zauberſchlage getroffen, fuhr die dunkle Mannsgeſtalt am Thore herum. „Verfluchter Hund!“ knirſchte der Räuber, und das Brecheiſen flog, wohlgezielt und mit entſetzlicher Gewalt geſchleudert, gegen Michels Geſicht. So aus dem Schattendunkel des Thors herausgeſchleudert, hätte es ſicher jeden Anderen getroffen; aber Michels Katzenauge ſah zu ſcharf; er wich aus, und mit voller Wucht flog das Eiſen gegen die Mauer des gegenüberliegenden Hauſes. „Fehlgeſchoſſen!“ hohnlachte Michel, und im gleichen Augenblicke ſauſte ſein Knotenſtock durch die Luft und traf mit ſchmetternder Macht den Räuber, der, ſich bäumend, das Gleichgewicht auf der glatten Treppe verlor und auf die Straße herabrollte, wo er ſich ſogleich wieder aufzurichten verſuchte.

Michel nahm indeß ſeinen Vortheil wahr und ſtürzte ſich auf ſeinen Gegner; hier rang aalartige Gewandtheit mit herkuliſcher Kraft.

Michel ſagte: „Blaupfeifer, nun entgehſt Du mir nicht zum zweiten Male!“ und ſetzte das Knie auf des Unterliegenden Bruſt; aber raſch zuckte dieſer mit einer freigewordenen Hand ein Meſſer gegen Michels Seite.

Wieder war es die wunderſame Beſchaffenheit ſeines Auges, die ihn hier vor dem Verderben rettete. Ein kräftiger Schlag, auf den zuckenden Unterarm des Räubers geführt, ſchleuderte das Meſſer weit in die Straße; allein durch die Wucht dieſes Schlages verlor

auch Michel ſeinen feſten Halt. Eine raſche Bewegung Finkenſtock's warf Michel auf die Seite, und wie ein Gedanke war der Andere auf den Beinen. Einen ſchnellen Blick warf er umher, ob er ſein Meſſer nicht erreichen könne; als aber die Gewißheit ſich ihm ergab, es liege nicht nahe, flog er pfeilſchnell die Bauersgaſſe hinab. Michel brüllte: „Hülfe! Bürger heraus!" und rannte dem Entfliehenden nach.

Unglücklicher Weiſe prallte er wider die Kapuzinerkutte, die ruhig an ihrer Stelle ſtand, von einem Pfahle gehalten, ſtolperte darüber und ſtürzte noch einmal in den Schnee.

Durch dieſen fatalen Zwiſchenfall gewann der Fliehende einen namhaften Vorſprung. Michel, noch immer brüllend: „Zu Hülfe! zu Hülfe!" rannte ihm nach und verfolgte ihn, ſeinen Stock nach ſeinen Beinen ſchleudernd. Auch dieſer Verſuch mißglückte, da im Eifer kein rechtes Zielen möglich war. Nun ging's an ein Hetzen! Durch die lange Untergaſſe hin ging die Flucht und die Verfolgung; allein immer größer wurde der Raum zwiſchen Beiden, und in der Nähe des „Rades", da, wo bei der Mündung des Spurgäßchens ein Brunnen ſich zwiſchen zwei Häuſern an die Stadtmauer rückt und eine Stiege auf den verdeckten Gang auf der Stadtmauer führt, verſchwand der Fliehende, ohne daß Michel wußte, ob er in das Spurgäßchen entwiſcht ſei oder auf den Mauergang ſich geflüchtet habe. Als Michel an die Stelle kam, war Alles ſtille. Bleich vor Zorn ſtand er da und horchte, ob er nicht die Tritte des Fliehenden höre; aber es blieb ſtille. Hinten in der Straße jedoch wurde es laut. Die Bürger kamen in den groteskeſten Aufzügen hervor, um Michels Flüche und Schimpfreden auf die Schlafhauben zu hören.

Michel dachte nicht daran, daß Finkenſtock, der genau mit allen Räumlichkeiten der Stadt vertraut war, durch eine jener Luken der Stadtmauer hinausgeſtiegen und ſich an der verwitterten Mauer feſthaltend durch ein ſchnelles Hinabklettern gerettet habe, vielmehr

vermuthete er, daß er in eine etwa offene Thüre eines der umliegenden Häuſer geſchlüpft ſei. Die Zahl der herbeieilenden Bürger mehrte ſich. Der Amts- und Rathsſchreiber Rudolphi, der in der Nähe „des goldenen Rades" wohnte, ſtürzte jetzt ebenfalls herbei, und nach kurzem Rathe wurde eine allgemeine Hausſuchung beſchloſſen. Damit ſie aber gleichzeitig in allen Häuſern der Nachbarſchaft des Mauerbrunnens ſtatthabe, wurden die Bürger vertheilt, und ein Haufe von zehn tapferen Männern ſtürmte an das „goldene Rad".

Die heftigen Schläge an die Hausthüre weckten den Radwirth aus dem tiefen Schlaf, in den er kaum erſt den rechten Weg gefunden. Taumelnd gelangte er zum Schloſſe, und erſt, als ſchon die Thüre faſt erbrochen war, gelang es ihm, zu öffnen. „Was gibt's?" ſchrie er den Eindringenden entgegen.

„Du haſt einen Spitzbuben im Hauſe," ſchrieen die Männer, denen ſelber der Zuſammenhang der Begebenheit, in die ſie plötzlich einzugreifen berufen wurden, noch dunkel war.

„Um des Himmels willen," ſchrie der Wirth, „es iſt ja Niemand im Hauſe, als ein friedfertiger Reiſender, der eben erſt ſich in's Bett verkrochen hat."

„Das iſt er! das iſt er!" tönte es aus allen Kehlen. „Wo liegt er?"

Und dem Wirthe nach ſtürmte die Rotte.

Anſelm rang, wie bereits erzählt, eben danach, den Strick von ſeinem Halſe abzuſtreifen, der ihm, alles Athems beraubend, an den Querbalken des zweibeinigen Galgens feſſelte, als mit einem Höllenlärm ſeine Stubenthüre aufgeriſſen wurde und er erwachte.

Von kaltem Angſtſchweiße bedeckt, ſetzte er ſich im Bett auf und ſtarrte den furchtbaren Geſtalten entgegen, die durch die Thüre in ununterbrochenen Reihen in das Schlafgemach quollen.

„Da iſt er! Haben wir Dich endlich! Reißt ihn heraus!" das waren die Worte, welche Anſelm vernahm, und blitzſchnell folgten handgreifliche Zuthaten, welche ihn aus der ſüßen Wärme

des Bettes an den kalten Boden und in die erſtarrende Kälte des Zimmers verſetzten.

Er war keines Wortes mächtig, wäre aber auch nicht dazu gelangt, denn mehr als eine Fauſt, die, an Muskelkraft reich, Reſpect einflößen konnte, kam in unverhoffte und unerwünſchte Nähe mit ſeinem Geſicht. Es hätte eines Wortes bedurft, um ſie in eine bald verticale, bald horizontale Bewegung gegen ſeinen müden Leib zu bringen. Sobald Angſt und Schrecken des erſten Augenblickes des Erwachens vorüber waren, begann er ruhiger zu werden und bat, ihm doch nur zu geſtatten, daß er ſich in dieſer Hundekälte bekleide, er wolle ihnen ja gern folgen, wohin ſie ihn zu bringen für gut fänden.

Das wurde endlich zugeſtanden.

Einer der Bürger war indeſſen hingeeilt, dem Stadtſchreiber zu melden, daß ſie den ſauberen Vogel „im Rade" gefangen.

Ohne Säumen hörte nun alles Suchen auf, und die ganze Maſſe drang in das „Rad", wo Michel und der Stadtſchreiber Rudolphi ſich kaum Raum, zu dem Gefangenen zu kommen, erringen konnten.

Während dieſer Zeit war der Wirth hinweggeeilt, Licht zu holen, da allmälig das erlöſchende Mondlicht eine dichte Finſterniß eintreten ließ.

Anſelm war noch immer bemüht, ſeine Kleider anzuziehen; allein ein gewaltiges Zittern an allen Gliedern, das theils von innen heraus kam, theils von der Kälte herrührte, ließ ihn vergeblich ein Geſchäft verrichten, das er ſonſt in wenigen Minuten zu vollziehen gewohnt war.

Den heldenmüthigen Bürgern dauerte ſein vergebliches Bemühen, ſich in ſeine Kleider zurechtzufinden, über Gebühr und Geduld lange, und etwelche an Eile mahnende Rippenſtöße vereitelten vollends die Erreichung des angeſtrebten Zieles.

Zu ſeinem Glücke nahte jetzt der Radwirth mit einer trübe

brennenden Oellampe. Als das Licht auf Anſelms Geſicht fiel, verlängerten ſich augenblicklich die Geſichter der umſtehenden Bürger, und die, welche ihn mit Fauſtſchlägen und Rippenſtößen bedacht, begannen in ein weiter rückwärts ſtehendes Glied des Ringes ſich zurückzuziehen, denn — das war ja nicht der Allen wohlbekannte Erzehntſchreiber Finkenſtock, ſondern ein weltfremder, zitternder, todtbleicher Menſch.

„Alle Donnerwetter, Ihr Eſel, was habt Ihr gemacht!“ rief Michel Pelzer mit ſeiner Stentorſtimme. „Habt da den müden Reiſenden aus dem Bett geriſſen, und währenddeſſen entwiſcht uns der Spitzbube! Das iſt ja der neue Zehntſchreiber, der dieſe Nacht erſt angekommen iſt.“

Alle ſtanden jetzt wie Bildſäulen da, und der Stadtſchreiber, der ſchnell die Sachlage überblickte, begann in den Ton, den Michel angeſchlagen, kräftig einzuſtimmen. Die Bürger wichen, tödtlich erſchreckend, zurück, und nach wenigen Minuten war in der eben noch ſo tumultuariſch angefüllten Schlafſtube Anſelms nur noch der Stadtſchreiber, der Wirth, Michel und der bebende Leidensbruder ſelbſt.

Michel und der Amts- und Stadtſchreiber überboten ſich in den umſchweifreichſten Entſchuldigungen, die dem innerlich das Gleichgewicht nicht mehr findenden Anſelm die Gelegenheit benahmen, wenn auch einen von Furcht überbotenen Unwillen auszuſprechen.

Unter den herzlichſten Beileidsbezeugungen entfernten ſie ſich endlich, und Anſelm kroch zitternd und bebend, wenn auch mit leichterem Herzen, unter den Berg ſeiner Federdecke, um den Schlaf zu ſuchen, der erſt wieder ſich einſtellte, als der Tag glühend roth anzubrechen begann.

Digitized by Google

2. Der Morgen.

„Das war 'mal ein feiner Willkommen für Euch, Herr Zehntschreiber," sagte der Wirth, die Hände reibend, als Anſelm mit einem bleichen Geſicht in's Gemach trat, um das damals noch ſeltene Frühſtück eines duftigen Kaffees einzunehmen, das der Wirth aus der Ofenkachel nahm und auf den Schenktiſch ſetzte. „Ich verhoffe," fuhr er fort, „daß Ihr ob des unangenehmen Abenteuers keinen Widerwillen auf mein Haus fallen laſſet, das des Ruhmes nicht ohne Grund genießt, ſeine Gäſte nach Verdienſt und Würden freundlich und behaglich zu herbergen. Es iſt ein ſchlimmes Zuſammentreffen mit dem verruchten Spitzbuben. Ihr wißt doch —"

„Laßt mir meine Ruhe," rief Anſelm, dem der ominöſe Name ſchon wieder in den Ohren klang; „ich habe nun gerade hautſatt daran."

„Wie Ihr wollt, Herr! ſeid ſo gut, mir Euren reſpectablen Namen zu offenbaren," ſagte mit großer Reſignation der Wirth; denn ein ſolch' reiches Unterhaltungskapitel hatte er lange nicht unfreiwillig bei Seite gelegt.

„Ich heiße Anſelm Köhler," ſagte der Gaſt und ſetzte ſich zum Frühſtück.

„Köhler, Köhler!" wiederholte der Wirth. „Heißt nicht ſo der Herr Decanus von Sanct Apoſteln in Köln?"

„Iſt mein geiſtlicher Herr Oheim," ſagte Anſelm.

„So, ſo! Nun, da habt Ihr einen ſtarken Hinterhalt, Herr Zehntſchreiber, und ſeiner Zeit ein wacker Erbe in Ausſicht. Euer Stellchen im Apoſtelhof nährt auch ſeinen Mann und wirft einem Mann Eures Standes und Alters ein Erkleckliches zu ſeinen beſonderen Vergnügenheiten ab. Laßt Euch das „goldene Rad" empfohlen ſein. Ihr findet da immer die ſtandesmäßige Geſellſchaft, dermaßen die Herren Beamten meinen Steeger, Manubacher und Oberdiebacher ſehr „ſüffig" finden. Habe auch Enghöller und Boden-

thäler und ziehe ſelbſt in meinem Weinberg in der Wolfshöhle, welche eine vorzügliche Weinbergslage gen Steeg zu iſt, die Perle des Weins unſerer Gemarkung."

Anſelm neigte ſein Ohr der Rede des Wirthes nicht zu. In ihm gingen die Erlebniſſe dieſer Nacht noch bunt durcheinander. Seine Miene war unfreundlich. Allmälig jedoch lag ein anderes Verlangen in ihm, und der redſelige Wirth, der Alles aufbieten zu wollen ſchien, ihm die Drangſale der Nacht aus dem Gedächtniß wegzutilgen, ſchien ihm die beſte Quelle, es zu befriedigen. Er ſollte im Apoſtelhof in eine ihm fremde Welt, unter Menſchen treten, die ihm Alle fremd waren.

„Herr Wirth," hob er darum endlich an, „wenn Ihr mir das Herzeleid wollt vergeſſen machen, das ich unter Eurem Dache verlebt, ſo ſetzt Euch einmal zu mir, da wir ſo ſchön allein ſind, und ſchildert mir meine künftigen Hausgenoſſen im Apoſtelhof treu und wahr und ohne Rückhalt. Ihr mögt Euch vorſtellen, daß es mir darum zu thun iſt, klar zu ſehen."

Der Wirth ſetzte ſich. „Da ſollt Ihr Euch an mir nicht betrogen haben," ſagte er, „allein gebt mir Euer Wort, daß niemals auch nur eine Sylbe von dem bekannt wird, was ich Euch als guter Freund mittheilen werde."

Anſelm gelobte das mit Freuden, und der Wirth ſtrich ſeine Haare zurück, wie er pflegte, wenn er Wichtiges unternahm, huſtete einigemal und hob dann an zu erzählen.

„Wenn Ihr es verlangt," hob er zutraulich an, „daß ich friſch von der Leber und von der „Farbe" reden ſoll, ſo kommt nicht immer das Beſte. Ich kann aber nichts dafür, wenn die nackte Wahrheit nicht ſchön iſt. — Im Apoſtelhof leben zwei Hausgefäße, unten der Apoſtelküfer Ickrath mit ſeiner Sippſchaft und oben der Herr Rath und kurkölniſche Amtskeller Würfler mit der ſeinen.

„Der Ickrath iſt ein ehrlicher Menſch, aber grob und in Redensarten nicht eben ſehr wähleriſch. Er thut ehrlich ſeine Pflicht, trinkt

ſein Schöpplein, ſingt und pfeift den ganzen Tag und läßt ſonſt „Gottes Waſſer über Gottes Land laufen". Ihr wißt, was das heißt. Seine Frau iſt ſtill und ernſt, eine tüchtige, reſpectable Hausfrau, von der Niemand redet. Das iſt gewiß ein gutes Zeichen für die Frau. Nehmt Euch aber vor deſſen achtzehnjährigem Kind in Acht! Ihr ſeid jung, und das Feuer in ihren braunen Augen zündet wie ein Blitz. Sie gilt für das hübſcheſte Mädchen der ganzen Stadt, mit Ausnahme der Tochter des Herrn Rath Würfler. Jckrath's Lenchen und Raths Tonchen heißen die „Perlen des Apoſtelhofs", und Ihr kommt da zwiſchen zwei Feuer, was an und für ſich ſeine Mucken hat.

„Lenchen iſt ein ſittig Kind, das die Mutter ſtreng erzogen hat, und nie iſt mir etwas Unrechtes von ihr geſagt worden. Der ſchlechte Finkenſtock ſtellte ihr nach wie ein Sperber der Taube, aber er flatterte ab.

„Eine Stiege höher als Meiſter Jckrath wohnt eben Herr Rath Würfler, das zweite Hausgefäß.

„Derſelbe iſt ſiebenzig Jahre alt und ein „alter Fuchs, der mehr als ein Loch in Bau hat," wie die Jäger reden. Wer ihn fangen will, muß frühe aufſtehen und ſich wohl vorſehen, daß er nicht gefangen wird. Seit länger als vierzig Jahren verwaltet er das Amt, und wer ihm nachſagen wollte, er habe ſeinen Vortheil verſäumt, der löge es in ſeinen Hals. Mit dem Finkenſtock hat er unter einer Decke geſpielt; als aber der Burſche keck, unverſchämt, diebiſch wurde, zuletzt keine Rückſicht mehr gelten ließ, die Kaſſe erbrach, deren Mangel der Alte decken mußte, da war es aus. Er ließ ihn fallen, und er mußte flüchtig werden, um dem halsbrechenden Prozeſſe zu entfliehen. Nehmt Euch in Acht. Er wird Euch auf's Eis führen und ſo lange düſteln, bis er Euch im Garne hat. Reich iſt er, entſetzlich reich, und genießt auch ſeinen Reichthum; denn trotz ſeines Zipperleins iſt Küche und Keller ſein Himmelreich. Er ſitzt in maßloſer Langweile den ganzen Tag im Polſterſeſſel am

Fenſter und haſcht nach Stadtmährlein. Seine kranken Füße ruhen in Lammpelz gehüllt auf einem Kiſſen, und wehe Dem, der das Unglück haben ſollte, ſie unſanft zu berühren.

„Sein größter Schatz aber iſt Tonchen, ſein Töchterlein, die andere „Perle des Apoſtelhofes". Ihr habt, darauf könnt Ihr Gift nehmen, nie ein hübſcheres Mädchen geſehen. Schwarze Augen, Himmel und Erde! die leuchten, ſengen, brennen und machen Jeden kapitaltoll, der zu tief hineinblickt. Iſt ebenſo als bei Ickrath's Lenchen, und wer die Schönſte von beiden Mädchen iſt, bleibt vor der Hand noch ein Räthſel. Verſucht Euch einmal an der Löſung! Ihr ſeid, nehmt's nicht quer, ein hübſcher Menſch und — wenn Feuer und Stroh zuſammenkommt, brennt's gern, ſagt das Sprüchwort am Rheine. Tonchen iſt verliebt wie ein Eichhörnchen. Wer weiß, was ſich macht? Ihr habt den hochwürdigen Decanus zum geiſtlichen Oheim, heirathet Ihr das Tonchen, ſo ſeid Ihr Amtskeller, ſo gewiß, als ich Radwirth allhier bin! Wär' nicht zu verachten! Eine bildſchöne Frau, ein Haus wie ein Schloß, freier Herr, zwölfhundert Gulden Beſoldung und zwölfhundert Gulden Nebenabfälle, das iſt ſchon werth, überlegt zu werden. Daß Tonchen mit dem Amtsſchreiber Rudolphi liebängelt, darf Euch nicht irre machen. Sie hat Niemand ſonſt, an dem ſie Gefallen finden könnte. Die Beamten hier ſind alle alte Knaſterbärte, die meiſt ihre Weiber haben, und ſonſt iſt Nichts vorhanden, was ihr ebenbürtig wäre. Der Rudolphi iſt kreuzbrav, aber — aber — ob er es verſteht, „Süßholz zu raspeln," das heißt, wie man ſich hier ſcherzweiſe ausdrückt, einem hübſchen Mädchen ſchön zu thun und artig zu ſein, wie ſie's gern haben, möchte ich wohl bezweifeln. Den hebt Ihr aus dem Sattel, ſo gewiß als zweimal zwei vier iſt.

„Ich erleb's noch, daß ich auf Eurer Hochzeit luſtig bin!"

Anſelm zog die Stirn in Falten. „Macht die Rechnung nicht vor dem Wirthe," ſagte er.

„Das kann ich gar nicht," lachte der mundfixe Wirth, „weil ich ja ſelber der Wirth bin." Ein ſchallendes Gelächter begleitete ſeinerſeits dieſen, in ſeinen Augen glänzenden Witz. Da er aber merkte, daß ſein Gerede nicht den erwarteten Beifall fand, lenkte er ein.

„Haltet es meinem Naturell zu gut, Herr Zehntſchreiber, wenn ich meiner Laune einmal den Zügel ſchießen laſſen muß. „Einen Scherz in Ehren, kann Niemand wehren!" Außer dem ſchönen Tonchen leben noch zwei Perſonen im Hauſe, die von ſchwerem Gewichte ſind, die Eine ſogar auch lieblich, nämlich Jungfer Annemarthe, die aber eigentlich zu dieſem Ehrennamen kein Recht von wegen eines Söhnleins, von deſſen naher Verwandtſchaft zu dem Herrn Rath und Amtskeller die böſe Welt wiſſen will. Mir iſt's einerlei. Annemarthe iſt über die Jahre der Jugend, aber nicht über ihre Eitelkeit und Gefallſucht hinaus. Tonchens Milchamme wurde ſie, als die Frau Räthin ſtarb, Haushälterin; ja, ich kann ſagen, die Seele des Hauſes, weil ſich Alles um ſie herumdreht. Habt Ihr ſie zur Freundin, ſo iſt's lange gut mit Euch beſtellt. Und ſie zur Freundin zu kriegen, iſt nicht ſchwer. Ihr dürft ihr nur artig ſein und zuthunlich. Glaubt mir, der Finkenſtock hätte ſich im Apoſtelhof ſo lange nicht gehalten, wäre ſie nicht ſeine Stütze und Schützerin geweſen, und — daß es ihm mehrmals gelang, den alten, ſchuftigen Filz von Rath, der von Geiz ſchier platzt, tüchtig herzuholen — ohne ſie wär's ſicherlich nicht gerathen. Man ſagt, ſie ſtehe heute noch mit ihm im Bunde. Behaupten will ich's nicht — aber ohne iſt's auch nicht. Wie hätte er es ſonſt immer ſo trefflich treffen können, daß Niemand im Hauſe war, als Annemarthe und der Alte? Mein Großvater ſelig ſagte, da er noch lebte: „mit Waſſer bäckt man keine Pfannenkuchen!"

„Es war eine ſeltſame Geſchichte," fuhr der Wirth fort, „daß der vermaledeite Finkenſtock mit der alten, dicken Annemarthe ein Herz und eine Seele war und doch auch dem Tonchen den Hof

machte, und gern von ihr geſehen war. Ein ſchlauer Spitzbube war's, und er muß pfiffig ſich durchgeholfen haben. Nun, Tonchen iſt ein verliebt Ding und leichtfertig dabei, obwohl man ihr kein Unrecht nachſagen kann; nur ſo ein bischen Liebelei und abſonderliche Neigung zu den Mannsleuten. Zuletzt, Herr Zehntſchreiber, iſt noch eine Perſon von Wichtigkeit im Hauſe, nämlich das Jakübchen, Annemarthens Söhnlein. Ich ſage nicht Söhnlein, weil ihn die Jugend drückt, denn er iſt ſeine zwanzig und mehr Jahre alt, ſondern vielmehr heißt er ſo einer Leibesgeſtalt wegen, die faſt nur zwei Schuh mißt. Er iſt ein Zwergab und ein erſchrecklicher Buckelorum dazu, der auf dem Rücken und auf der Bruſt einen mächtigen Verdruß ſitzen hat. Wenn Ihr Euer Lebtag etwas Häßlicheres und Erſchrecklicheres geſehen habt, als Jakübchen, ſo will ich mein Lebtag Waſſer trinken, was ich ungern thue. Er hat einen Kopf wie ein Fruchtſimmer, Augen von entſetzlicher Größe und brennrothe Haare. Alle Welt hält ihn für einen Simpel, aber er iſt geſcheidt wie ein Thorſchreiber, und luchſt den Leuten ihre Schwächen, Neigungen und Gedanken ab, wie man's ſich gar nicht vorſtellen kann. In ſeinem Thun iſt er ein Kind. Seine Tauben ſind ſein Glück. Tag aus, Tag ein wandert er durch die Gaſſen, um dem Rath Neuigkeiten zu bringen. Er weiß auch alle Geſchichten und was in den Häuſern vorgeht. Hat man ihn zum Feinde, ſo iſt Hopfen und Malz verloren, man kommt nicht mehr in's Fahrwaſſer, denn er gilt Alles bei dem Rath. Er allein kann dem die Lammpelze um die Füße wickeln und darf ſich etwas bei ihm herausnehmen.

„Nun kennt Ihr Eure künftigen Hausgenoſſen genau; aber, ich wiederhole noch einmal, haltet bei Euch, was ich Euch geſagt."

Anſelm Köhler verſprach zu ſchweigen. Er ſaß ſtille in der Ecke am Kachelofen, überlegte ſich, was er gehört, und ſchien ſich einen Plan zu machen, wie er auftreten wolle.

Der Wirth war hinausgegangen, kam aber bald wieder und ſetzte ſich zu Anſelm.

„Wo habt Ihr denn Euer Gepäcke?“ fragte er.

„Das bringt morgen oder übermorgen ein Lücker Fuhrmann mit,“ ſagte Anſelm und forderte ſeine Zeche. Als er ſie berichtigt, brach er auf, um nach dem Apoſtelhof zu gehen. Der Wirth, der Allerweltsfreund ſein mochte, hatte bereits dorthin ſeine Magd entſendet, um in beſonderer Gefälligkeit die Anzeige zu machen, daß alsbald der neue Herr Zehntſchreiber eintreffen würde, der dieſe drangſalvolle Nacht, ſelber angefochten, in ſeinem Hauſe geherbergt habe.

3.

Wo die vom Rheine gegen den Berg laufende Bauersgaſſe in die die Stadt der Länge nach durchſchneidende Obergaſſe ausmündet, ſtand im Jahre 1708 ein Gebäude, deſſen alterthümliche, wunderliche Bauart in eine längſtverſchwundene Zeit zurückwies. Der Styl, wenn auch vorherrſchend gothiſch, hatte ſo viel Eigenthümliches, daß er jeden kundigen, ja auch ganz unkundigen Blick feſſelte und Räthſel vorlegte.

Man nahm es deutlich wahr, daß der urſprüngliche Plan des Baumeiſters nicht ſeine volle Ausführung gefunden hatte, vielmehr ein Weſentliches fehlte, um die Einheit und Vollendung des Ganzen zu verwirklichen. Die ganze Anlage des Gebäudes zeigte es, daß der Baumeiſter im Sinne gehabt hatte, ein Mittel- und Hauptgebäude aufzuführen, an das ſich zwei, mit dem Hauptbaue jedoch verbundene, nur weiter vorſpringende, niedrigere, den viereckigen Platz nur nach der Straße offen laſſende Flügel anſchließen ſollten. Der Hauptbau und der Flügel links vom Eingange waren auch vollendet. Der rechtsliegende jedoch war nie zur Ausführung gekommen, vielmehr bildete der ganze für ihn beſtimmte Raum weite Bogenhallen, unter deren Gewölbe Keltern, Bütten und des Apoſtelküfers Werkſtätte ſich befanden.

Digitized by Google

Das Hauptgebäude, das eine doppelte Länge gegen den fertigen Flügelbau hatte, zeigte drei Giebel nach vorne, deren mittelster am höchsten war. Aus rothem Sandstein ausgeführt, waren diese Giebel mit der zierlichsten Steinmetzarbeit verziert und liefen in wundervolle Blattrosen aus. Große Spitzbogenfenster liefen am Hause hin im zweiten und dritten Geschosse, während das erste Geschoß Fenster zeigte, die volle Halbkreise bildeten. An dem mittelsten Stockwerke lief ein Balkon hin, dessen Lehne die allerzierlichsten Sculpturen bedeckten. Wo der Flügelbau sich an den Halbbau anschloß, erhob sich ein Thurm, in dem die gewundene steinerne Stiege alle Geschosse verband. Unter seinem Dache hauste Jakobchens zahlreiche Taubencolonie.

Wo man von der Wendelstiege in die einzelnen Stockwerke trat, befanden sich gewölbte Hallen, auf welche die Thüren der Gemächer mündeten, wenn sie nicht auf einen Gang ausliefen, der sich in der Mitte der Zimmerreihen dunkel und unheimlich hinzog.

Gegen die Straße schloß eine hohe Mauer den geräumigen Hof ab, und ein mächtiges Bohlenthor hatte in seinem rechten Flügel ein kleines Pförtchen zum Aus- und Eingang. Zur Seite des Thores befand sich ein mit mächtigen Eisenstäben verwahrtes Fenster in der Mauer, um, wenn das Thor geschlossen war, Diejenigen zu sehen, welche Einlaß begehrten. Zur Seite dieses Fensters befand sich der Brunnen. Der Baumeister mußte ein absonderlicher Kauz gewesen sein; denn wohin man blickte, da schauten aus dem reichen Blattwerke der Steinverzierungen sowohl am Balkon, wie am Fries und Gesimse die gräßlichsten, spottenden, höhnenden und lachenden Fratzen heraus, und besah man sie genau, so waren es tonsurirte Köpfe oder Thierköpfe mit geistlichen Kopfbedeckungen oder anderen leicht kenntlichen Abzeichen, als: Bischofsstäben, Infuln, Stolen und dergleichen. Die Sage berichtete, der Erbauer sei ein Decan oder Probst aus Köln gewesen, der am Delirium tremens, zu deutsch: am Säuferwahnsinne gelitten.

Der ehrliche Chroniſt Sebaſtian Fabian macht zu dieſer Sage, die er erwähnt, die beherzigenswerthe Bemerkung: „Es iſt wohl ein Zeugniß für die arge und böſe Welt, daß man ſolche Greuel einem geiſtlichen Haupte zuſchreibet und gar vermeinet, er habe an einem Delirio gelitten, ſo vom vielen Weintrinken kommet, was doch von einem ſolchen billig nicht vermuthet werden mag.“ Ob nun die Sage richtig, mag dahingeſtellt bleiben.

Dieſes Gebäude hieß von uralten Zeiten der Apoſtelhof, und der Erzähler bezeugt, daß die Stätte, wo es ſtand, heute noch dieſen ſeltſamen Namen trägt, obwohl vom urſprünglichen Baue leider nichts mehr übrig iſt, als die ſtattlichen Keller.

Woher ſolcher Name? fragen vielleicht manche Leſerinnen. Die Antwort iſt dieſe: In der Zeit, wo Bacharach unter der Regierung des erzbiſchöflichen Krummſtabes von Köln ſtand, hatte die Kirche zu den heiligen Apoſteln in Köln reiche Schenkungen an Weinbergen, Aeckern und Wieſen in dem Gebiete der ſogenannten „Vier Thäler“ erhalten, welche vier Thäler einen eigenen, durch ſelbſtſtändige Verfaſſung getragenen Verband bildeten, nämlich Bacharach, Steeg, Manubach und Oberdiebach nebſt den dazu gehörigen kleinen Dörfern und Weilern.

Ein reicher Ritter von Greifenclau, der es erwarten mußte, daß über ſeinem Grabe, da er erbenlos war, der Schild zerbrochen würde, ſchenkte dieſen ſeinen Freihof oder ſein Burghaus der Apoſtelkirche nebſt allen daran haftenden Gütern, Gilden, Zinſen, Zehnten und „hörigen Lüten“, wie die von dem Chroniſten erhaltene Urkunde ſagt, hoffend, daß durch ſolche fromme Schenkung die Bürde, die ſeine Seele belaſtete, abgenommen oder doch namhaft erleichtert würde, da dafür Anniverſarien und Singmeſſen gehalten werden mußten. So hieß denn fortan das Gebäude nicht mehr „Greifenclau'ſcher“, ſondern Apoſtelhof.

Der Herr Rath und Amtskeller (wie die Verwalter der Gefälle irgend einer öffentlichen Anſtalt damals hießen) ſaß in ſeinem

damaſtnen Schlafrocke, der gar abſonderliche Blumen zu Tage legte, die weiße Zipfelmütze über den kahlen Schädel gezogen (da die Perrücke mit den mächtigen Rollen erſt Mittags aufgeſetzt wurde), in ſeinem grüngepolſterten Lehnſtuhl und dampfte Ringlein in die Luft, deren Rundung und zierliches Schweben ihn über die Maßen erfreute und ergötzte. Noch eine Taſſe Mokka ſtand auf dem achteckigen Tiſchchen von chineſiſcher Arbeit neben ihm, an deren duftigem Inhalt er von Zeit zu Zeit nippte. Jaköbchen hatte bereits, da es ſtark auf den Mittag losging, ſeine Neuigkeiten referirt, die heute außergewöhnlich dünn ausfielen, weil nur ein Gegenſtand die Stadt bewegte, das außerordentliche Ereigniß dieſer Nacht, bei dem der Apoſtelhof extra betheiligt war.

Die Gemüthsruhe des Herrn Raths war zwar erſchüttert worden, allein das Phlegma herrſchte in ſeinem dicken Leibe ſo überwiegend vor, daß er ſich, zumal ja Finkenſtock's Verſuch mißlungen war, bald wieder in das Geleiſe ſeines Beharrens hineinfand. Was ihm mehr zu denken gab, war eben der neue Zehntſchreiber. Was wird denn das wieder für ein Vogel ſein? ſagte er laut zu ſich ſelbſt; denn laut zu denken war ſeine Weiſe. Ein Kölner Funke vielleicht? So einer, der auf der Fleiſchgabel liegen bliebe? Nepotchen vom alten Decan. Taugen in der Regel nicht viel! Werde klug ſein müſſen, um zu probiren, wie hoch er fliegt, wie ſchwer er wiegt. Nun, ich habe „ein Auge, das um die Ecke ſieht," und mein Jaköbchen verſteht ſich auf die Menſchenprobe, wie Balthes Ickrath auf die Weinprobe. Der arme Teufel hat eine ſchlimme Willkommnacht gehabt. Muß ihm das Herzeleid durch Freundlichkeit zu erſetzen ſuchen, was ich auch Allen im Hauſe aufgegeben habe.

Neben ihm auf einem Tiſch an der Wand lagen eine Anzahl ſchweinsleberner Folianten, worin ſich die Lagerbücher, Zehntliſten und dergleichen auf die Gefälle des Apoſtelhofs bezüglichen Stücke befanden.

Bis dahin hatte ſie der Amtsſchreiber dem Alten geführt. Sie ſollten nun dem Zehntſchreiber übergeben werden. Der alte Herr blickte indeſſen in ruhiger Erwartung auf die Straße, um den neuen Hausgenoſſen, bevor er einträte, ſchon einer Muſterung zu unterwerfen.

Jungfer Annemarthe hatte ſchon die beiden Zimmer, die ſeine Wohnung abgaben, auf's Reinſte hergeſtellt und auf's Anſtändigſte möblirt. Auf dem Geſimſe des Kleiderſchrankes ſtanden nickende Pagodchen und aus Wachs geformte Vögelein, an Farben reich, und kleine Töpfchen mit Wachsblumen von erklecklicher Steifheit. Ein Spiegel mit goldenem, verſchnörkeltem Rahmen, eine wunderlich geformte Kommode, ein großblumig bezogener Seſſel mit Rehfüßen, ein Tiſch mit gewundenen Beinen und eine Anzahl hochlehniger Stühle bildeten das Geräthe des Zimmers. Im anderen ſtand ein unendlich großes, hochbauſchiges Federbett mit einem Himmel und Behängen von blauem Damaſte.

Jungfer Annemarthe ſtand vor dem Spiegel und betrachtete ſich wohlgefällig, rückte an dem Aufſatz ihres hochgethürmten Kopfputzes und verhehlte ſich nicht, daß ſie trotz ihrer Jahre (der Puder deckte ja das grauende Haar mit ſeinem Alles gleichmachenden Schnee) noch immer im Stande ſei, ein Zehntſchreiberherz zu erobern. Nachdem ſie mit ſeidenem Tuche nochmals vorſichtig jedes Stäubchen entfernt, verließ ſie das Gemach und wanderte in die Küche, um — in der Nähe zu ſein, wenn der Erwartete nahe. Die durch den Schrecken der vergangenen Nacht hervorgerufene Bläſſe der breiten Wangen der umfangreichen Matrone hatte ein Schminktöpfchen in blühendes Roth verwandelt. So konnte ſie feſten Muthes den erſehnten Augenblick erwarten.

Unten im Hofe ſtand der Apoſtelküfer Balthes Ickrath in der Bogenhalle des Kellerhauſes und pfiff ein Lied, während das Linkbeil die Fuderfaßdauben bearbeitete. In dem Liedlein ließ er ſeinen Aerger ſich entladen, daß ein tiefer Schlaf ihn der Luſt verluſtig

gemacht, den Räuber mit ſeinem Bandmeſſerrücken nach Gelüſten zu bedienen.

Aus dem Thorthürmchen trat jetzt Jaköbchen hervor, pfiff ſeinen Tauben und ſtreute, als dieſe mit lautem Flügelſchlage zu Hauf herabſtürzten, den ſchweren Hafer des Zehntſpeichers in reichlichem Maße unter die beflügelten Lieblinge. Auf ſeinem unendlich häßlichen Geſichte lag ein unverkennbarer Unmuth.

Während dies Alles ſich theils oben im Apoſtelhof, theils unten zutrug, ſaßen in der geräumigen Stube des Apoſtelküfers zu ebener Erde zwei Perſonen, über die der Radwirth nur andeutend weggegangen, die Mutter und Lenchen. Die Mutter ſaß zur Seite des Kachelofens und ſpann, und Lenchen reinigte das Gemüſe zum Mittag.

Frau Ickrath war eine Vierzigerin, unſern der fünften Zehn, aber noch keineswegs über die Periode des weiblichen Lebens hinaus, die ihr die Benennung einer ſtattlichen und ſchönen Frau mit Fug und Recht zuzuſprechen erlaubte. Streng haltend an alter, echter Zucht und Sitte, bewahrte ſie einen ſittlichen Ernſt und eine getragene Würde, wie ſie in echten Bürgerfrauen jener und, leider ſeltener, in einer ſpäteren Periode gefunden wurde. Dieſe ernſte und edle Haltung nöthigte Jedem, der ſich ihr näherte, Achtung, der ſanfte Ausdruck ihrer Züge Wohlwollen ab. Das Regiment ihres Hauſes führte ſie mit ſolchem Takte und doch ſo zart, daß Meiſter Balthes es gar nicht merkte, daß er nicht alleine, wie man am Rheine zu ſagen pflegt, im Beſitze der Hoſen ſei. Die ſtete Fröhlichkeit ihres Gatten ſpiegelte ſich in ihren Zügen höchſtens in einem milden Lächeln wider.

Das einzige Kind beider Gatten war Lenchen. Sie ſtand eben im reichſten Schmucke jungfräulicher Blüthe. An dem Mädchen war kein Tadel von dem Kopfe bis zur Sohle, auch nicht der leiſeſte. Ihre ausgezeichnete Schönheit erhielt durch den ſtillen, ſittigen, demüthigen Ausdruck einen unwiderſtehlichen Reiz. Die Frucht einer

gottesfürchtigen Erziehung drückte ihr Weſen aus. Einfach und reinlich, war ihre Kleidung die der mittleren Bürgerklaſſe. Fromm von echter Farbe war des Apoſtelküfers Familie, aber fern von jenem bigotten Weſen, das den Himmel ausſchließlich als ſein unbeſtreitbares Vorrecht in Anſpruch nimmt. Ein Weihwaſſerkeſſelchen hing an der Wand und darüber geweihte Palmbüſchel vom letztjährigen Palmſonntage, einige Heiligenbilder und ein kleines Spiegelchen. Das war der Wände ganzer Schmuck. Das Geräthe war einfach von Tannenholz, aber ſowohl dieſes, als der Fußboden blendend weiß geſcheuert. Ein Käfig mit einem Blutfinken, den Meiſter Balthes pfeifen gelehrt und der auf Lenchens Ruf aus ſeinem Käfig auf ihre Schulter flog, vollendete die einfache Möblirung der geräumigen Wohnſtube, deren Fenſter von Eisblumen bedeckt waren, auf die der große Ofen trotz tüchtigen Einlegens noch nicht den mindeſten Einfluß zu äußern im Stande geweſen war.

Mutter und Tochter hatten den Stoff, welchen die Ereigniſſe dieſer Nacht geboten, bereits im Geſpräche vollſtändig erſchöpft, ohne daß die Kunde von dem neuen Zehntſchreiber, der ſo übel davon berührt worden war, ſie erreicht hätte, denn noch hatte kein Verkehr mit den Bewohnern des oberen Geſchoſſes ſtattgefunden, ſelbſt Jakobchen war noch nicht bei ſeinem Lieblinge, dem ſchönen Lenchen, das er nur ſein Engelslenchen nannte, geweſen.

Jetzt hüpfte ein leichter Fuß die Wendelſtiege herab, und alsbald öffnete ſich die Stubenthüre. Wenn auch in der Nachthaube und den Pudermantel um die ſchwellenden Glieder geſchlagen, war das Köpfchen und die Geſtalt, die in der Thüre erſchien, höchſt reizend. Ein lachend gebotener guter Morgen zog die Augen der beiden Anweſenden auf die Liebliche, und eine wohltönende Stimme ſagte: „Ach, wie fleißig ſchon ſo früh!“

„Frühe?“ wiederholte die ernſte Frau Ickrath. „Man ſieht wohl, wie lange Ihr geſchlafen. Es iſt elf Uhr alsbald, und die Eßglocke wird bald läuten.“

„Lenchen putzt ja noch am Gemüſe," ſagte Tonchen lachend.

„Wir haben auch länger geſchlafen, als ziemlich und recht," verſetzte die Frau, „aber es iſt auch kein Wunder."

„Nun, ſo grollt auch mir nicht, Frau Ickrath," fiel ihr Tonchen in die Rede, „und da Lenchen nahe fertig iſt, ſo bitte ich, geſtattet, daß ſie mir das Haar mache."

Die Bitte der Tochter des gebietenden Herrn im Hauſe, dem ihr Mann untergeben war, konnte nicht leicht eine verneinende Antwort gewärtigen.

Die Mutter ſah Lenchen an und ſagte: „So geh' und ſetze das Gemüſe zum Feuer; ich will dann ausnahmsweiſe heute weiter ſorgen, da Ihr doch nicht ſobald fertig ſein werdet."

Das Wort war kaum geſprochen, als Lenchen den Zuber ergriff und mit Tonchen verſchwand. Das Befohlene wurde ſchnell vollzogen, das Feuer geſchürt, und wenige Minuten ſpäter hüpften die zwei lieblichen Geſtalten Arm in Arm die Stiege hinauf und verſchwanden jenſeit einer Thüre, die rechts vom Eingange gerade über Ickrath's Wohnzimmer lag. Eine ſtarke Wärme hatte das Eis der Fenſter gänzlich vertilgt, ſo daß man auf das Hofthor den freien Blick hatte.

Tonchen ſetzte ſich an das Fenſter, und Lenchen begann die glänzenden Flechten des reichſten Haares von ihren Banden zu befreien, die nun feſſellos in herrlichen Locken, wie ein weiter ſchwarzer Mantel, die reizende Geſtalt umfloſſen.

„Du haſt früher und beſſer ausgeſchlafen, als ich," ſagte das plauderluſtige Tonchen zu der ſchönen Haarkünſtlerin, die mit Wohlgefallen das ſchöne Haar löſte. „Auf Deinen Wangen blühen wieder alle Roſen. Ich ſehe bleich und angegriffen aus. War das aber auch ein Schrecken! Was nur der Spitzbube wieder wollte? Hätten ſie ihn nur endlich einmal gekriegt!"

„Iſt das Dein Ernſt?" fragte mit ſarkaſtiſchem Lächeln die

Jugendgeſpielin und neigte den ſchönen Kopf über die Schulter Tonchens, daß ſie ihr gerade in die Augen blicken konnte.

Tonchen erſchrak über die plötzliche Bewegung und die bedeutungsvolle Frage. Eine glühende Röthe flog über ihr ſchönes Geſichtchen. Sie war indeſſen nicht ſo leicht außer Faſſung zu bringen. Komiſch zürnend ſagte ſie: „Man meint, Du wärſt ein Richter, der einem in's Gewiſſen hinein oder draus heraus fragen wollte."

„Und wenn ich das nun wollte," fragte Lenchen weiter.

„So könnte ich doch antworten, was ich wollte," erwiederte lachend Tonchen; „aber was ſoll ich's leugnen? Ich war ihm auch gut! Will's auch gar nicht in Abrede ſtellen, daß Deine Vermuthung richtig iſt. Haſt Du was dagegen, daß ich ihm gut war? War er nicht ein gar ſchöner Mann?"

„Allerdings," ſagte Lenchen ernſt werdend. „Du kannteſt ihn als einen ſchlechten Menſchen, leugneſt Du das?"

„War's denn mein Ernſt?" fragte Tonchen auffahrend. „Du kannſt das Predigen ſo wenig laſſen, als Deine Mutter. Ein wenig Kurzweil iſt nicht verboten."

„So?" fragte das züchtige Lenchen. „Schäme Dich des Wortes. Hat er Dich nicht mehr als einmal geküßt?"

„Wenn ich ihn erhaſchte und ich ihn geneckt hatte!" fiel Tonchen ein. „Wehren konnt' ich mich doch nicht gegen ihn! Was vermochte ich gegen den kräftigen Mann?"

„Aber ihn nicht necken und zum Haſchen herausfordern," verſetzte Lenchen ſcharf betont, „das konnteſt Du!"

„Du biſt ſo ſpießbürgerlich und klöſterlich zugleich erzogen, daß ich Dich bedaure. Faſt glaube ich, daß Du Dich wehrſt, wenn einmal Dein Bräutigam Dich küſſen will. Da bin ich froh, daß ich anders erzogen bin, und ich dank' es meiner Annemarthe, die ſagt, daß einen Scherz in Ehren Niemand wehren könne. Was iſt denn auch ſo ein Kuß anders als ein Spaß?"

„Wenn ich ein Mann wäre, würde mir ſo leichtfertige Rede

ſchlecht gefallen. Was würde zum Beiſpiel der Herr Stadtſchreiber dazu ſagen, hörte er das, und wüßte, was ich weiß?" fragte Lenchen.

Tonchen erröthete und diesmal halb vor Aerger, halb vor Scham. Sie rief erregt aus: „Hat denn der einen Kaufbrief über mich, oder bin ich ſeine Frau? Wo ſteht es denn geſchrieben, daß ich mich an ihn gebunden? Er hat mich noch nie geküßt, weil er zu ſteif und ungelenkig dazu iſt und zu ſpießbürgerlich. Der paßte prächtig zu Dir!"

Lenchen erröthete tief und war froh, daß Tonchen ſie nicht anſehen konnte. Jene fuhr in ihrem leichtfertigen Tone fort: „Ich halt' es mit dem Liedchen, welches das verrückte Baumannslieschen ſingt:

Der Anton und der Peter,
Der Jakob auch dabei,
Die thun mir wohlgefallen,
Ich lieb' ſie alle Drei.
Den Anton thu' ich küſſen,
Dem Peter folg' ich zum Spiel —
Und ſollt' ich dann heirathen —
Der Jakob mir gefiel!

Trallerallera!" ſang Tonchen mit lauter Stimme, ſie war aufgeſprungen und tanzte wie toll im Zimmer herum. Die Lockenfülle umwallte die ſchöne bewegliche Geſtalt, und ſie war anzuſehen wie eine jener reizenden Bacchantinnen, die der Meißel der Künſtler des Alterthums uns überliefert hat. Wenn auch Lenchen bei ihren ſtreng ſittlichen Grundſätzen einen Stachel in ihrer Bruſt fühlte und einen edlen Unwillen kaum bergen konnte, ſo vermochte ſie doch das Auge nicht von der wunderſchönen Leichtſinnigen abzuwenden.

Endlich blieb Tonchen vor Lenchen ſtehen und ſagte unnachahmlich komiſch: „Nun, Nönnchen, reizendes Nönnchen, gehſt Du bald in's Kloſter? Ich nicht, Täubchen, ich nicht! Mit dem hübſchen

Finkenſtock hab' ich geſcherzt. Daß er ein Spitzbube war, wußte ich nicht. Der einfältige Canonicus Schmitz hätt' ihn auch erſt warnen können, ehe er ihn knall und fall abſetzte und fortjagte. Was ſollte der arme Teufel machen? So hat er ihn dem Verderben in die Arme geworfen. Es iſt Schade für ihn! Was thut's übrigens? Heute noch kommt der neue Zehntſchreiber."

„Und Du wirſt Dein Spiel von Neuem beginnen?"

„Warum nicht, wenn er hübſch iſt?"

„Pfui, Tonchen, pfui!"

„Hör' 'mal, Lenchen," hob jetzt Tonchen etwas ſchnippiſch an, „wenn ich außer dem Pater Quardian im Kloſter noch einen Beichtvater brauche, ſo berufe ich Dich dazu! Der Zehntſchreiber fand mich hübſch. Warum nicht? Ich bin's ja! Dem Amtsſchreiber Rudolphi hat das keinen Abtrag gethan. Hab' ich einmal zu heirathen Luſt, ſo dankt der Steiffſchechter dem lieben Gott, wenn ich ihn nehme; denn an mir hängt das Amt meines Vaters, und das Geld deſſelben fällt ſchwer in die Wagſchaale mit gehörigem Gewichte."

Lenchens Antlitz überzog eine dunkle Röthe; aber ſie ſchwieg, bis Tonchen wieder faß; dann ſagte ſie: „Du haſt Recht, mich zurückzuweiſen. Einem armen Bürgermädchen kommt ſo etwas nicht zu. Weil ich mit Dir in die Schule gegangen und Deine Geſpielin war, glaubte ich, ich dürfte meinen ſchweſterlichen Tadel ausſprechen, wo ich's für Recht hielt und Dich vor Abwegen warnen zu müſſen glaubte. Ich habe mich geirrt, obwohl ich es ſo treu meinte."

Tonchens Uebermuth war Lenchen wie ein Schwert durch die Seele gegangen. Sie hatte die Worte mit wehmüthig-bitterem Tone geſprochen, und als Tonchen ſie anſah, zitterte eine Thräne in den langen Wimpern des ſchönen Auges.

Tonchen war leichtſinnig und lebensluſtig. Das Blut ihrer Mutter, einer Franzöſin, rann in ihren Adern; aber ſie war zu gutmüthig, es ertragen zu können, daß Lenchens treues Gemüth,

irgendwie von ihr verletzt, traure. Lenchens Worte drangen wie ſcharfe Pfeile in ihre Bruſt. Obwohl ſie wußte, daß, wenn ſie jetzt aufſpränge, ſie Lenchens mühſame Arbeit an ihrer Friſur wieder vernichte, ſo konnte ſie doch die Thräne in Lenchens Auge nicht dulden. Raſch ſprang ſie auf, umfaßte die treue Freundin und küßte ſchnell die Thräne weg.

„Sie würde auf meiner Seele brennen," ſagte ſie bewegt. „Vergib mir! Um aller Heiligen willen, grolle mir nicht! Du weißt, wie lieb ich Dich habe; Du kennſt aber auch meine Art. Ich kann einmal ſo ehrenfeſt und ehrbar nicht ſein wie Du; daß ich aber die Wege deſſen verlaſſe, was dem Menſchen allein den Werth gibt, das wirſt Du doch von mir nicht glauben?"

Lenchen war beſiegt. Sie küßte den lieben Mund, vergab, und der Friede war hergeſtellt. Dennoch fiel auf der Stelle Tonchen wieder in den alten Ton.

„Komm', ſchöne heilige Marzibille," rief ſie, „und fange Dein Werk von Neuem an. Ich weiß, daß es doch Deine größte Luſt iſt, mich recht ſchön zu putzen, was ich heute ganz beſonders wünſche, weil bald der neue Zehntſchreiber kommen muß. Denke nur, der arme Menſch hat dieſe Nacht im „Rad" geſchlafen, und die Eſel von Bürgern haben ihn aus dem ſüßeſten Schlafe geriſſen und ihn mißhandelt, weil ſie meinten, es ſei der Finkenſtock. Das muß ich ihm mit Liebe und Freundlichkeit doch vergeſſen zu machen ſuchen? Nicht wahr? der Vater will's auch haben."

Lenchen hörte mit Erſtaunen der Freundin Erzählung.

„Wie er nur ausſehen mag?" fuhr Tonchen fort. „Ich kann es kaum erwarten! Siehe, darum möchte ich heute recht hübſch ſein. Iſt er häßlich, nun, ſo laſſe ich ihn laufen, ſtelle mich vor den Spiegel und bewundere mich ſelbſt."

Während Tonchen noch ſo fortplauderte, ging unten das Hofthor auf, und Anſelm Köhler trat herein.

Jakobchen ſtand mitten unter ſeinen Tauben, die pickend die

Körner auflaſen und mit den Flügeln ſich ſchlagend den Vorrang neidiſch einander ſtreitig machten. Mit dem kleinen Kobold waren ſie ſo vertraut und er mit ihnen, daß er züchtigend hier und dort einen herrſchſüchtigen Tauber am Flügel faßte und ihn ſtrafte, ohne daß es den übrigen eingefallen wäre, aufzufliegen. Ein weißes Täubchen begünſtigte er ganz beſonders und nannte es ſein „Engelslenchen", während er eine ſchwarze Taube „arge Here" und „Tonchen" ſchalt. In dieſem Treiben bemerkte er kaum, daß der Fremde eingetreten war.

Deſto eher aber hatten dies die Mädchen wahrgenommen.

Wenn Tonchen aufſprang, den Pudermantel enger um Bruſt und Schultern zuſammenzog und an das Fenſter lief, ſo war dies bei ihrer Art und Weiſe nicht zu verwundern; aber daß ſich auch das andere ſchöne Köpfchen höher reckte, daß endlich auch Leuchen an's Fenſter trat, das bewies klar, wie weit die Ureltermutter auch in der zarteſten, ernſteſten und ſinnigſten ihrer Urenkeltöchter ſteckt, mögen ſie es in Abrede ſtellen, wie ſie wollen. Selbſt Sebaſtian Fabian, der ernſte, hausbackene Chroniſt, kann nicht umhin, bei Erzählung dieſes Auftrittes die Bemerkung zu machen: „Und ſiehet man hieran unwiderſprechlich, wie das Sprüchwort ein Wahrwort iſt: Die Eva kann nicht ſterben."

Jakobchen fuhr herum, als das ſchwere Pförtchen im Thore zufuhr. Ein ſcharfer Blick fuhr nach dem Fremden hinüber, worauf er ihm zurief: „Bleib' ſtehen und ſcheuche mir meine zahmen Täublein nicht!"

Die Art und Weiſe, wie der Zwergel ihm das zugerufen hatte, hatte ſo etwas Befehlendes und Herriſches, daß Anſelm davon höchſt unangenehm berührt wurde. Man ſah es der gerunzelten Stirne, den ſich ſenkenden Brauen, dem unwillig blitzenden Auge an, was in ihm vorging. Dieſe Wirkung währte jedoch nur wenige Augenblicke. Anſelm erinnerte ſich der Bemerkungen des Wirths und ſammelte ſich ſchnell. Mit ſcheinbarem Wohl-

gefallen blickte er auf die Tauben und ihr buntes Durcheinanderlaufen.

Jaköbchen bemerkte das und ſagte: „Gelt, Zehntſchreiber, ſie ſind ſchön?"

„Kennſt Du mich?" fragte Anſelm nicht ohne Erſtaunen.

Jaköbchen überhörte die Frage. „Haſt Du ſchon ſchönere Tauben geſehen?" fragte er weiter, indem ſein Auge durchbohrend auf dem vor Froſt zitternden Anſelm weilte.

„Niemals," ſagte Anſelm. „Hab' doch daheim auch Tauben gehalten, aber ſo ſchöne hatte ich nicht, und ſo zahm brachte ich ſie nicht."

„Das iſt leicht!" erwiederte der Zwerg; „man muß ſie nur recht lieb haben. Das liebe Viehchen merkt's ſo gut wie der Menſch, wenn man es liebt."

Anſelm ſah nicht ohne Erſtaunen den blödſinnig ausſehenden Zwerg an, als er dieſe Bemerkung machte, allein auch das erinnerte ihn an des Radwirths Rede.

„Den Finkenſtock, den Unhold, konnten ſie nicht leiden," fuhr Jaköbchen fort. „Der Spitzbube war aber auch Niemandem gut als ſich ſelbſt, und das nicht einmal! Du kennſt ihn wohl?"

Hatte ſchon die Nennung dieſes ihm ſo ominöſen Namens Anſelm ſichtbarlich unangenehm berührt, ſo kam ihm dieſe von einem ſtechenden Blicke begleitete Frage ungemein quer. Dennoch fühlte er, daß Zuſammennehmen noth war. Das Lächeln, das über ſeine Züge glitt, war ſo bitterſüß und erzwungen, daß ein ſcharfer Blick über ſeine Natur ſich nicht täuſchen konnte. Etwas ſtotternd ſagte er: „Der Name ärgert mich, weil er mich um die Ruhe dieſer Nacht brachte."

„So?" dehnte Jaköbchen. „Nun, der war ein rechter Satan. Was ich Dir rathen wollte, mach's nur nicht wie der!"

Der Apoſtelkäfer hatte die Unterredung mit angehört und ſah, wie der Zehntſchreiber vor Froſt bebte. Da lief ſeine Galle über.

Digitized by Google

„Hör' 'mal, Du Schlingel," rief er Jaköbchen zu: „ſiehſt Du nicht, wie der Herr vor Froſt zittert? Wenn Du nicht fortmachſt mit Deinem Taubenvolke, ſo werf' ich Dir und Deinen Tauben eine Faßdaube an den Kopf! Meinſt Du, der Fremde ſei Dein Narr?"

Jaköbchen warf dem Apoſtelküfer einen böſen Blick zu und knurrte in den Bart.

„Herr," rief Meiſter Balthes, „Ihr habt mehr Geduld als ich. Schreitet zu! Die Tauben mögen wiederkommen, wenn ſie noch nicht ſatt ſind. Ihr geht ja vor Kälte zu Grunde!"

Die Wahrheit wirkte wie eine Macht. Anſelm ſchritt vor, und die Tauben flogen mit rauſchendem Flügelſchlag auf die Fenſterbrüſtungen und den Rand der Altane und kehrten erſt wieder, als er im Treppenthurme verſchwunden war.

Der Meiſter Balthes kollerte mit dem Jaköbchen; dieſer brummte in den Bart, und die Tauben kehrten wieder zu ihrem Futter.

Während ſich das im Hofe zutrug, beobachteten die Mädchen den ganzen Hergang hinter dem Fenſter, deſſen wieder anſchießende Eisblumen der weiche Hauch ihres Mundes nur zu entfernen vermochte.

„Haſt Du Dir ihn betrachtet?" fragte Touchen. „Meiner Sir, es iſt ein hübſcher Menſch, zwanzigmal hübſcher, als Finkenſtock war! Wie gefällt er Dir?"

„Gut," ſagte Lenchen. „Er ſcheint ein ſanfter Menſch zu ſein, ſonſt hätte er nicht mit Jaköbchen ſo viele Geduld gehabt, denn er ſchnatterte vor Kälte."

„Ach, was kümmert mich das!" rief Touchen aus. „Ich muſterte nur ſeine Geſtalt und ſein Ausſehen, und das Alles hat mir gefallen. Zwar ſieht er bleich aus — doch, wenn ich bedenke, daß er geſtern einen mühſamen Weg machte und dieſe Nacht ſo abſcheulich geſtört wurde, ſo finde ich das natürlich. Wie viel

ſchöner muß er ſein, wenn erſt ſeine Wangen blühen! Er hat ein wunderſchönes Auge, und in ſeiner Haltung liegt ſo etwas Vornehmes. Man ſieht doch gleich, woher ſo ein Menſch ſtammt. Wenn ich damit die Haltung des Amtsſchreibers vergleiche, ſo iſt die ganz unzweideutig bäuriſch und plump. Wo ſollt' er's auch her haben? Iſt nie über das Weichbild Bacharachs hinausgekommen, und ſein Vater war ein Gewürzkrämer. Dem ſieht man die große Stadt, die Welt, die Erziehung an der Naſe an. Ich freue mich recht auf ihn."

Lenchen ſah ſie mit ſtrafendem Ernſt an.

„Wer doch gleich ſo ſicher urtheilen möchte und ſo wegwerfend über einen braven jungen Mann!" ſagte ſie. „Wenn Dir ein angelerntes Weſen beſſer gefällt als Redlichkeit und Treue, ſo will ich ſchweigen. Ihn kennſt Du, den dort aber nicht; und doch ſtellſt Du ihn hoch über Rudolphi. Kannſt Du ihn nicht leiden, oder haſt Du ihn nicht lieb, ſo mach's ihm wenigſtens nicht weiß. Das iſt ſündlich, einen braven Menſchen am Narrenſeile herumzugängeln und ihn zu hänſeln!"

„Wer ſagt denn das?" fiel Tonchen ein. „Wenn ich meine Meinung über die Schönheit und anſtändige Haltung eines Anderen ausſpreche, wer ſagt denn gleich, daß ich ihn lieber habe als den, mit dem ich ihn vergleiche? Ich ſage Dir, daß ich ihn wahrſcheinlich heirathen werde, wenn er Kellner wird."

„So?" fragte Lenchen. „Will er denn Kellner werden?"

„Ei du mein Gott, wie albern! Er kann ſich glücklich preiſen," rief Tonchen, „wenn er es wird."

„Sein Amt iſt gut, und er iſt ein Pfälzer, der nicht in Kölniſche Pfaffendienſte treten wird," ſagte Lenchen.

„Steht Dein Vater nicht auch im Pfaffendienſte?" fragte ſchnippiſch Tonchen. „Wenn das jemals der Herr Decan zu Sanct Apoſteln hörte? Aber ich ſage Dir," fuhr ſie fort, „Amtsſchreiberin mag ich nicht werden. Das hieße vom Gaul auf den Eſel ſteigen.

Doch wozu das Gerede? Schnüre meine Schnürbruſt zu, dann iſt's gut!"

„Und Du kannſt gehen!" rief Lenchen mit einiger Bitterkeit. „Sag' ich ein wohlgemeintes Wort, ſo biſt Du gleich oben draußen. Es wird beſſer ſein, wenn ich in meiner Niedrigkeit bleibe und Dich nicht mehr ärgere!"

Tonchen hielt ſie, da ſie ſich entfernen wollte; aber Lenchen ließ ſich nicht halten und ging.

Auf der Stiege begegnete ſie Anſelm. Er trat an die Mauer und grüßte höflich. Mit leichtem Danke flog das überraſchte Mädchen an ihm vorüber die Stiege hinab.

„Gewiß eine der Perlen des Apoſtelhofes," dachte der Zehntſchreiber, und wahrlich, ſie verdient den Namen! Finkenſtock nannte Eine eine Heilige und — ich glaube, das war ſie!

In Nachdenken verſunken, ſtieg er die Treppe hinauf und trat in die Halle, wo viele Thüren mündeten. Unſchlüſſig, weil unbekannt, weilte er einen Augenblick, ob nicht Jemand käme.

Durch eine Spalte der Küchenthüre lugte Jungfer Annemarthe nach dem hübſchen Fremdlinge. Nachdem ſie ihn ſattſam betrachtet, trat ſie hervor unter vielen Bücklingen und Knixen, mit dem ganzen feiſten Vollmondgeſichte lächelnd, ſo ſüß, als ſie es nur irgend vermochte.

Ihre Ueberzeugung ſtand feſt, wie die Tonchens, daß der neue Zehntſchreiber ein würdigerer Gegenſtand der Eroberung ſei, als ſein Vorgänger, und demgemäß ſetzte ſie ſogleich alle Segel ein.

Anſelm erkannte ſogleich nach des Wirthes Schilderung, wen er vor ſich hatte. Hier durfte er ſchon eine derbe Mine ſpringen laſſen und war gewiß, daß ſie ihres Zieles, der Eitelkeit zu ſchmeicheln, nicht verfehlen würde. Er ſtellte ſich daher ganz fremd mit den Verhältniſſen des Hauſes und ſagte mit einer tiefen Verbeugung: „Wahrſcheinlich die Frau Hofkammerräthin? Ich bin der künftige Zehntſchreiber, Anſelm Köhler, und möchte mich Ihrem Wohlwollen beſtens empfohlen halten!"

Digitized by Google

Jungfer Annemarthe erröthete vor Vergnügen, daß ihre Erscheinung solche Voraussetzungen rechtfertige, und erwiederte demüthig: „Ich bin nur des Hauses Schaffnerin.“

Anselm ließ sich nicht irre machen und setzte schnell hinzu: „Was nicht ist, könnte doch in bester Form sein. Dem Fremden ist ein Irrthum verzeihlich. Vergebt ihm; allein dennoch liegt auch so in Eurer Hand, was in der der Nichtvorhandenen liegen würde, und ich wiederhole die Bitte, laßt mich Eurem Wohlwollen empfohlen sein und vertrauet mir, daß ich Alles aufbieten werde, seiner würdig zu werden.“

Jungfer Annemarthe hatte schon den Mund gespitzt zu einer mindestens eben so artig gesetzten Gegenrede, als Jakobchen die Treppe heraufstürmte und rief:

„Der Herr Rath hat Euch gesehen durch's Fenster und hat eben gefragt, wo Ihr so lange bliebet. Kommt daher schnell.“

Annemarthe schoß auf ihren hoffnungsvollen Sprößling einen Basiliskenblick und sagte dann, eine Thüre öffnend: „Tretet hier gefälligst ein! — Ein andermal, denke ich, ist die Stunde zu einer vertrauteren Bekanntschaft gelegener,“ flüsterte sie ihm zu, und lächelnd nickte Anselm der Freundlichen zu, indem er durch die Thüre in Rath Würfler's Gemach trat.

Anselm hätte innerlich laut auflachen mögen über das erste gelungene Kunststück, allein jetzt galt's, einen wundervollen Ernst zu behaupten.

Auf die Verbeugung des Zehntschreibers griff der alte Herr an die weiße Baumwollmütze und rückte sie leise.

„Leget mir's nicht als Unhöflichkeit aus, Herr Zehntschreiber, wenn ich nicht aufstehe,“ sagte er, „das Zipperlein ist ein gar ungelegener Gast, und der meine seit Jahren.“

„Bitte unterthänigst,“ sagte Anselm mit einem Bückling, „es sollte mir leid thun, wenn der Herr Hofkammerrath —“

„Sagt kurzweg Rath," fiel ihm der Alte in die Rede, „Ihr ſpart allemal drei Sylben, und es gilt ein Geld. Auch liebe ich viele Redensarten nicht. Setzt Euch! Jaköbchen, ſetz' einen Stuhl! So, ſetzt Euch! Euer geiſtlicher Herr Oheim hat mir geſchrieben und einige Perſonalnotizen beigefügt. Nach denen habt Ihr tüchtig getobt. Ich hoffe und wünſche, daß Ihr ausgetobt habt und Euch hier „mauſert", damit die Wildfangsfedern bei Zeiten ausfallen. Ich liebe es an einem jungen Manne, wenn er ſolid und treu iſt im Dienſte. Hab' leider viel erfahren an dem Spitzbuben, dem Finkenſtock. Wollt', er hinge drüben am kurpfälziſchen Landesgalgen oder am Mainziſchen! Wie dieſe Nacht gezeigt hat, iſt der Hallunke noch immer lüſtern nach den Fleiſchtöpfen Aegyti, wie mein Freund, der hochwürdige Kapuziner Quardian, Bruder Bonifacius aus dem daſigen Kloſter, zu ſagen pflegt. Glaub', es ſteht in der Bibel. — Ja, der hat mich drangſalirt, daß die Steine weinen möchten, und mit ſchnödem Undank meine Güte und Nachſicht belohnt. Hol' ihn der Teufel! Habt auch ſchon, wie ich höre, dieſe Nacht durch ihn Drangſal gelitten. Ihr ſeid dadurch ſchon unſer Leidensgenoſſe geworden. Item, das könnte der Gaudieb mehr verſuchen. Dannenhero erſuche ich Euch, die Piſtolen immer geladen zu halten, die ich Euch auf's Zimmer ſchicken werde. Was Euer Amt betrifft, ſo hat mich alten Mann bis jetzt der ſehr ehrenwerthe kurpfälziſche Amts- und Stadtſchreiber, Herr Rudolphi dahier, freundnachbarlich unterſtützt, ſo daß Ihr keine Rückſtände habet. Hier ſind die Bücher; orientirt Euch darin. Ordnung über Alles! Sonſten iſt der Dienſt ein Kinderſpiel und nur im Herbſt etwas mehr zu thun als ſonſten."

Anſelm hatte ſich bei jeder betreffenden Stelle ſtumm verbeugt. Da jetzt der Alte ſchwieg, glaubte er reden zu müſſen, verſprach daher pünktliche Ordnung, Treue, Fleiß und ſolides Betragen. Zum Schluß ſprach er ſein Bedauern über die Schrecken der Nacht aus.

„Macht Euch darüber keine Moleſten," ſagte der Rath. „Ich kann, das Zipperlein abgerechnet, noch etwas vertragen."

„Was den Zehntſpeicher betrifft," fuhr er fort, „ſo wird Euch meine getreue Schaffnerin, Jungfer Annemarthe, den Beſtand genau angeben, und über den Keller verweiſe ich Euch an den braven Meiſter Balthes Ickrath, ſo drunten wohnt."

Während dieſer langen Rede, die, weil es die längſte war, die er je gehört, Jakobchen in völliges Erſtaunen ſetzte, kauerte der Kleine zur Seite des Ofens und beobachtete ſcharf den Zehntſchreiber. Jenes inſtinktartige Wittern, das ihm eigenthümlich war, machte ſich auch hier wieder geltend und ſtellte ſein Urtheil feſt. Der Ausdruck ſeiner Züge jedoch hätte jedem Beobachter verkündigen müſſen, daß dies Urtheil zu Anſelms Gunſten nicht ausgefallen war.

In der eben eingetretenen Pauſe öffnete ſich die Seitenthüre, und Tonchen, im vollen Schmuck ihrer Reize, mit dem bezaubernden Lächeln auf den kirſchrothen Lippen, trat mit leichtem Gruß in das Gemach. Ihr Feuerauge traf zündend den Schreiber. Er mußte das ſeine niederſchlagen vor der Macht dieſes Blickes.

„Meine Tochter!" ſagte der Rath nun zu Tonchen: „Der neue Zehntſchreiber, Herr Anſelmus Köhler aus Köln."

„Ich freue mich," ſagte ſie, ſich an dem Eindrucke weidend, den ihre Reize auf Anſelm machten, „ich freue mich, daß es durch Eure Gegenwart wieder lebendiger im Apoſtelhofe wird, obgleich ich bedaure, daß die Nacht Eures Willkommens in der Stadt eine ſo ſchlimme und ſorgenvolle war, die auch Euch unſchuldigerweiſe unangenehm traf."

„Sie dürfte wohl Euch noch viel unangenehmer geweſen ſein," ſagte Anſelm verbindlich. „Mir hat der Eintritt in dieſes Haus alles Unangenehme vergeſſen gemacht. Was ich zur Annehmlichkeit und Lebendigkeit beitragen kann," ſetzte er hinzu, „das werde ich mit Freuden thun."

Lebhaft wandte ſich der Alte zu Tonchen, und man hörte es,

daß ihn die Bemerkung über die Lebendigkeit im Apoſtelhof geärgert. „Ich denke," rief er biſſig, „dieſe Nacht iſt lebendig genug geweſen!"

„Der Vater beliebt zu ſcherzen," ſagte lächelnd das reizende Mädchen. „An ſolcher Lebendigkeit hab' ich kein Wohlgefallen und könnte ſie für immer miſſen!"

„Nun, ſo weiß ich nicht, was Du willſt," rief der Alte in ſichtlich ſteigender Erregung. „Alle Abend iſt Geſellſchaft bei uns. Da kommen liebe Gäſte — als der Herr Amts- und Stadtſchreiber Rudolphi, der Herr Zollbeſeher Siegling und der Herr Quardian Bonifacius — doch, was ich ſagen wollte, könnt Ihr auch ein Kartſpielchen? Ein Piquetchen? Landsknechtchen oder Kurtrieriſch? Letzteres iſt das berühmte Spiel, womit die Schoppenſtecher in Trier ihre Schöpplein herausmachen."

„Sind mir Alle nicht fremd," ſagte Anſelm.

„Dacht's wohl," ſagte der Alte: „ein Kölner Kind iſt in ſolchen Dingen Meiſter. Vielleicht ſteckt's auch im Holze, denn Euer geiſtlicher Herr Oehm iſt auch kein Stümper. Nun ſehet, da ſitzen wir und ſpielen, trinken unſer Gläslein Enghöller, den uns obſervanzmäßig der Apoſtelkeller gratis liefern muß. Wollen heut' Abend eins riskiren."

„Zu Befehl!" ſagte Anſelm.

Tonchen, die ihre blendend weißen, ſchönen Zähne dem Zehntſchreiber zeigen wollte, ſagte: „Ihr ſeid auch nicht allezeit in Köln geweſen, denn Eure Mundart iſt nicht rein kölniſch?"

Anſelm mußte ſich zuſammennehmen. Wieder eine Mahnung an eine Vergangenheit trat ihm nahe, die er gern vermieden hätte. Er war indeß gewandt genug, ſich nicht bloßzuſtellen. Er erzählte nun, wie er in Geſchäften des Handlungshauſes, in dem er geſtanden, Gelegenheit gefunden, die Niederlande, Weſtphalen und einen Theil von Frankreich zu bereiſen.

„Ach, da freue ich mich auf Eure Erzählungen," rief Tonchen

aus. „Die Leute ſind alle rechte Kümmeltürken, die über das Weichbild der Stadt ihre Naſe nicht hinausreckten, daher ſie denn auch weidlich langweilig ſind.“

Ueber des Alten blutrothes Geſicht legte ſich eine noch dunklere Röthe des Zorns. Es war der Anblick wirklich unheimlich.

„Ich hoffe, Du nimmſt den Herrn Amtsſchreiber Rudolphi aus,“ rief er zornig. „Er iſt ein vielwerther Freund meines Hauſes, der nicht verdient, von Deiner fixen Zunge alſo ſchimpfirt zu werden.“

„Für den Herrn Vater mag er nicht langweilig ſein,“ ſagte gereizt und ſchnippig das verzogene Kind. Ihr Blick flog auf den Zehntſchreiber, als wolle er ſagen: „Du verſprichſt mir mehr als der langweilige Geſelle, den der Vater ſo hoch preiſt.“

Obgleich in der Regel der Rath ſchwach genug war, dem Mädchen gegenüber zu ſchweigen, wenn ſie eine vorlaute und naſeweiſe Bemerkung machte, ſo war denn das ihm doch zu viel, zumal es jetzt galt, ſein Anſehen dem Zehntſchreiber gegenüber nicht bloßzuſtellen. Heftig rief er aus: „Es ſtünde Dir beſſer an, über einen Mann, der in literis wohlerfahren iſt, beſcheidener zu urtheilen, und über Dinge ganz zu ſchweigen, die Du nicht verſtehſt. Jakobchen,“ rief er, „zeige dem Herrn Zehntſchreiber ſeine Stube, und trag' ihm die Bücher hinüber.“

Anſelm war froh, der peinlichen Lage enthoben zu werden; denn Tonchen glühte vor Zorn, und in des Alten Auge zuckten noch Blitze, die den Donner nach ſich ziehen mußten.

Kaum war denn auch Anſelm draußen und ſeine Tritte verhallt, als ſich das Wetter entlud:

„Ich habe leider zu lange und zu viel Geduld mit Dir ungerathenem Dinge gehabt,“ rief er und wandte ſich, den Schmerz verachtend, den dieſe Wendung an ſeinen Füßen verurſachte, gegen Tonchen, die ihren Grimm an den Fenſterſcheiben zu vertrommeln ſuchte, „aber nun iſt's am Ende. So einem leichtfertigen Gelbſchnabel gegenüber einen Mann wie Rudolphi zu verkleinern, zu

ſchimpfiren, das überſteigt meine Geduld. Schämſt Du Dich nicht? Gelt, der hübſche Fant gefällt Dir? Soll's wieder eine Liebelei geben wie mit dem Finkenſtock, den Gott verdamme? Meinſt Du, ich wüßt's nicht? Mach' mir den Kopf toll, ſo ſteck' ich Dich in's Bopparder Kloſter! Da wirſt Du zahm und das Franzoſenblut in Deinen Adern kühl. Du weißt, daß Du den Rudolphi heirathen ſollſt. Haſt's ihm auch nahe genug gelegt, daß er's erwarten kann. Am Ende willſt Du ihn äffen? Ich rathe Dir, nimm Dich zuſammen. Entweder Du heiratheſt Rudolphi, oder wanderſt in's Kloſter, ſo wahr ich Würfler heiße! Jetzt geh', daß mich nicht vor Alteration der Schlag rührt!"

Touchen eilte hinaus. Scham und Zorn rangen in ihrer Bruſt um die Uebermacht. Alſo der Alte wußte Alles! O weh! Sie wußte, es war mit ihm nicht zu ſcherzen, und ſie in's Kloſter zu ſtecken, war ihm nicht zu viel. Sie eilte auf ihr Zimmer, und ein Thränenſtrom entquoll den ſchönen Augen. Ob er zur Beſſerung führte? Die Frage war ſchwer zu entſcheiden.

---

4. Rückblicke.

Der Name Finkenſtock hatte, als ihn die beiden Wächter, Zinkgräf und Michel Pelzer, ausſprachen, eine Wirkung auf Anſelm Köhler hervorgebracht, die nothwendig auf eine beſondere Beziehung zu dieſem gefährlichen Verbrecher ſchließen laſſen mußte, ein Umſtand, den Jakübchens feiner Inſtinkt bereits herausgefunden hatte und der durch den Zuſtand Anſelms, als er ſich allein in ſeinem warmen Gemach im Apoſtelhof befand, noch mehr an Gewißheit gewann; denn er warf ſich in den Lehnſtuhl und drückte beide Hände vor ſeine Augen, ſeufzte tief auf und rief halblaut in tiefer Bewegung: „Weicht denn der Fluch nie von mir, dem mich mein früheres

Digitized by Google

Leben zuführte? Soll denn der Entſchluß, auf beſſere Wege zu treten, ohne geſegnete Wirkung bleiben? Läßt denn die Hölle ihr Opfer nicht los, auch wenn es ſich ſelber aus ihren Stricken löſen will? Iſt denn keine Barmherzigkeit mehr für mich?"

Darauf ſprang er auf und rannte, die Hände ringend, wie ein Wahnſinniger im Gemach auf und nieder. Endlich blieb er ſtehen und fragte ſich ſelbſt: „Was ſoll aus mir werden, wenn er erfährt, daß ich an ſeiner Stelle bin? Wird er ſich nicht an meine Ferſe heften wie mein Schatten? — Befriedige ich ſeine Anſinnen, die nicht ausbleiben werden, ſo enden ſie nie, und wo ſoll ich die Mittel dazu finden? Befriedige ich ſie nicht, wird er nicht aus Rache dann Alles aufdecken und mich hinabziehen in das unabwendbare Verhängniß, in das er ſtürzt? Wo iſt der Ausweg!" rief er dann verzweifelnd aus. „Wo die Rettung aus ſolcher Lage!"

Der Seelenzuſtand Anſelms war in der That bemitleidenswerth.

Anſelm war der älteſte Sohn eines Schuſters, deſſen Wohnung bei Sanct Columba in Köln ſtand; der wenig Brod, aber mit Einſchluß ſeiner ſelbſt und ſeiner Frau elf tüchtige Eſſer hatte. Da wäre Betteln das unausweichliche Loos geweſen, wenn nicht des Schuſters geiſtlicher Herr Bruder (wie ſich die Katholiken niederer Stände ausdrücken) Dechant der Kirche von Sanct Apoſteln geweſen wäre und ein Herz für ſeines Bruders Hauskreuz und Hausſegen gehabt hätte. Er gab Brod und Kleidung für das bewegliche Häuflein und war auch bereit, den Aelteſten, der Niemand anders als Anſelm Köhler war, für den geiſtlichen Stand heranbilden zu laſſen und ſo der Familie eine neue Stütze zu gewähren. Anſelm war ein talentvoller Junge, aber das Ideal eines Kölner Gaſſenbuben, was, wie Unterrichtete wiſſen, ſehr viel ſagen will, denn es ſteckt eine erkleckliche Maſſe von Teufelei in dieſen Bälgen von Kölner Gaſſenbuben. Außer ſeinen Talenten war er reich begabt mit denjenigen Anlagen, welche die vollendete Natur eines Kölner „Drickes" oder auch „Funken" ausmachen.

Digitized by Google

Dennoch gewann er die Liebe des geiſtlichen Herrn; denn einen ſchöneren Lockenkopf mit helleren, größeren und ausdrucksvolleren Augen gab's dazumal ſchwerlich in der „hilligen Stadt Köln". Er wurde in die Schule der Jeſuiten geſchickt, und die auffallenden Fortſchritte ließen das auf ſeine Erziehung verwendete Geld durchaus nicht als ein weggeworfenes anſehen.

Anſelm hielt ſich auch ſcheinbar gut; aber er täuſchte ſeine Lehrer. Pfiffig und ſchlau wußte er alle ſeine Lumpenſtreiche zu verdecken. Das Glück begünſtigte ihn, daß keiner, ſo zahlreich ſie auch waren, entdeckt wurde.

Wo irgend eine Schelmerei, ein Schalksſtreich ausgeführt wurde, da war Anſelm, wenn nicht der Anführer, doch gewiß dabei betheiligt, und hätte man die Quelle aufſuchen ſollen, ſo würde ſein Kopf ſicher als ſolche von hundert Fällen neun und neunzigmal entdeckt worden ſein. Er müßte kein Kölner Blut in ſeinen Adern gehabt haben, wenn er nicht bei Zeiten ſein Liebchen hätte haben ſollen.

Er fand eine junge Näherin hübſch, und ſie ihn — ſo machte ſich die warme Herzensverbindung einfach und leicht.

Der Zeitpunkt, wo dieſe Liebe in ihrer Blüthe ſtand, war eben der, wo er in das Seminar eintreten mußte. Seminarzwang und goldene Freiheit! Ernſte Uebungen und Liebeständelei! Entſagung und ein heißes Herz! Wer könnte ſolche Gegenſätze einigen, die ſich polariſch entgegengeſetzt ſind? Ueberall ſtand vor der Seele das Bild ſeines ſchönen Apploncheus. Da mußte die alte Liſt aushelfen, die bis jetzt ihren Träger ſicher geleitet hatte. Manchen Abend und manche Nacht war der Seminariſt bei der Geliebten, bis — die Entdeckung erfolgte und die Strafe unabweisbar in Ausſicht ſtand.

Armer Anſelm! Was blieb da anders übrig, als dulden oder durchbrennen?

Zum geiſtlichen Stande hatte er nie einen inneren Beruf gehabt; darum entſchied er ſich für das letzte Auskunftsmittel, und an einem

ſchönen Morgen fehlte Anſelm Köhler im Convictorium und zwar eben an dem Tage, an welchem er ſeine Strafe erleiden ſollte.

Anſelm hatte wohl überlegt, daß die Rückkehr in's Vaterhaus der Rückkehr in's Seminar ſo ähnlich ſähe wie ein Ei dem anderen; er hatte erwogen, daß, trotz Applonchens ewiger Liebe, ſein Bleiben bei ihr, die ſelber ihre Eltern und Geſchwiſter unterſtützen mußte, nicht ſei. Ueberhaupt hatte in Köln ſein Bleiben Gefahr, weil er befürchten mußte, mit Gewalt an den Pater Regens abgeliefert zu werden. So wurde das „Alaf Köln" in ſeiner Bruſt zu einem „Adieu Köln". Er mußte der geweihten Stätte ſeiner Kindheit, ſeiner Spiele, ſeiner Lumpenſtreiche und ſeiner Liebe Valet geben. Scheiden und Meiden thut weh; aber was half's? Die Thränenſtröme floſſen, die Schwüre ewiger Liebe und Treue wurden gewechſelt, und Anſelm entfloh mit einem Schiff, auf dem ein Jugendfreund Matroſe war, nach Arnheim.

Der erſte Schritt vom Bord führte ihn in Arnheim unter holländiſche Werber, und die Wahl war nicht ſchwer. Das Handgeld, das zweierlei Tuch und das edle, ſüße Nichtsthun, wozu er von je und je die eminenteſten Anlagen gehabt hatte, entſchieden ſchnell. Zu ſeiner Ehre ſei es aber geſagt, daß die Möglichkeit, in wenigen Jahren Hauptmann oder Obriſt zu werden, dann in der Glorie dieſer Stellung nach Köln heimzukehren, Applonchen zu heirathen und die Seinigen zu unterſtützen, doch auch ein Gewicht in die ſinkende Schale ſeines Entſchluſſes legte.

So lange ſein Regiment in Arnheim ſtand, wechſelte er regelmäßig Briefe mit Applonchen; als aber das Regiment nach Rotterdam gelegt wurde, da hörte dieſer Herzensverkehr auf. Ein neugewonnenes Liebchen in Rotterdam machte überdies das Abbrechen des Briefwechſels nothwendig. Hatte ſchon das Kaſernenleben ſeine Bitterkeiten, beſonders das zeitige Heimkehren an den Abenden, ſo erwuchs eine neue Fatalität aus dem Umſtande, daß das Regiment nach Java ſollte eingeſchifft werden. Eine Seereiſe — das verpeſtete

Klima von Java, wo alle Europäer wie die Schneeflocken hinſtarben; wo der Giftbaum Bogon upas wächſt, der die Luft auf zehn Meilen vergiftet; wo endlich die vermaledeiten Indianer mit vergifteten Pfeilen ſchießen und auf jedem Schritt und Tritt giftiges Gewürme Tod und Verderben droht. — Nein, das hieß Anſelm zu viel zumuthen! Mit dem Uebel des Heldenmuthes war er nicht behaftet. Das war mehr, als der gute „Kölſche Jung" zu übernehmen Luſt trug. Schon einmal hatte ihn ein kühner Harrasſprung aus dem Fenſter des Seminars vor dem Elende bewahrt; vom Kaſernenfenſter bis zu Gottes feſtem Erdboden war kaum halb ſo hoch, als dort im Seminar. Friſch gewagt, ſagte er zu ſich, iſt halb gewonnen, und er that's, und — wie der Kunſtausdruck jener Tage lautete: er ranzionirte ſich und — kam glücklich durch zu ſeinem Liebchen in der Sackgaſſe.

An Schlupfwinkeln für alſo bedrängte Seelen fehlte es damals, wie auch heute, in der Stadt Rotterdam nicht; ihm dortſelbſt nicht an edlen Bekanntſchaften, die halfen in der Noth dem Liebchen und ihm.

Ein Genie verdirbt nicht, beſonders wenn es ſich nicht genirt. Ein Vorwurf, wie dieſer, wird einem echten „Kölſchen Jung" mit großem Unrechte gemacht. An Anſelm wäre es hämiſche Verleumdung geweſen. Schon in Köln hatte er manche Kunſt erlernt, die ſich unter keine der bekannten ſieben eigentlich rangiren ließ und doch den Namen einer „freien" verdiente. Falſch Spielen zum Beiſpiel verſtand er wie ein Meiſter. Dies war nun für ihn der erſte Buchſtabe eines langen, ſehr einträglichen Alphabets — an deſſen letztem in der Regel ein Galgen gemalt ſteht, entweder prophetiſch, oder um als Weiſung zu dienen, ihn zu umgehen.

Wenn Anſelm mit ſolchen Anlagen Köln verließ, ſo wäre bei ſeiner Natur und aalartigen geiſtigen Gewandtheit die Wette nicht riskirt geweſen über ſeine Fortſchritte auf dem Wege, der zu jenem bedenklichen Tz führt, deſſen am Schluſſe des vorigen Satzes

gedacht ist. Geht's rechts nicht, so geht's links! pflegte er zu sagen. Ein „Kölscher Jung" ist wie ein Frosch. Siebenmal verwandelt, bleibt er doch, was er ist. In einer verrufenen Straße der Stadt suchte er, nachdem sein dunkler Bart entstellend gewachsen, die Uniform verkauft und der Erlös davon wie die Börse seines Lieutenants, die er in der Zerstreuung mitgenommen, als er die Kaserne verließ, in seines Liebchens Gesellschaft Flügel gewonnen hatten, eine günstige Gelegenheit zum Erwerb. Es war eine Matrosenkneipe, wo die Seeleute, wenn sie das Trockene des Vaterlandes erreicht, mit dem seelenvollen Ausruf: Oranje bove! ihre Löhnung durchbrachten, um nach etlichen bestialisch hingelebten Tagen wieder unter die Herrschaft des Schiffstaues oder der berüchtigten „neunschwänzigen Katze" zurückzukehren. Spiel war da der Lückenbüßer roher Lust, und der lustige „Moff", wie die streifblutigen Niederländer den Deutschen benennen, lehrte sie das noble Landsknechtsspiel, das er von Köln her mit großer Gewandtheit und Umsicht zu tractiren verstand, damit er — nicht zu kurz kam. Eine Gans zu rupfen, wenn die Federn reif sind, hatte er in Altniederland noch besser gelernt. Bald blühte das Geschäft, und Anselm fand es gar nöthig, nicht alle erworbenen Schätze dem Liebchen zu vertrauen, weil er aus weiser Vorsicht an einen Nothpfennig dachte für vorkommende Fatalitäten.

Die Zeit, wo er dessen bedurfte, nahte schneller, als er es selbst gedacht. Eines Abends, wo die Ducaten wieder lustig klangen, witterte ein aus Ostindien heimgekehrter Matrose, der „Moff" betrüge. Darüber entstand ein wilder Zank; daraus ein Streit, bei dem die Fäuste redeten; daraus endlich ein Kampf, in dem die blanken Matrosenmesser die Entscheidung gaben. Anselm, der vor dem Blute eine unüberwindliche Abneigung in seinem Herzen trug, namentlich wenn ein spitzes und scharfes Metall es fließen machte, oder der sogenannte „Soldatenhagel", wie man die Kugeln nannte, salvirte sich rechtzeitig und auch den Einsatz der Bank, damit er

nicht entwendet würde. Als er weg war und seine Freunde für ihn kämpften, machte sich das Unglück, daß zwei Matrosen auf dem Platze blieben.

Die Polizei fand nun erst den Weg in diesen Schlupfwinkel der Schlechtigkeit. Die Helden dieses Abends wurden „eingesponnen", aber der Haupthahn war in das stille Nest seines Liebchens in der Sackgasse entflogen.

Anselm sah die Wolken sich aufthürmen, deren Blitzstrahl auf sein Haupt sich zu lenken drohte. Ohne Abschied von der theuren Seele, die sich an die seine angeschlossen, weil er fürchtete, sie möge ihn, um sich zu retten, verrathen, schied er in der Dämmerung auf Nimmerwiederkehr.

In der Kunst des Entstellens war er ein unerreichbarer Meister. Er vermochte das linke Auge so fest zuzukneipen, daß Niemand errathen konnte, dies verdeckte Auge berge ein gesundes, sondern ein Jeder überzeugt war, die Hülle decke eine leere Höhle. Hinken und Stottern machte er so ungemein natürlich, daß alle Welt an die pure Natur glaubte; seine Gesichtsmuskeln hatte er in dem Grad in seiner Macht, daß er im Stande war, sein Gesicht bis zur völligen Unkenntlichkeit, selbst für Bekannte, zu verändern.

Mit solchen Hülfsquellen und Mitteln ausgerüstet, verließ er Liebchens süße Nähe. Heroisch riß er zum zweiten Male das Herz, das sonst bekanntlich „an etwas hangen muß", los und wanderte als Bettler durch Rotterdam, durch — Holland. Kein Hahn krähte nach ihm, obgleich die holländischen „Spitzeln" schier Rotterdam in seinen verrufenen Winkeln nach ihm umkehrten und sein Feinsliebchen schuldlos seinetwegen die Kerkermauern von Flüchen wiederhallen ließ. Sie galten ihm, aber sie waren ja holländisch gesprochen, und er war auf deutschem Boden, wo das Auge wieder sah, das Bein wieder seine ungeschmälerten Dienste that und das Stottern gründlich geheilt war.

Digitized by Google

Zum dritten Male hatte er ſich glücklich ranzionirt. Das gab Muth und Selbſtvertrauen; aber ſeine Lage war dennoch, obwohl er Geld genug beſaß, um auf neue Erwerbsquellen für's Erſte nicht ſinnen zu müſſen, nicht über alle Sorgen und Zweifel hinausgehoben. Könnte, dürfte er nach Köln gehen! Applonchen zog mit erneuter, magnetiſcher Kraft, aber das Seminar drohte. Drei Jahre im Dienſte Hollands und der freien Künſte hoben ihn nicht hinaus über Gefahren, die ihn mit Entſetzen erfüllten.

Hier mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Die Muskete mochte er nicht mehr tragen. Seine bisherige Künſtlerlaufbahn hatte das bedenkliche Tz am Ende ihres Alphabets. Genies zerbrechen ſich nicht lange den Kopf. „Die Welt iſt groß und weit," ſagte Anſelm zu ſich ſelbſt, wandere friſch hinein und ſieh' zu, wohin dich die Wellen des Lebens tragen. Geld haſt du. Was braucht's weiter?"

Eine anſtändige Kleidung wurde gekauft, ein Felleiſen dazu und ein gewundener Stock. So zog er als Handwerksburſche von Herberge zu Herberge. Allein in einem Punkte hatte er ſich verrechnet. Dem Gelde, das er beſaß, traute er längere Lebensdauer zu, als es wirklich hatte. Es ſchmolz wie Butter in der Sonne, und ſeiner ward alle Tage weniger.

Mit den Reſten ſeines Geldbeutes erreichte er endlich, nachdem er in der Welt ziemlich weit umher „gefochten", wie der Kunſtausdruck der Zünftigen lautet, die goldene Stadt Mainz, zu der Zeit, als Finkenſtock ſich dorthin ranzionirt hatte. Gleich und Gleich geſellt ſich gern, ſagt das Sprüchwort. Verwandtes zieht ſich an, iſt das Axiom der Wiſſenſchaft. Beides lauft auf eins hinaus, und im gegebenen Falle fand es ſeine Anwendung bei Anſelm und Finkenſtock.

Letzterer hatte für die Unterſcheidung der Geiſter einen geübten und ſcharfen Blick. Wie konnte er die Brauchbarkeit Anſelms überſehen? Das war ſein Mann!

Er machte ſich an ihn, und bald war der Bund geſchloſſen.

Anſelm war im Spiel Finkenſtock überlegen; dieſer Anſelm in den Liſten und Intriguen. So ergänzten ſie ſich Beide zu vollendeten Spitzbuben.

Finkenſtock hatte durch Fingertalent manche Taſche gelehrt; Anſelm that's im Spiel, aber Beide waren gewitzigt, und das Auffinden eines reelleren Erwerbes forderte ihr Sinnen und Bedenken.

Zufällig führte die Seelenverwandtſchaft Finkenſtock mit einem in Lüderlichkeit verſunkenen geſchickten Mechaniker zuſammen, und nun war die Bahn gefunden, auf der ſich gut wandeln ließ. Die drei verwandten Geiſter einigten ſich, falſche Münze zu machen. Das war ein Geſchäft, welches, wenn es ging, ſeinen Mann ernährte, und auch drei. Das Talent des Mechanikers entſchied, und die Geſchäfte nahmen einen Anfang und Fortgang, der alle Hoffnungen überſtieg.

Nun waren die goldenen Tage gekommen, von denen alle Drei in ſchönen Stunden geträumt. Anſelm überkam den gefährlichſten Theil des Geſchäftes, das Produkt ihrer Kunſt in den Verkehr des Lebens einzuführen. Von jeher waren talentvolle Kinder Iſraels zu ſolchem Verſchleiße die erprobteſten, wenn ein anſehnliches Profitchen in ihrer Hand blieb. Leute wie das noble Kleeblatt in der Winkelgaſſe in Mainz mußten dem Grundſatz huldigen: Leben und leben laſſen! So kam es, daß Anſelm bald ſeine Helfershelfer in Mainz, Frankfurt, Darmſtadt, Mannheim und Kaſſel gewann und das Geſchäft wie an Umfang ſo an Gewinn außerordentlich wuchs und die Keckheit ſeiner Genoſſen in bedenklicher Weiſe zunahm.

Eines ſchönen Tages war Anſelm nach Frankfurt gereiſt, reich geſpickt mit neuen holländiſchen Ducaten, denen aber leider nichts mehr fehlte, als das holländiſche Gold. Sie waren durch geſchickte Vermittelung ſeines Freundes Aaron in die Hand eines Wechslers gewandert und Silber und anderes, aber echtes Gold in ihre Taſchen. Beide waren froh des gelungenen Streiches von einander geſchieden am Abend, als plötzlich Aaron um Mitternacht Anſelm weckte.

Digitized by Google

„O waih geſchrieen!“ rief der Jude. „Wir ſind entdeckt. Fort, ſo ſchnell als möglich — Du nach Norden, ich nach Süden!“

Da war keine Wahl. Sie theilten, wenn auch von Anſelms Seite nicht brüderlich, und durch Aaron's Vermittelung gelang die vierte „Ranzionirung“.

Nach elf Monaten voller Kreuz- und Querzüge finden wir Anſelm in Rheda in Weſtphalen krank und abgezehrt in einem Bett. Ein Kapuziner ſaß an ſeinem Bett und ſchärfte ſein Gewiſſen.

Mangel, Elend, Krankheit, keine Ausſichten, die Zukunft und die erweckenden Worte des frommen Mönches brachten in Anſelm eine Sinnesänderung zum Beſſern hervor. Er beichtete dem Mönch, und dieſer legte ihm Bußen auf, die er treulich ausführte. Als er geneſen war, ſchrieb er einen reuevollen Brief an ſeinen geiſtlichen Herrn Oehm in Köln. Der Kapuziner legte ein gutes Zeugniß bei und — es gelang, den erzürnten Oehm zu verſöhnen. Er ſandte Geld. Anſelm konnte ſeine Schulden zahlen, konnte ſich anſtändig ausrüſten, und die Beſtallung zum Zehntſchreiber in Bacharach ſetzte dem Werk der Liebe des gutmüthigen Decans Köhler die Krone auf.

Nach Köln aber durfte er nicht kommen, damit nicht ein Skandal entſtehe.

So finden wir ihn denn bald auf der Reiſe in dem entſetzlichen Winter. Seine wiedergewonnene Geſundheit ließ ihn Alles überwinden, nur nicht die innere Angſt und Furcht vor möglicher Entdeckung. Sie wich indeſſen mit jedem Schritte mehr, der ihn einer endlichen Thätigkeit, einem geordneten Leben, einem ehrenwerthen Berufe näher brachte.

Jetzt ſtand ſein Vorſatz feſt, von nun an ein anderer Menſch zu werden. Begraben ſollte ſeine Vergangenheit ſein, und ſeine Zukunft Zeugniß für ihn ablegen, daß es ihm ein rechter Ernſt ſei, ſich mit dem Leben zu verſöhnen, und ſo hoffte er auch Gnade von oben und die Liebe ſeines Oheims und guter Menſchen wieder zu gewinnen.

Und kaum hatte er nun den erſten Tritt in ſeinen neuen

Lebenskreis gethan, so hing sich wie ein unseliges Verhängniß der Name an ihn an, den er unter allen in der Welt am meisten fürchtete, weil der, der ihn trug, ihn genau kannte und verrucht genug war, ihn in den Abgrund zu stürzen, wenn er ihn auf guten Wegen, also im offenen Widerstande gegen sich fand. Daher die namenlose Angst in seiner Seele; daher die wilde Verzweiflung, die ihn innerlich schier zerriß. Noch lange dauerte jener Zustand, bis der Ruf Jakobchens zum Mittagstisch ihn zwang, den Sturm im Innern mit der ganzen Kraft eines festen Willens zu beschwören.

---

5. Ein Blick in's häusliche Leben.

In des Apostelküfers Hauswesen herrschte noch ganz die einfache und schlichte Weise des unteren Bürgerstandes Bacharachs, wie sie sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts erhielt, wo die leckende Cultur und der Luxus unserer Tage Manchem eine andere Richtung und Gestalt gab, die freilich nicht zum Besten gereichen dürfte. Stille und Ordnung, Reinlichkeit und pünktliche Erfüllung der Geschäfte, die Stand und Beruf und der unabänderliche Wille der ordnenden Hausmutter Jedem anwies, war hier im geregelten Gange. Die Mutter spann und ordnete, that die Hauptgeschäfte des Hauses, regierte in Kisten und Kasten, und die Tochter kochte und besorgte das Reinigen und alle Dienste, welche einer Magd oblagen, die damals noch nicht in den Häusern dieser Bürgerklasse zu sehen war. Der Vater arbeitete im Keller und in der Küferwerkstätte, ging auf die Zunftstube, wo er als Altmeister gebot, oder auf das Rathhaus, wo er als Rathsbürgermeister im Rathe der vier Thäler saß. Diese Stelle, obwohl sie den prunkenden Titel hatte, war indeß nichts mehr und nicht weniger als die eines Stadt- oder Schöffenrathes, wenn auch nicht im Sinn einer späteren Zeit; denn der Vierthälerrath

Digitized by Google

entſchied damals noch bis zu fünf Gulden Strafe und nahm eine ſehr freie und kräftige Stellung im inneren Verwaltungsweſen an. Das Blutgericht, welches er früher beſeſſen, war freilich längſt abhanden gekommen, und deß war man froh.

Auch heute war der Vater in der Rathsſtube, und ſchon hatte es elf Uhr geſchlagen auf dem Stadtkirchthurm, und auch das helle Kloſterglöcklein hatte geläutet, und der Vater war noch nicht da.

„Die müſſen heute viel zu verſchneiden haben," ſagte halblaut Frau Jckrath, daß ſie die Eßglocke nicht hören und die Haushaltung in Unordnung bringen. „Geh', Lenchen, melke die Kuh. Ihr Futter hat ſie ja?"

Lenchen bejahte.

„Das Mittageſſen will ich in die Ofenkachel ſtellen, daß es warm bleibe, bis er endlich kommt. Es iſt doch gar keine Hausordnung mehr zu halten," grämelte ſie halblaut. „Der Bürgermeiſter muß eine ſchöne Wirthſchaft haben. Gott behüte unſereins davor!"

Lenchen war während dieſes halblauten Selbſtgeſpräches hinausgegangen, um in der Küche den blanken Melkeimer zu nehmen, mit dem ſie dem reinlichen Stalle zueilte. Die glänzende Kuh ſah nach dem Mädchen, das ihr ein Stück nahrhaften Brodes mitbrachte, ſie ſtreichelte und ihr liebkoſte. Als ſie das Brod mit Behagen genoſſen, Lenchens kleine Hand geleckt, und dieſe ihr neues Futter in die Raufe gelegt, ſchob Lenchen den halbrunden Melkſtuhl zurecht, ſetzte ſich, den Eimer zwiſchen den Knieen haltend, die weiße Stirne wider die Seite der Kuh lehnend, und bald rauſchten die Ströme der duftenden Milch in dem Gefäß unter Lenchens runden, weißen Fingern. Wenige Minuten ſpäter ging die Stallthüre auf, und Jakößchen trat mit einer Blechſchale in der Hand herein und blieb in der Thüre ſtehen.

„Mach' die Thüre zu," ſagte Lenchen, ohne ſich umzuſehen, weil ſie wußte, wer es ſei, „es zieht ſonſt die Kälte zu ſehr an die

Digitized by Google

gute Liſe. Haſt Du auch Deine Schale, alter Naſcher?" fragte ſie freundlich und drehte den ſchönen Kopf nach der kleinen Mißgeſtalt mit einem Lächeln, das jedes Herz zu bezwingen geeignet war.

Jaköbchen wies die Schale.

„Es fehlt nur noch eins," verſetzte Lenchen, „und das haſt Du wieder vergeſſen, den Topf für die gute Frau Klein. Hole ihn doch gleich, aber gib Acht, daß es Niemand ſieht."

Jaköbchen eilte von dannen und erſchien gleich wieder mit dem Topfe, den Lenchen gewünſcht.

Lenchen ließ nun Milch in den Topf laufen, reichte ihn Jaköbchen und füllte ihm alsdann auch ſeine Schale.

„Gutes Lenchen, Engelslenchen!" rief er aus, und führte ſogleich ſeine Schale zum Munde, indem er mit großem Behagen die aromatiſche Milch einſog.

So pflegte er jeden Mittag und Abend zur Melkſtunde zu Lenchen zu kommen, um ſeinen Labetrank wie ein Kind zu empfangen.

Ueberhaupt war Lenchen ſein Augapfel. Sie war aber auch, außer dem alten Würfler, die Einzige im Hauſe, die dem armen Menſchen Liebe bewies.

Tonchen ſtieß ihn mit Härte von ſich, mit einem Abſcheu, der in ſeiner Mißgeſtalt wurzeln mochte, aber auch mit einem Haſſe, der in einer jener geheimen Regungen des Menſchenherzens zu wurzeln ſchien, für die und von der wir uns keine Rechenſchaft geben können, mögen ſie nun unwiderſtehlich uns zu Jemand hinziehen, oder ebenſo unwiderſtehlich uns von einem Anderen abziehen und zurückſtoßen. Eine weit ſchlimmere Aeußerung ihrer Liebloſigkeit war es, daß ſie ihn mit Spott und Hohn übergoß, wo ſie konnte. Lenchen tadelte das oft hart und bitter, ohne daß ſie im Stande geweſen wäre, eine Aenderung hervorzubringen.

„Habe doch Erbarmen mit ihm," ſagte ſie oft mit der Thräne eines ſchönen Gefühls im Auge. „Iſt er denn nicht ſchon

unglücklich genug, daß der Makel der Geburt ihn drückt, die Mißgestalt ihm die Herzen entfremdet? Er ist doch unschuldig an seinem Weh, und es scheint mir Pflicht, dem Armen das, was er entbehrt, liebreich zu versüßen!"

„Mach', was Du willst, heilige Marzibilla," lachte dann Tonchen, „aber muthe mir nicht zu, das Ungethüm zu lieben, das weder die Gestalt, noch den Geist eines Menschen hat."

„Du versündigst Dich doppelt," rief dann Lenchen aus. „Er hat mehr Verstand, als Du ahnst, und gesetzt, er hätte ihn nicht, so ist er unseres Mitleids um so bedürftiger. Ein gutes Herz hat er gewiß."

„Ich möchte doch einmal das Gebrechen sehen, das Du nicht entschuldigst und milderst," rief dann Tonchen. „Weißt Du was, heirathe ihn, Lenchen, weil er Dir so wohlgefällt. Ich will ihn aussteuern."

Damit hatte dann das Gespräch zu Gunsten Jakobchens sein Ende erreicht.

Auch selbst von seiner Mutter empfing er keine Liebe. Es war, als hätte seine Mißgestalt jede mütterliche Regung in ihrer Brust erstickt, und das heilige Wort: Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen, bei ihr gar keine Geltung. Sie sorgte wohl äußerlich für ihn, weil sie den alten Rath fürchtete, aber um seine Bildung, um die Entwicklung seines Innern kümmerte sie sich nicht. Ja mehr als einmal stieß sie ihn mit einem Fußtritte von sich, wenn er mit kindlichem Gefühle sich ihr nahte.

So fühlte sich der Arme verlassen und verstoßen. War es da ein Wunder, daß sein Herz mit aller Macht der Liebe, die es fassen konnte, sich dahin neigte, von woher ihm Wohlwollen und Wohlthat entgegenkam?

Lenchen betrachtete sich als verpflichtet, ihm das zu ersetzen, was er bei denen entbehrte, die ihm nahe standen. Daher wäre er auch für sie in den Tod gegangen. Ihr klagte er sein Leid, ihr

Digitized by Google

theilte er ſeine Freude mit. Ihr brachte er im Frühling die erſten Veilchen, im Sommer die erſten edlen Baumfrüchte, im Herbſt die erſte reife Traube. Tonchen nannte ihn nur Lenchens Liebhaber und Bräutigam. Alle kleinen Dienſte, für die er zu brauchen war, richtete er willig für Lenchen aus, während er Tonchen jede Dienſtleiſtung hartnäckig verweigerte.

Seit dem Auftritte mit ihrem Vater wegen ihres Betragens gegen Finkenſtock ſteigerte ſich ihr Haß gegen ihn nur noch mehr; denn ſie ſah ihn als den Verräther an und ſchwur, er ſolle es ihr entgelten.

Jaköbchen hatte ſeine Milch getrunken und lehnte, mit der Zunge ob des genoſſenen Wohlgeſchmackes thieriſch ſchnalzend, an dem Pfoſten der Stallthüre. Er hielt den gefüllten Topf für Frau Klein in ſeiner Hand. Er hatte ziemlich lange ſchweigend dageſtanden, als er die Frage herausſtieß: „Haſt Du auch den neuen Zehntſchreiber geſehen?“

Lenchen bejahte mit leiſem Neigen des Hauptes.

„Auch nichts nutz!“ rief er aus. „Gib Acht, er iſt ein Schuft! Kennt den Finkenſtock! Iſt ſein Spießgeſelle!“

„Was ſchwatzeſt Du da?“ fragte das Mädchen mit ſichtbarem Erſtaunen und Erſchrecken.

„Was ich weiß!“ war ſeine Antwort.

Lenchen kannte die wunderbare Schärfe des Urtheils über den ſittlichen Werth der Menſchen, die der Zwerg an den Tag legte und ſo oft ſchon ſich als wahr bewieſen hatte; indeſſen war ihr Herz nicht fähig, ein ſolch' ſchnelles, ſchneidendes und wegwerfendes Urtheil ſofort anzunehmen. Ihr Glaube an das Beſſere im Menſchen, wurzelnd in ihrer eigenen Reinheit, ſtand zu feſt dazu. „Geh' weg,“ ſagte ſie verweiſend; „Du biſt gleich mit Deinem harten, vorlauten Urtheile da. Kennſt ihn ja noch gar nicht.“

„Hinlänglich, um zu wiſſen, was ich weiß!“ rief Jaköbchen. „Machſt mir meinen Gaul nicht ſcheu. Denk' an mich. Jaköbchen

iſt nicht ſo dumm, als er ausſieht und die Leute glauben. Es wird ſchon noch klar werden. Wart's nur ab."

Es überlief Lenchen eiskalt bei dem Gedanken, er könne Recht haben. Er hatte ſo oft ſchon auf den erſten Blick den Nagel auf den Kopf getroffen, daß ſie ſich dieſes Erſchreckens nicht erwehren konnte.

Sie ſchwieg aber ſtill, weil ſie wußte, daß es völlig vergeblich war, ihm eine feſtgefaßte Meinung zu benehmen. Vielmehr diente der Widerſpruch dazu, ihn in ſeiner Meinung zu beſtärken und ihn zu noch heftigeren Aeußerungen zu veranlaſſen. Nach einer geraumen Pauſe hob er wieder an: „Wird wieder eine ſchöne Geſchichte werden! Die Alte liebäugelt mit ihm, und Tonchen — iſt in ihn ſtockverliebt. Macht Augen — Augen — purer Feuerbrand! Weißt ja wie! Redet honigſüß. Hat ſchon den guten Amtsſchreiber „verſtichelt" bei ihm; aber der Alte hat ſie gedeckt. Himmel! Hab's gehört; hat ihr den Finkenſtock vorgehalten, und ſie iſt fortgerannt wie eine wilde Katze."

„Pfui, Jakobchen, wie redeſt Du wieder lieblos von dem guten Tonchen, und haſt auch wieder gelauſcht, was gute Kinder gar nicht dürfen," ſtrafte ihn Lenchen.

„Gut, was, gut?" rief er zornig, den letzten Tadel überhörend. Seine kleinen Augen funkelten und rollten wie Feuerräder in ihren tiefen Höhlen. „Gut?" wiederholte er. „Tritt mich armen Bub' mit Füßen, jagt meine Tauben, ſtößt und ſtumpft mich überall, und verhöhnt und verſpottet mich. Iſt das gut? Thuſt Du das auch? — Hoh!"

Lenchen ſagte: „Sie iſt aufbrauſend und „hitzeblitzig". Sie meint es aber nicht bös."

„Warum thuſt Du es nicht?" fragte er. „Nein, ſie iſt bös und leichtfertig. Hat ſie der ſchlechte Finkenſtock nicht geherzt und geküßt, und ſie ihn? Und doch gefielſt Du ihm beſſer, weil Du ſchöner biſt."

Lenchen, die ihre Stirn an die Kuh lehnte, an deren rechter Seite ſie ſaß, fühlte, wie eine Gluth bei dieſem ungeſchminkten Lobe Jaköbchens ihr ganzes Geſicht überzog.

„Schweig' doch mit dem dummen Gerede," ſagte ſie ärgerlich.

„Nicht bös ſein, Lenchen, Engelslenchen!" flehte der Arme, der es nicht ertragen konnte, wenn ſie ihm zürnte. — Es entſtand wieder eine Pauſe. Bei Jaköbchens beſchränktem Geiſte war es aber ſo, daß, wenn er einmal mit ſeinen Gedanken in einem Kreiſe ſich befand, er wie darin feſtgebannt war. Es wäre vergeblich geweſen, ihn jetzt auf andere Vorſtellungen zu bringen.

„Thut mir nur leid," fuhr er darauf fort, „um den guten Amtsſchreiber! Hat ihm da gleich einen Denkzettel bei dem fremden Menſchen angehängt. Führt ihn nur am Narrenſeile. Meint, ſie hätt' ihn lieb. Ja, proſt die Mahlzeit! Jaköbchen weiß es beſſer. Iſt nur der Nothſtopfen, wenn kein Anderer da iſt. Schad' drum! Dich, Lenchen, ſoll er lieb haben. Mußt doch noch ſeine Frau werden. Biſt ganz für ihn, und ihm gönn' ich Dich allein, weil er ſo gut iſt wie Du!"

Eine brennende Gluth übergoß Lenchen. Diesmal hatte der Zwerg eine Saite angeſchlagen, die lange ſchon unbemerkt von Anderer Augen in dem ſtillen, unentweihten Heiligthum eines keuſchen Herzens in lebhaften Schwingungen klang. Sie hatte das, was hier ein anderer Mund ausſprach, obwohl ſie es tief empfand, nie ſich zu geſtehen gewagt. Und doch war es richtig. Sie liebte den ſchönen, geachteten und wackeren Mann im tiefſten Herzensgrunde, und dieſe verſchwiegene Liebe, die nichts für ſich hatte, wurzelte um ſo tiefer.

Lenchen, die es nie erfolglos that, wenn ſie einen Mann bezaubern wollte, hatte ihn in ihren Kreis gebannt. Er verrieth ohne Hehl ſeine Liebe und ſeine redlichen Abſichten. Der alte Rath Würfler wünſchte nichts ſehnlicher, als ihn zum Schwiegerſohne zu haben. Das aber reichte ſchon allein hin, in dem Herzen des eigen-

Digitized by Google

ſinnigen Mädchens einen Widerwillen gegen Rudolphi zu wecken. Er gefiel ihr ſchon, aber zum Manne würde ſie ihn nicht gewählt haben. Ueberdies konnte der einfache Mann nicht mit ſchönen Worten ſchmeicheln; kroch nicht zu ihren Füßen, anbetend ihre Reize; ſeufzte nicht wie ein liebeſiecher, liebetoller Schäfer, wie ſie es in den Büchern geleſen, die ihre Bildung zu einer verſchrobenen gemacht. Darum konnte ſie den verworfenen, aber verführeriſch ſchmeichelnden Finkenſtock ſelbſt dieſem Manne vorziehen. — Lenchen bedauerte den guten Rudolphi. Oft iſt ſchon das ſtille Mitleid die Brücke der Liebe geworden und wurde es auch bei Lenchen. Sie ſah Rudolphi mit dem Auge theilnehmenden Wohlwollens an, und dies Wohlwollen wurde Liebe. Rudolphi gab dazu wenig oder keine Veranlaſſung. Lenchen ſah ihn ſelten. Er ſie noch ſeltener. Manchmal war ſein Blick länger bei ihr verweilt, als es ihr zartes Gefühl ohne Erröthen ertragen konnte; allein, wie ſollte ſie, die Tochter des bürgerlichen Handwerksmannes von mäßiger Habe, ihre Gedanken bis zu dem kurpfälziſchen Beamten erheben dürfen? — Und doch war dieſe ſtille Liebe der Grund, daß ſie ſich jeder Bewerbung entzog, jede Annäherung braver Bürgersſöhne zurückwies, jeder Werbung mit der Ausrede auswich, ſie ſei noch zu jung und könne ihre Eltern nicht verlaſſen.

Jetzt ließ Jaköbchen mit ſeiner Bemerkung ein Licht in ihr Inneres fallen, daß ſie erſchrak. Sie erkannte es, daß, wie ſehr auch ihr klarer Verſtand eine ſolche Hoffnung als Thorheit wegwies, dennoch im tiefen, geheimen Grund ihrer Seele eine ſolche Hoffnung, wenn auch als zarte Pflanze, Wurzeln geſchlagen. Sie erſchrak ſo heftig, daß faſt der Melkeimer mit ſeinem ſchäumenden Inhalt ihr entfallen wäre. Es währte lange, bis ſie ſich geſammelt; Jaköbchen hatte unterdeſſen, ohne Ahnung von dem Sturme, den ſein Wort in der jungfräulichen Bruſt erregt, fortgeplaudert. Sie hatte nichts mehr davon gehört als verworrene Töne. Endlich rief ſie zürnend: „Nun ſei mir aber endlich ſtill mit Deinem tollen Gerede!“

Sie ſtand auf.

„Lenchen, Engelslenchen,“ flehte er, „ſei mir nicht gram, ſonſt hab' ich ja Niemanden mehr in der Welt.“

Das Flehen ging ihr durch die Seele.

„Komm' nur,“ ſagte ſie, und er folgte ihr in die Küche. Dort ſtellte ſie den Topf voll Milch für Frau Klein in einen Korb, fügte noch andere Lebensmittel hinzu, reichte ihn dann Jaköbchen und ſagte: „Sei ſo gut und bring' es der Frau Klein, und ſag' ihr, ich laſſe ſie freundlich grüßen.“

Jaköbchen ging. Sie aber ſeufzte tief auf, tief aus der innerſten Bruſt, legte ihre Hände vor der Bruſt zuſammen und betete: Heilige Jungfrau, ſtärke mich im Dulden! Und eine Thräne rann über die Wange, welche die Schürze ſchnell tilgte, denn die Mutter rief: „Biſt Du denn noch immer nicht fertig?“ Sie eilte in die Stube, wo die Eltern ſchon im Geſpräch am Tiſche ſaßen.

„Man meint, Ihr hättet heute einen Kaiſer zu wählen gehabt,“ ſagte die Mutter unwirſch. „Das Eſſen iſt ganz „eingebrotzelt“. Wenn Ihr ſo fort Rathsſitzungen haltet, müßt Ihr die Elfuhrglocke abſchaffen und die Ordnung umkehren. Was gab's denn?“

Der Vater lachte. „Brummſt 'mal wieder, Alte!“ rief er aus. „Wer kann's ändern? Sind wir die Väter der Stadt, ſo müſſen ſich die Kinder nach uns richten.“

„Ganz recht,“ ſagte die Mutter, „aber noch nicht die Hausfrauen! Die müſſen das Land im Geleiſe halten und die Männer dazu. Nun magſt Du das goldgelbe Sauerkraut braun himehmen und den Speck halb gebraten!“

„Iſt mir Alles recht,“ erwiederte lachend Ickrath. „Auf meiner Wanderſchaft hätt' ich's oft gern ſo gegeſſen.“

„Die Wanderſchaft iſt aber, hoff' ich, nun zu Ende,“ fuhr etwas freundlicher die ordnungsliebende Mutter fort.

„Gewiß," ſagte Balthes Jckrath und ſah ihr lachend in die Augen. „Du haſt mich ja ſeßhaft gemacht, darum ſei auch zufrieden. Will's künftig beſſer machen. Wir hatten auch viel zu thun. Erſtlich war die verfluchte Geſchichte mit dem Finkenſtock auf dem Tapet, und der Bürgermeiſter wollte abſolut zu Oſtern die Stadtmauern wieder aufbauen laſſen, da der verſoffene Zinkgräf angezeigt, er ſei als Kapuziner verkleidet hereingeſchlüpft, was Pelzer's Michel beſtätigte. Wir haben dem alten Narren aber einen Riegel vor ſeine Mauern geſchoben. Der hätte der verarmten Stadt wieder ein acht- bis zehntauſend Schulden aufgebürdet, und wenn die Franzoſen einmal wieder kämen, hätten ſie auch wieder etwas zu ſprengen, wie Anno 1689. Nun iſt's ab, allein es ſoll eine Bürgerwehr eingerichtet werden, die in der Stadt herumzieht, um es gehen zu laſſen, wie's Gott gefällt. Mir iſt's recht. Ich komme alle acht Monate einmal drauf. Was aber die Bürgerſchaft dazu ſagen wird, weiß ich nicht. Sodann war die Rede von einem Eistanz an einem der nächſten Sonntage vor Weihnachten, etwa am vierten Advent."

„So?" fragte die Mutter mit Theilnahme, — „wenn's Wetter hält."

„Freilich," ſagte Balthes. „Da der Apoſtelhof das Recht hat, das große Zelt zu bauen, ſo mögt Ihr ſorgen, daß die Zelttücher ganz ſind, die wahrſcheinlich von den Mäuſen zerbiſſen, und Du kannſt unſer fettes Schwein ſchlachten, daß es Würſte gibt. Vergiß aber Pfeffer und Salz nicht, denn das macht den Gäſten Durſt."

Durch dieſe Erzählung war aller Unmuth zerſtreut. Die Sorgen der Hausfrau kamen in den Vordergrund der Seele. Sie ordnete nun ſchon Alles an. Die Gläſer und Flaſchen, die Pfannen, Schüſſeln und Teller, obwohl die ſpiegelblank waren, ſollten friſch geſcheuert und gefegt werden; kurz ihre Seele hatte vollauf zu thun, und Niemand merkte, wie bleich das ſchöne Kind drein ſah, das kaum die Speiſen berührte. Gleich nach Tiſch begann ſchon das

Digitized by Google

Werk vorbereitet zu werden, und in den folgenden Tagen hatten Alle im Hauſe die Hände voll zu thun.

Während ſolchergeſtallt der häusliche Himmel, der trübe geweſen, ſich ſchnell entwölkte, ſtieg Jaköbchen ächzend unter der Laſt ſeines Korbes die Stiege in dem Hauſe des Bäckers Meerſcheidt, neben dem Gaſthofe zum Rad, hinauf.

Während Meerſcheidt und ſeine Familie das erſte Geſchoß des Hauſes bewohnten, ſaß im zweiten miethsweiſe der Herr Amtsſchreiber Rudolphi, und im Dachſtübchen wohnte Frau Klein, zu der Jaköbchen ſeine belaſteten Schritte lenkte auf einer Stiege, wo das Halsbrechen keine Kunſt war.

Frau Klein war die Wittwe eines Kaufmanns, der durch gewagte Speculationen im Weinhandel, durch leichtſinnige Verſchwendung und zuletzt durch Trinkſucht ein Bettler geworden war. Als er ſtarb, ließ er die kinderloſe Frau im tiefſten Elende zurück. Tadellos im Leben, einer der erſten Familien der Stadt entſproſſen, ſuchte ſie ihrer Noth durch Unterricht im Nähen und Stricken abzuhelfen. Auch Tonchen und Lenchen waren ihre Schülerinnen geweſen. Jetzt, wo das Auge nicht mehr dienen wollte und das hohe Alter kam, darbte ſie. Tonchen hatte ſie vergeſſen, Lenchen nicht. Die arme Frau lebte faſt nur von ihren ſich täglich erneuernden Wohlthaten, von denen ſelbſt ihre Eltern nichts wußten. Jaköbchen war allein der Vertraute in dieſen Erweiſungen ihres guten Herzens.

Als Jaköbchen ſich die ſteile Stiege hinaufarbeitete und unter der Laſt des vollen Korbes ſeufzte, trat gerade der Amtsſchreiber aus ſeinem Zimmer, um nach dem „goldenen Rade" zum Mittagstiſche zu gehen, wohin man ihn ſchon zweimal gerufen, da er noch erſt eine dringende Arbeit vollenden wollte. Allezeit hatte der milde und wackere Mann den Unglücklichen mit Theilnahme und Mitleid betrachtet. Nicht ohne Erſtaunen erblickte er ihn hier. Der Gedanke, er ſei ein Bote Tonchens an ihn, fuhr wie ein Blitzſtrahl

Digitized by Google

durch ſeine Seele. So ſehr er auch eilte, ſo blieb er doch, von dieſem Gedanken durchzuckt, ſtehen und fragte: „Wohin mit der Laſt, Jaköbchen? Willſt Du zu mir?"

„Ach nein, Herr!" entgegnete der Kleine. „Wer ſollte mich zu Euch ſenden? Ich gehe zu der Frau Klein."

„Ach, die Arme," ſprach Rudolphi, den die Enttäuſchung darum nicht bitter ſtimmte, weil er Zeuge einer edlen That Tonchens zu ſein vermeinte. „Sie wird ſich Deiner Gabe freuen," ſetzte er hinzu.

„Bring' ihr alle Tage. Müßte ſonſt verhungern. Weiß den Hauszins nicht aufzubringen," ſagte Jaköbchen, der ganz außer Athem auf dem Hausgange ſtehen blieb.

„Glaub's wohl," ſagte nachdenklich der Amtsſchreiber. „Warum mag ſie wohl nicht in dem Gotteshäuchen wohnen?"

„Lenchen ſagt, ſie könne das nicht über ſich gewinnen," bemerkte Jaköbchen.

„Mag wohl ſein," verſetzte Rudolphi, mehr zu ſich, als zu dem Kleinen redend. „Es iſt bitter, ſo in die Hütten der verlaſſenen, darbenden Armuth zu ziehen, wenn man einſt dem Glück im Schooße ſaß."

„Ihr habt Recht," ſagte darauf Jaköbchen „aber könnt Ihr denn der grundbraven Frau nicht anders helfen?"

Der Amtsſchreiber ſann eile Weile, ſodann ſprach er: „Sage der guten Frau, ich wolle ihr für den Hauszins aus den Hospitalgefällen ſorgen."

„Ach, wie ſeid Ihr ſo gut!" rief Jaköbchen, „wie wird ſich Lenchen freuen!"

„Meinſt Du?" fragte lächelnd der Amtsſchreiber, der den Namen überhört und, mit dem Gedanken an Tonchen, der Wohlthäterin verſchämter Armuth, erfüllt, nur dachte, er rede von ihr.

„O gewiß, gewiß! Sie iſt ſo engelsgut!" rief Jaköbchen.

„Ich weiß es," erwiederte mit einem ſeelenvollen Lächeln der Amtsſchreiber.

„Wirklich?“ fragte erſtaunt Jaköbchen.

„Warum zweifelſt Du daran, närriſcher Kauz?“ fragte Rudolphi. „Doch geh' jetzt, ich muß zum Eſſen eilen. Bring' ihr meine beſten Grüße, hörſt Du? — Sag' ihr, ich käme heute.“

Der Amtsſchreiber eilte die Treppe hinab, und erſt jetzt begriff Jaköbchen des Amtsſchreibers Irrthum. Das brannte auf ſeiner Seele. Gern wäre er ihm nachgeeilt, aber der Kleine war kein Läufer, denn nur mühſam bewegte er ſich auf ſeinen ſteifen Säbelbeinen vorwärts, und überdies war auch der Amtsſchreiber bereits vor dem Hauſe, ehe er ſich von ſeinem unangenehmen Erſtaunen erholt hatte.

Droben aber brachte er der Armen eine doppelt frohe Botſchaft; denn Rudolphi hatte den Ruf, daß er nie ſein Wort gebrochen. Deſto mißvergnügter trat Jaköbchen ſeinen Rückweg an. Er überlegte, ob er Lenchen etwas von der Unterredung ſagen ſolle, fand es aber noch gerade gerathener, von der Sache zu ſchweigen und die Gelegenheit wahrzunehmen, um den Amtsſchreiber zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen.

---

6. Die Geſellſchaft.

Der Nachmittag war im zweiten Geſchoſſe des Apoſtelhofes ſtill vorübergegangen. Der alte Rath rauchte ſeine irdene Pfeife und trank Enghöller in langen, vollen Zügen dazu. Er ſah bald auf die ſchneebedeckte, menſchenleere Gaſſe hinab, bald ſpielte er das langweiligſte Geduldſpiel mit ſeiner Karte, die immer neben ihm lag.

Annemarthe ſaß in ihrer Kammer und machte Eroberungspläne in Betreff des Herrn Zehntſchreibers. Nun war der geliebte, untreue Finkenſtock ausgeſtochen; denn Anſelm Köhler, das mußte

ihm ſein Feind zugeſtehen, war, abgeſehen von einigem verwüſteten Ausſehen, noch immer ein bildhübſcher Junge und werth, daß Angel und Netz in Bereitſchaft geſetzt werde für das ſehnſüchtige Herz, das Fiſchlein zu fangen.

Wenn irgendje die unnatürliche Mutter ihrem Jaköbchen ein ſelig Stündlein gewünſcht, ſo war es heute; denn der Balg war ein Stein des Anſtoßes — ſonſt — das fühlte Annemarthe, war ſie ihres Sieges gewiß. Welch' ein Triumph wär' es doch geweſen, wenn ſich die Apoſtelküferin, die ſo recht eigentlich ſich nichts aus ihr machte und nichts mit ihr zu ſchaffen haben mochte, vor der über ihr ſtehenden Frau Zehntſchreiberin hätte ehrerbietigſt beugen und ihr einen Knix hätte machen müſſen. Wenn daraus nichts würde, war kein Menſch Schuld daran, als der verwünſchte Balg, der, das geſtand ſie ſich, weder dem Vater, noch der Mutter im Entfernteſten glich; vielmehr ein wahrer Abſchaum der Häßlichkeit war.

Tonchen ſaß in ihrer Stube und „protzte", wie man am Rheine ſagt. Hatte ſie doch Lenchen geärgert, der alte Vater mit ſeiner unzeitigen Strafruthe erzürnt und der Verräther, das Jaköbchen, vollends außer ſich gebracht. Sie ſann, wie ſie ſich rächen wolle. Vor Grimm rannen anfänglich heiße Thränen aus den ſchönen Gluthaugen. Die ſtillten ſich aber wieder, als die Rachepläne reiften. Lenchen wollte ſie durch völlige Nichtachtung und Gleichgültigkeit, den Vater durch das Nichterſcheinen beim Abendſpielchen, Jaköbchen durch raffinirte Bosheit und Mißhandlung ihren Zorn fühlen laſſen.

Die Rache erfreute ihr Herz, und in dieſen Gedanken ſchwelgend, wurde ſie wieder fröhlich. So kam die Dämmerung, und zuerſt trat zum Thore herein der Zollbeſeher Siegling, ein Männlein, ſo dürr wie ein ausgenommener Häring, deſſen Haut ausſah wie eine getrocknete Rindsblaſe. Ihm folgte ſein abſolutes Gegentheil, der Kapuziner Quardian, deſſen Umfang ſich nur nach Ellen

berechnen ließ; deſſen Bauch wie eine Tonne ausſah; deſſen Antlitz blauroth vom Weintrinken war. Bald darauf trat auch der Amtsſchreiber durch das Thor. Sein Auge flog zu Tonchens Fenſtern herauf; als er ſie aber dunkel ſah, eilte er die Thurmſtiege herauf. „Ich möchte ſie einmal neben einander ſehen, den Köhler und den Rudolphi; möchte ſie Beide eiferſüchtig ſehen!“ rief Tonchen und klatſchte in die Hände. Nun waren alle Pläne, ſich durch Ausbleiben an dem Vater zu rächen, rein vergeſſen. Sie eilte flüchtigen Fußes hinüber, wo die Herren bereits über das Abenteuer der letzten Nacht im lebhafteſten Geſpräche waren.

Der Amtsſchreiber verließ ſogleich die Männer und trat zu ihr in eine Fenſterniſche, um ihr ſein Beileid auszuſprechen.

Anſelm fehlte noch. Ihm war der Nachmittag am ſchmerzlichſten geworden. An die Einſichtnahme in die Bücher kam er nicht. Sein Inneres war zu aufgeregt. Als er indeſſen die Herren kommen ſah, ſuchte er ſich zu faſſen und trat endlich auch in das Gemach, wo der Rath ihn ſogleich mit ſehr empfehlenden Worten als Zehntſchreiber und Bruderſohn des Herrn Decans zu Sanct Apoſteln vorſtellte.

„Wir kennen uns ſchon,“ ſagte der Amtsſchreiber, „denn wir haben trauriger Weiſe Bekanntſchaft gemacht. Leider wurde der Herr Zehntſchreiber für einen Spitzbuben gehalten. Ich hoffe indeß, daß er dies lediglich durch der Bürger Ungeſchick veranlaßte Malheur günſtig vergeben wird.“

Jakobchens ſtechende Augen verfolgten auf Anſelm Köhler's Angeſicht die Unbehaglichkeit, welche dieſe wohlgemeinte, wenn auch für Anſelm verfängliche Bemerkung hervorbrachte.

Anſelm wurde indeſſen bald wieder Herr ſeiner Stimmung und entgegnete lächelnd: „Es iſt zwar allerdings kein Plaiſir geweſen, todtmüde von der Reiſe und kaum in den Armen des erſten Schlafes liegend, ſo unbarmherzig heraus aus dem wohlthätig erwärmenden Bette geriſſen zu werden; allein er finde den Irrthum

in ſeiner Perſon, wie den Eifer der Bürger ganz erklärlich, und habe es längſt vergeſſen und verziehen."

„Aber ſagt mir doch," hob der Rath Würfler an, „wo iſt nur der Hallunke hingekommen? O hättet Ihr ihn nur erwiſcht! Wie wollt' ich mich freuen, wenn er am kurpfälzer Galgen baumelte!"

„Ich würde Eure Freude um Euretwillen ſchon theilen," ſagte Rudolphi, „und hoffe, wir werden ſie eher erleben, als wir denken. Der Kerl iſt frech, und wie ſchlau er auch operiren mag, er entgeht uns nicht, und ich hoffe, die ganze noble Rotte denſelben Weg wandern zu ſehen. Es iſt eine Wahrheit, daß der Krug ſo lange zum Brunnen geht, bis er zerbricht. Michel Pelzer meinte zwar immer, er könne blaupfeifen, aber Ihr wißt, die Gerechtigkeit hält darauf nichts."

„Recht ſo," rief Würfler; „aber die Antwort auf meine erſte Frage ſeid Ihr mir ſchuldig geblieben!"

„Ich kann ſie kurz beantworten," verſetzte der Amtsſchreiber; „er iſt an dem Hauſe des Winzers Krämer durch die Mauerluke hinaus, an der ausgefreſſenen Stadtmauer hinabgeklettert und, wie die Spur zeigt, auf dem Wege nach Oberweſel hin entwiſcht."

Während der Rath dieſem Berichte zuhorchte, hatte er bereits eine neue Karte gemiſcht und rief nun: „An Eure Plätze, meine werthen Herren und Freunde!"

Alle ſetzten ſich in hergebrachter Ordnung.

„Was ſpielen wir," fragte der Rath.

„Landsknecht!" entgegnete der leidenſchaftlich ſpielende Quardian.

Sie waren mit dem Vorſchlage des geiſtlichen Herrn Alle zufrieden, und das Spiel begann. In den grünen Römern perlte der goldene Enghöller, und die Pfeifen dampften bis auf den Quardian, der eine Doſe von großem Umfang in ſeiner Hand rollen ließ wie das Rad in ſeiner Achſe, und abwechſelnd ein Glas Enghöller

hinabſtürzte und eine Priſe von ſolchem Umfang nahm, daß er unmöglich ſeinen ganzen Zweck erreichen konnte, vielmehr die Hälfte auf ſeine Kutte fallen ließ.

Tonchen nahm ihren Sitz ſo, daß ſie den Zehntſchreiber und den Amtsſchreiber im vollen Anblicke hatte. Zuvörderſt verglich ſie Beide ſorgfältig und fand, daß Anſelm Köhler um vieles ſchöner ſei, als Rudolphi. Rudolphi hatte blondes Haar und blaue Augen. In ſeinen Zügen war Gutmüthigkeit ausgedrückt und ruhiges, verſtändiges Weſen. Friſche und Geſundheit zeigte ſein männlich ſchönes, regelmäßig geformtes Geſicht. Anſelm Köhler's Augen waren groß, ſchwarz, leidenſchaftlich glühend. Sein Haar hing in dunklen Locken um den Kopf. Bleich zwar, aber anziehend war ſein, wenn auch nicht regelmäßiges, doch gerade in ſeiner Eigenthümlichkeit anziehendes Geſicht. Ein ſchärferes Auge hätte in der Abſpannung ſeiner Züge die Spuren eines wüſten, ausſchweifenden Lebens erblickt. Tonchens Unerfahrenheit entging das, und ſie wurde durch den feinen Ausdruck und die Beweglichkeit ſeiner Züge erſt recht angezogen. Der volle, üppige Mund dünkte ihr beſonders küßlich. Was im Innern des Mädchens vorging, that ſich mehr oder weniger in ihrem Benehmen kund. Ihr Blick ruhte nur auf Anſelm; an ihn richtete ſie ihre Worte meiſt, und auf die ſeinen horchte ſie ſorgfältig.

Rudolphi, dem das nicht entging, wurde verſtimmt, einſilbig, ernſt, im Spielen unaufmerkſam. Nichts aber konnte Würfler weniger dulden, als eine ſolche Nichtachtung des Spieles, das zu ſeiner wichtigſten Angelegenheit gehörte. Auch der Quardian merkte das wohl und wollte mit einem gelehrten Excurſus der Sache eine andere Wendung geben.

Er nahm ſeinen Römer, hielt ihn an die Naſe und zog gierig und mit Behagen die Blume des Enghöllers ein. „Welch' ein Duft!" rief er zu dem Amtsſchreiber gewendet aus. „Ich kann es nicht begreifen, wie der ſonſt ſo getreue Tacitus behaupten

konnte, an unſerem Rheine ſei es ſo rauh, daß kaum die wilde Kirſche reife. Ich habe heute dieſe Stelle geleſen und unterwerfe ſie nun mit dieſem Götterweine vor der Naſe und auf der Zunge — er goß bei dieſen Worten des anſehnlichen Glaſes Inhalt in ſeine weite Gurgel — einer Prüfung. Sollte man nicht meinen, der alte Römer habe an dem delirium tremens laborirt, als er das ſchrieb, oder ſei ſtockblind geweſen?"

„Gibt's nicht noch ein drittes?" fragte Rudolphi.

„Was meint Ihr damit?" fragte der Quardian.

„Nun, ich meine, er habe ſich ein Mährlein aufbinden laſſen und den Rhein gar nicht geſehen! Seht, Herr Quardian, es paſſirt auch heute noch, daß Einem Mährlein aufgebunden werden. Man glaubt ſie, weil ſie Einem gefallen, aber es iſt Lug und Trug, wenn man die Sache genau an= oder in die Augen ſieht." Dieſe Worte ſprach Rudolphi mit Bitterkeit, und die Beziehung war nicht zu verkennen.

„Dafür iſt der Mann zu eifrig nach der Wahrheit geweſen," ſagte der Quardian. „Damals mag's freilich auch am Rheine noch nicht ausgeſehen haben wie heute."

Anſelm betonte das von ihm wiederholte Wort „heute" und ſagte: „Nun, ſchön ſieht's heut' am Rheine auch nicht aus. Wenn ihn der Römer heute ſähe, würde er nicht abgeneigt ſein, das Mährlein zu glauben.

„Wozu dieſe gelehrten Reden!" rief Würfler und hob ſeinen Römer in die Höhe. „Ihr Herren, laßt die alten Römer ruhen. Sehet, dieſe allerneueſten legen ein beſſeres Zeugniß für den Wein ab und für den Rhein. Die neuen Römer und was drin perlt, ſollen leben!"

Die Gläſer klangen fröhlich zuſammen. Das Spiel begann wieder.

„Ihr habt Recht, Herr Köhler," hob Rudolphi nach einer kleinen Pauſe wieder an, „wenn Euch jetzt unſere Gegend nicht

gefällt; allein auch in dieſem herben Winterkleide hat der Rhein eigenthümliche Freuden. Habt Ihr ſchon etwas von dem Eistanze gehört?"

„Nein," ſagte trocken der Zehntſchreiber.

„So könnt Ihr am Sonntage vor Weihnachten ihn kennen lernen und mit Jungfer Tonchen auf der Eisfläche der großen „Lotte" dahinſchweben."

„Wie iſt denn das?" fragte Tonchen, die noch keinen Eistanz erlebt hätte. Das Bild, welches, durch Rudolphi's Bemerkung hervorgerufen, ihre Seele bewegte, war zu lockend, als daß ſie nicht hätte neugierig forſchen ſollen.

„Wißt Ihr was, Herr Amtsſchreiber," ſagte der alte Rath, „ſetzt Euch zu meinem Tonchen und erzählt ihr das genau. Euer Spiel iſt doch keinen Schuß Pulver werth. Ihr ſeid mit Euren Gedanken Gott weiß wo, und nur Eure Finger ſpielen."

Der Quardian lachte wie ein Faun und ſagte zu Würfler: „Da thut Ihr ihm eine rechte Schmach an!"

Rudolphi ließ es ſich nicht zweimal ſagen. Das Spiel langweilte ihn ſchon geraume Zeit. Er wollte das gefährdete Gut wieder zu gewinnen ſuchen und rückte nahe zu Tonchen, die fleißig die Römer vollgoß.

Der Zehntſchreiber wünſchte den Glücklichen in den Schwefelpfuhl der Hölle; indeß — er mußte ſich halten und ſpielen.

Während jetzt über einen Fehlgriff im Spiel, den Siegling gemacht, ein Disput unter den Spielenden ſich entſpann, neigte ſich Rudolphi zu Tonchens Ohr und flüſterte ihr zu: „Seid Ihr auch nicht abhold, daß ich zu Euch gewieſen worden bin?"

Sie ſah ihn mit einem jener lodernden Blicke an, die unendlich beredt waren, dann flüſterte ſie zurück: „Alte Liebe roſtet nicht!"

Den Amtsſchreiber durchrieſelte ein Wonneſchauer. Er drückte ſelig die weiße kleine Hand, und in der Seligkeit ſeines Herzens flüſterte er weiter, während Anſelms Kopf glühte und giftige Blicke

Digitized by Google

herüberſchoſſen wie Pfeile: „Ich habe heute in Euer edles Herz geſchaut!“

„Ihr?“ fragte Tonchen erſtaunt. „Wie ging das zu?“

„Nun, Ihr werdet's beſſer wiſſen, als ich, und Euer Beiſpiel hat Gutes gewirkt.“

„Ich verſtehe Euch nicht!“

„Ihr wollt nicht, daß ich davon rede,“ ſagte der Amtsſchreiber, „weil ſich Euer wohlthätiges Gemüth hinter den Verſteck des Geheimniſſes bergen möchte. Nicht wahr?“

„Ich weiß wahrlich nicht, was Ihr wollt. Iſt Euch der Enghöller zu Kopf geſtiegen?“

„Ich bin Jaköbchen heute begegnet —“

„Nun, das könnt Ihr alle Tage, denn der abſcheuliche, nichtsnutzige Buckelorum zieht auf allen Gaſſen herum; Ihr wißt aber doch, daß ich ihn von Grund meiner Seele haſſe.“

„Ich bitt' Euch,“ ſagte Rudolphi, „redet doch nicht ſo. Er trug einen Korb voll Lebensmittel zu der armen Frau Klein in meinem Hauſe, und um Euch zu beweiſen, wie glücklich es mich macht, Euch nacheifern zu können, hab' ich gleich heute den Hauszins ausgewirkt für die arme Alte.“

Tonchen lachte laut auf. „Wahrhaftig, Ihr habt den Wein im Oberſtübchen, und die Ziegel ſind ſchon aus der Ordnung gerückt! Wie kommt Ihr zu dem himmelhohen Unſinn? Da ſeid Ihr auf falſcher Fährte. Erſtlich hab' ich weder Zeit, noch Luſt, mich um alte Bettelweiber zu kümmern; zweitens iſt dieſe Frau Klein eine Ketzerin, und die mögen Alle verhungern, ehe ich ihnen etwas gebe, und drittens würde ich den Buckelorum nicht zu meinem Boten machen, ihm vielmehr lieber einen Fußtritt geben.“

Tonchens Lachen war ſchneidend herzlos geweſen, aber dieſe Rede überbot das Gelächter. Sie war herzlos, ſataniſch, boshaft.

Rudolphi ſah ſie an mit einem Erſtaunen, das er nicht bemänteln konnte, noch mochte. War das Wahrheit oder Verſtellung?

Wollte ſie durch erkünſtelte Härte ihr Gefühl verbergen? Hatte es ſie vielleicht verletzt, daß er ſo ſchonungslos ein zartes Geheimniß an's Licht zog? Und doch — der Eindruck ihres Wortes, Tones, Benehmens war ſo entſetzlich, daß er ſich kaum faſſen konnte.

„Geht mir weg mit ſolchen Albernheiten," ſagte Tonchen, „und erzählt mir einmal etwas von dem Eistanze, von dem ich nie etwas gehört: Ich freue mich darauf. — Nicht wahr, Herr Köhler, Ihr auch?" wandte ſie ſich zu dieſem.

„Außerordentlich," antwortete er, „wenn Ihr mir die Ehre eines Tanzes gönnt!"

„Zehn für einen!" rief Tonchen kichernd. „Ihr müßt nach Eurem leichten, kaum hörbaren Auftreten erſtaunlich leicht und gut tanzen?"

„Macht die Probe," ſagte Anſelm ſüß lächelnd.

„Es bleibt dabei!" ſchloß Tonchen und wandte ſich wieder zu dem Amtsſchreiber, deſſen Lippe von innerer Erregung bebte.

„Da ſeht Ihr," ſagte ſie lachend, „für mich iſt keine Noth, und ein leichter Tänzer iſt immer ein reicher Gewinn!"

„Ich wünſche Euch Glück zu dem Gewinne," ſagte Rudolphi bitter.

„Damit ſeid Ihr ja nicht ausgeſchloſſen," flüſterte ſie mit lockendem Ton in ſein Ohr. „Zwar tanzt Ihr nicht leicht, aber ich habe mich, das müßt Ihr mir doch bekennen, wacker mit Euch herumgearbeitet."

„Und geplagt!" ſagte noch bitterer Rudolphi.

„Das ſagt' ich nicht," verſetzte Tonchen; allein ſie fühlte, daß ſie wieder einlenken müſſe. „Seid Ihr böſe?" fragte ſie flüſternd. „Seht mich doch einmal mit Eurem lieben Auge an. Könnt Ihr denn gar keinen Scherz vertragen?"

„Euer Scherz iſt ätzend wie Scheidewaſſer."

Tonchen ſah ihn ernſt an. „Ich glaube, es iſt Euch Ernſt?"

Digitized by Google

fragte ſie. „Soll ich mein Wort von vorhin wiederholen?“ Sie drückte ſeine Hand. „Nicht wahr, den erſten tanzt Ihr mit mir?“

„Ich tanze nicht.“

„Das iſt Scherz. Wenn ich Euch nun auffordere?“ fragte ſie ſchalkig.

„Es iſt heuer kein Schaltjahr,“ ſagte Rudolphi.

„Das iſt garſtig,“ ſagte ſie zürnend und wandte ſich protzend ab.

Rudolphi fühlte, daß auch er nun zu weit gegangen, beleidigend geworden war, weil er ſich auf das Sprüchwort bezog: „Alle Schaltjahre freien die Mädchen.“ Gern lenkte er wieder ein.

„Ich dachte mir wohl,“ hob er an, „daß Ihr gern das alte Herkommen des Eistanzes von mir hören würdet, deßhalb habe ich heute die Chronik des alten Kürſchnermeiſters Sebaſtian Fabian nachgeleſen, der aus alter Zeit die einzige Kunde überliefert von ſolchem Tanz, in dem auch der Apoſtelhof eine Stelle hat durch beſondere Vorrechte.“

„So?“ fragte, wieder auf anderen Gedanken, neugierig das Mädchen. „So gebt's zum Beſten.“

Rudolphi berichtete: „In ſolchen Wintern, wo der Rhein ganz gefahrlos zugefroren iſt, erzählt Meiſter Fabian, pflegte man in der guten Stadt Bacharach ein Eisfeſt von zwei Tagen und einen Eistanz zu halten.

„Die jungen Schiffer und die Schröter ebneten durch Eisklopfen einen Raum neben einer „Lotte“. Auf dieſen Raum bauten die Wirthe ihre Zelte. Das, welches unmittelbar an der „Lotte“ liegt und das größte iſt, auch mit der kurkölniſchen Fahne allein ſich ſchmücken darf, iſt das des jedesmaligen Apoſtelküfers, der das unverkürzbare Recht hat, gegen billige Taxe das beſte Fuder Wein aus dem Apoſtelhofkeller zu wählen, daß er es dort zu ſeinem Vortheile verzapfe. Er allein darf einen Feuerherd in

ſeinem Zelt errichten und einen Holzboden legen; er allein darf Warmwein bereiten und Würſte braten, und die Tanzmuſik halten, wofür jeder Tänzer einen Albus zu bezahlen hat. Nachdem ſich jedermänniglich geatzet, beginnt der Tanz auf der Spiegelfläche der „Lotte".

„Himmel!" rief Tonchen, „da muß es ſich köſtlich tanzen auf ſo glattem Boden!"

„Wenn der Tanz im Gang iſt, ziehen die jungen Burſchen auf und wählen unter den jungen Leuten, die da ſind, einen Eiskönig, der nun das Recht hat, ſich das ſchönſte Mädchen zur Tänzerin zu wählen, die als Königin nur mit ihm tanzen muß."

„Ei," rief Tonchen, die ganz von dem Vorgefühl der Luſt durchglüht war, „der wird doch mich nicht wählen!"

„Nun," ſagte kalt Rudolphi, „er wählt die Schönſte: da mögt Ihr Euch wohl darauf richten."

„Das thue ich nicht!" rief das eitle Mädchen. „Ich will frei ſein."

„Geſetzt aber," ſagte mit Nachdruck Rudolphi, „der Herr Zehntſchreiber würde Eiskönig?"

Tonchen fuhr blitzſchnell herum und ſah ihn an.

Rudolphi ſah eiskalt in ihr Auge.

„Oder Ihr!" bemerkte ſie.

„Es muß ein feiner Tänzer ſein," entgegnete er.

„Ihr ſeid boshaft," flüſterte ſie ihm in's Ohr.

Rudolphi fuhr fort: „Der Hauptkohl kommt erſt am zweiten Tage. Nachts bauen die Bäcker einen Backofen von Tuffſteinen und backen am Tage Bretzeln, die Eisbretzeln heißen, und um die ſich Alt und Jung ſtreitet. Die Frauen kommen mit Körben voll gefärbter Eier, und es wird „gekippt", wie am zweiten Oſtertage in Steeg. Die Küfer machen ein neues Faß auf dem Eis, das ausgelooſt wird. Die Schröter tragen um ein Uhr den Eiskönig auf einer Schrotleiter mit Muſik in's Apoſtelküferzelt, und Alles

zieht im Jubel in Proceſſion hinterdrein. Die jungen Burſchen machen auf dem Eis eine Kegelbahn und kegeln einen Hammel aus, der ſtolz mit Sträußen und Bändern verziert iſt. Dann folgt wieder Tanz bis in die Nacht, und das Feſt iſt aus."

„Ein Heidenfeſt," rief der Quardian zornig, dem der Wein in den Kopf geſtiegen war; „ein wahres Heidenfeſt, wo der Teufel ſeine reiche Ernte hält. So etwas ſollte eine wohlgeordnete Verwaltung und chriſtliche Obrigkeit nimmer zulaſſen. Ich werde proteſtiren bei dem Oberamte."

„Wird Euch wenig helfen, Hochwürdiger," ſagte der Rath. „Das ſind Privilegien — Alles verbrieft. Da beißt keine Maus einen Faden ab."

„Was Privilegien!" ſchrie kirſchroth der Quardian. „Gegen Gottes Ordnung dürfen keine Privilegien verliehen werden, ſonſt ſind ſie eo ipso ungültig. Ueberhaupt heißt es Gott verſuchen, wenn man auf dem Eiſe tanzt."

„Wollt Ihr nicht im Apoſtelzelt eine Predigt halten?" bemerkte ſpottend der Rath.

„Warum nicht?" entgegnete biſſig der Quardian — „freilich würde ſie ſo wenig Frucht tragen als die, welche ich bisweilen alten Sündern gehalten!"

Jetzt zog der Rath Würfler ſeine Uhr und ſagte: „Wahrhaftig, ſchon ein Viertel über zehn! Wir haben die Zehnuhrglocke ganz überhört."

Die Mahnung war handgreiflich, aber nothwendig, denn der Quardian konnte in ſolchen Zuſtänden der halben Trunkenheit ſehr unangenehm werden, und der Rath befürchtete das, wollte aber ein Aergerniß abwenden.

Der Stadtſchreiber nahm ſeinen Hut, und der Zollbeſeher Siegling reichte dem Quardian ſeinen Arm, und er ſelber bedurfte einer Stütze.

Der Abſchied Rudolphi's war kühl, trotz der ſüßflötenden

Stimme, die ihm „gute Nacht“ ſagte, und den Glühblicken, die wirkſam zu ſein beſtimmt ſchienen, es aber nicht wurden.

Abſichtlich ging der Amts- und Stadtſchreiber die Bauersgaſſe hinab, indeß die beiden Anderen umſonſt die Mitte der Straße zu halten ſuchten. Er wollte allein ſein. Der Abend hatte ihm viel Bitteres gebracht. Die ſchonungsloſe Härte des Mädchens, das auffallende Beſtreben, dem Zehntſchreiber zu gefallen, die Herzloſigkeit gegen die arme Frau Klein — das Alles machte ihm das Herz ſchwer. Dennoch zweifelte er daran, daß ſie jene Gaben nicht ſollte geſendet haben. Wer ſollte ſie denn ſonſt geſendet haben? Und doch, warum wählte ſie den Schein ſolcher Herzloſigkeit und fanatiſcher Härte, um die Regungen des ſchönſten Gefühls und deſſen Bethätigung zu maskiren? Er nahm ſich feſt vor, dem Boten aufzupaſſen und hinter die Geſchichte zu kommen.

Das konnte nicht ſchwer ſein, da Jaköbchen geſagt, er komme alle Tage um dieſe Zeit mit ſeinen Gaben in das Haus.

Rudolphi lag noch lange ſchlaflos in ſeinem Bette. Die Bilder dieſes Abends ließen ihn den Schlaf nicht finden.

Auch Tonchen ſchied bald, jedoch nicht ohne dem Zehntſchreiber zugeflüſtert zu haben: „Hatte ich Unrecht, als ich den Amtsſchreiber einen launigen Geſell hieß? Ihr habt nun ein eigenes Urtheil. Ueberdies tanzt er wie ein alter Bär.“

---

7. Ein Verhör und ſeine Folgen.

Schon in der Frühe des folgenden Tages beſtellte der Amtsſchreiber ſein Mittageſſen auf's Zimmer. Er wollte um jeden Preis aus dem Gewirre ſeiner Zweifel herauskommen und Jaköbchen ſprechen. Sollte er ſich ſo in Tonchen getäuſcht haben?

Den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß er an ſeinem Tiſch.

Unberührt ſtanden bereits die erkalteten Speiſen vor ihm. Die Eßluſt war weg. Es hatte ſchon Zwölf geſchlagen, und Jaköbchen kam noch immer nicht. — Endlich vernahm er die mühſeligen, ſchweren Tritte des Kleinen auf der Stiege. Er öffnete die Thüre und ſagte:

„Komm' 'mal zu mir herein, Jaköbchen! Ich habe Dir etwas Angenehmes zu ſagen. Kannſt der Frau Klein ſagen, ihre Hausmiethe würde ſchon für das laufende Jahr, obgleich es ſeinem Ende nahe iſt, bezahlt werden."

„Gott lohn's," rief Jaköbchen freudig aus. „Ihr ſeid doch ein gar lieber Mann. Schade nur, daß Ihr ſo ſtockblind ſeid."

Der Amtsſchreiber lachte. „Siehſt Du nicht meine guten Augen, Jaköbchen?"

„Und ſind doch blind!"

„Wer ſagt Dir das?"

„Niemand; ich ſeh's ja!"

„Du ſiehſt's?"

„Ei freilich, ſonſt müßtet Ihr ja doch ſehen, daß Euch Tonchen am Narrenſeile herumführt."

Der Amtsſchreiber fuhr ordentlich zuſammen. Das Wort durchzuckte ihn. „Du biſt ein grober Geſelle," rief er aus.

„Mein's nicht bös," verſetzte Jaköbchen. „Kinder ſehen oft mehr als Alte."

Es gehörte zu den ſeltſamſten Eigenthümlichkeiten Jaköbchens, daß er ſich ſtets noch für einen Knaben hielt, deßwegen ſich auch noch bisweilen mit voller Luſt den Knabenſpielen hingab, wo dann die Buben ihren Spuk mit ihm trieben, bis er ärgerlich wurde und ſie abbläute, was meiſt nicht ſehr fein ablief. Indeſſen gelang es ihm ſelten, die zu erhaſchen, die er züchtigen wollte, weil Behendigkeit eine der allergeringſten ſeiner Eigenſchaften war.

„Das mag ſo ſein," ſprach unmuthig der Amtsſchreiber, „allein bedenkſt Du nicht, was Du da Tonchen zur Laſt legſt?"

„Ich weiß, was ich weiß," ſagte Jaköbchen, „und meine Augen ſehen mehr als die Eurigen, und meine Ohren ſind ſcharf wie die einer Katze."

„Was weißt Du denn?" fragte heftig erregt Rudolphi.

„Daß ſie den ſchlechten Finkenſtock lieber hatte als Euch, und es jetzt wieder darauf anlegt, den Zehntſchreiber zu kirren."

„Du verleumdeſt!" rief Rudolphi.

„Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich das thue!" ſprach der Kleine und legte die Hand auf ſeine hohe Bruſt. „Hätte ſie Euch ſonſt geſtern einen „Kümmeltürken" und einen langweiligen Geſellen genannt? Aber der Herr Rath, der gern ſähe, wenn Ihr ſein Schwiegerſohn würdet, hat ſie dafür abgetackelt. Himmel, was hatte ſie für einen Zorn! Drei Stunden hat ſie in ihrer Kammer geſeſſen und vor Gift geweint. Sie muß es aber doch bereut haben, denn Abends war ſie wieder gegen Euch ſo freundlich wie ein Ohrwürmchen, und ſtrich Euch um den Bart, daß es eine Art hatte; ich ſah's von fern."

„Ihr Herz iſt gut," verſetzte, von bitteren Erinnerungen an den geſtrigen Abend erfüllt, der Amtsſchreiber, „ſonſt würde ſie ja nicht der Frau Klein heimlich dieſe Wohlthaten ſpenden." Er deutete dabei auf den Korb, den Jaköbchen bei der Thüre niedergeſtellt.

Jaköbchens Geſicht lief blutroth an. „Wie?" rief er. „Hat Euch das Jemand geſagt, ſo hat er Euch ſchändlich belogen. Die wohlthätig? Daß ſich Gott erbarme! Sie jagt die Armen fort mit harten Worten, und müßte Frau Klein auf die warten, ſo wäre ſie längſt verhungert und erfroren in der Noth und Kälte dieſes Winters."

„Gibt ſie Dir die Gaben denn nicht?" fragte mit wachſendem Erſtaunen Rudolphi. „Du haſt mir's ja geſtern ſelbſt geſagt."

„Ich?" fragte Jaköbchen. „Ihr ſeid, wie ich merke, nicht allein blind, ſondern auch taub! Jaköbchen lügt nie. Ihr habt

halt nur Tonchen im Kopfe, drum hörtet Ihr nicht, welchen Namen ich nannte. Habt Ihr denn ganz vergeſſen, daß ein Engel in dem Apoſtelhof wohnt? Lenchen iſt's, das die Wohlthaten ſpendet. Lenchen iſt ein Engel! Die trocknet die Thränen der Armen, die Tonchen fortjagt. Sie ſendet mich alle Tage hierher mit Milch und Brod, mit Nahrungsmitteln und Geld, daß die gute alte Frau ſich auch noch Holz kaufen kann oder Lohkuchen bei den Gerbern am Holzthore. Da ſeid Ihr gewaltig irre, wenn Ihr glaubt, das thue Tonchen. Ach, Herr Amtsſchreiber, die hat kein Herz. Die hat nur ſich lieb. Mich verfolgt ſie mit giftiger Bosheit, beſonders ſeit geſtern, wo ihr der Alte ſagte, ſie habe mit Finkenſtock geliebelt. Sie weiß, daß ich's ihm hinterbracht habe. Konnt's nicht mehr ſehen und wollte vorbeugen, daß ſie nicht wieder es gerade ſo machte. Da hat er ihr geſagt, wenn ſie Euch nicht heirathe, ſo müſſe ſie in's Kloſter. Drum ſchlug der Wind um, und ſie ſteuerte wieder zu Euch; aber nebenbei wird Anſelm Köhler Hahn im Korbe. Denkt an mich!"

Der Amtsſchreiber war bleich geworden wie eine Leiche. Seine Hand zitterte. Er war keines Wortes mächtig.

Jaköbchen war einmal im Zug, und beſonders war es Lenchen, der er nun eine warme Lobrede hielt; allein für den Amtsſchreiber war Alles verloren. Er hörte ihn nicht. Endlich nahm der Kleine ſeinen Korb und ging.

Rudolphi ſaß nach einer Stunde noch in der Stellung, in der ihn Jaköbchen verlaſſen. Alle die Ereigniſſe, ſeit er Tonchen kannte, ließ er an ſeiner Seele vorübergehen. Worte und Benehmen ſtellte er gegen einander und wog ſie ab, und — die Wahrheit deſſen, was Jaköbchen geſagt, trat immer entſchiedener hervor. So war er denn um ſeine Liebe betrogen, ſein Herz, ſo lauter und treu, verhöhnt. Zum Spielball ihrer Laune ſollte er dienen, und gefiel ihr ein Anderer beſſer, ſo ſchob ſie ihn herzlos auf die Seite.

Sein Gemüthszuſtand war nicht der Art, daß er heute hin-

gehen konnte. Er blieb zu Hauſe und grübelte. So groß aber iſt die Macht der Leidenſchaft, daß er am Ende den Worten Jaköbchens keinen Glauben beimaß, wenigſtens ſelbſt prüfen wollte, um die Wahrheit zu finden, wie bitter und herbe ſie auch ausfallen möchte. Mehrere Tage mied er indeſſen den Apoſtelhof.

Am dritten Mittag nach dem verhängnißvollen Verhöre mit Jaköbchen ſaß Rudolphi in ſeiner Stube an ſeinen Acten. Er hatte vorgegeben, krank zu ſein, und war nicht in das „goldene Rad" gegangen. Wieder hörte er den Boten der Wohlthätigkeit die Stiege hinaufſteigen, die eher einer Leiter als einer Stiege glich. Ach, dachte er, warum gleicht ſie nicht dieſem Mädchen, das vielleicht ſich ſelbſt abdarbt, um der Armuth Noth zu lindern! Bei dieſem Gedanken trat das Bild des engelſchönen Lenchens vor ſeine Seele; aber es wurde durch ein Gepolter und durch einen heftigen Schrei ſchnell wieder weggeſcheucht. Er ſtürzte hinaus und ſah die Mißgeſtalt Jaköbchens ſich wimmernd am Boden krümmen und winden. „Was iſt geſchehen?" fragte er, den Armen aufhebend. Jetzt kam auch die alte Frau ihre ſchmale Stiege herunter.

„Ach, Gott!" rief ſie, „der arme Junge hat gewiß Schaden genommen."

Jaköbchen konnte nicht reden. Schrecken und Schmerz hatten ihn ganz betäubt.

Rudolphi unterſuchte ſeine Glieder, ſo gut es ging, und fand, daß er einen Arm gebrochen habe. Er trug ihn auf ſein Bett und ließ durch einen der Backknechte ſeines Hausmannes einen Bader rufen, der in der Nähe wohnte.

Frau Klein half nach Kräften, und als der Verband angelegt war, ließ er ihn durch den Stadtdiener nach dem Apoſtelhofe tragen.

Frau Klein weilte einen Augenblick, um ſich für die Wohlthat des Hauszinſes zu bedanken.

Nun wird Euch wohl die Unterſtützung ausbleiben, gute Frau," ſagte Rudolphi theilnehmend; „aber Ihr ſollt nicht Noth leiden. Ihr nehmt wohl von mir eine Gabe an, daß Ihr Euch das Nöthige verſchaffen könnt?"

Der guten Frau ging das Auge über. Sie dankte warm und innig und pries die Güte Lenchens aus vollem Herzen.

Rudolphi hörte theilnehmend zu, und was er vernahm, flößte ihm ein großes Intereſſe für das liebliche Mädchen ein, deſſen Schönheit er wohl einmal bewundert hatte, wenn er ihr, was jedoch ſehr ſelten geſchah, irgendwo begegnete.

Ihr edles Beiſpiel nachzuahmen, nahm er ſich im Stillen feſt vor, und da ſeine Sparſamkeit groß war, konnte er die arme Frau reichlich bedenken.

Er machte ſich Vorwürfe, daß er bisher die unglückliche Frau gar nicht beachtet, und nahm es ſich feſt vor, ihr recht viele Gaben zufließen zu laſſen, zumal er fand, wie ihre Bildung ſo viel höher ſtand, als die anderer Frauen ihres Standes. Sie mußte ihm ihre Schickſale erzählen, und dieſe ungeſchminkte, vertrauensvolle Mittheilung erhöhte ſeine Achtung und Theilnahme für die Hochbetagte, die einen langen Dornenpfad durch's Leben gewandelt war, um am Abend deſſelben das Bitterſte zu erfahren: drückende Noth.

Gerade in ſeiner jetzigen Gemüthsſtimmung that es ihm wohl, fremdem Leid und Wehe ſein Herz zu öffnen.

Im Apoſtelhof war das Ausbleiben des gewohnten Abendgaſtes ſehr auffällig. Der Rath erkundigte ſich, ob Rudolphi krank ſei, und hörte, daß er zwar nicht krank, doch aber ſich unwohl befinde. Er war in ſeinen Gewohnheiten geſtört, und das mißſtimmte ihn. Jakobchen konnte ihn nicht bedienen, keine Stadtmährlein bringen, und nun fehlte auch Rudolphi, den er lieb hatte. Er ahnte nicht, daß Tonchen eine Schuld haben könne, da er jene Abendunterredung nur wenig beachtet hatte. Tonchen dankte es ihrem Schutzpatron, daß dem ſo war, denn ſie würde ohne Zweifel einen böſen

Stand gehabt haben, hätte der Vater gewußt, was ſie ſich nicht verhehlen konnte.

„Er protzt," ſagte ſie dennoch lachend. „Nun, ich ſehe, daß er mich liebt! Mag er protzen! Ich übe doch eine ſolche Gewalt über ihn, daß er ſchon wieder kommen wird!" Dabei beſah ſie ſich im Spiegel und dachte: So viel Reizen widerſteht am Ende Keiner! Um ſo leichter mochte ſie ſich tröſten, als Anſelm unverkennbare Spuren zu Tage legte, wie mächtig ihre Reize ihn beſtrickt hatten. Er hatte nur Augen und Ohren für ſie. Sein trunkener Blick verfolgte ſie überall, und alle Mittel der Gefallſucht wandte ſie an, ihn völlig an ſich zu feſſeln. Dies gelang um ſo leichter, als das, was der Radwirth ſcherzend bemerkt, wahr geworden war. Schon die wenigen Tage ſeines Umganges mit ihr waren genug geweſen, ſein Herz in lichte Flammen zu ſetzen, die Tonchen um ſo lieber ſchürte, als er ihr ſelbſt ſehr wohlgefiel und ſie eine ſtärkere Zuneigung zu ihm empfand, als zu irgend Einem, den ſie zu feſſeln ſich jemals Mühe gegeben.

Daß auch die alte Annemarthe in ihn verliebt war und ſich bemühte, ihm ein gleiches Gefühl einzuflößen, machte ihr unendliche Luſt und ſteigerte ihr Streben. Ja, dieſe Thorheit ihrer mütterlichen Amme gab ihrer Neigung neuen Reiz, weil ſie nur heimlich und in ſolchen Momenten operiren konnte, wo jener ſcharfes Auge nicht jede Annäherung belauſchte.

So war denn dies Herzensverhältniß im beſten Gang, als eines Tages ganz unvermuthet der Amtsſchreiber wieder erſchien zur großen Freude des Vaters. Tonchen begrüßte ihn freundlich, aber zurückhaltend.

Sie ſchien kaum erfreut zu ſein durch ſein Kommen. Auch er war ernſt, kühl und mißgeſtimmt. Nur wenige Worte der geſelligen Artigkeit wurden gewechſelt, dann trat er zu dem Rathe. Das kränkte ihre Eitelkeit noch mehr, und ihr ganzer Stolz erwachte.

„Das ſoll mir der alberne Menſch ſchon vergelten," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, erkannte aber auch, daß ſie ihren Zorn und Mißmuth beherrſchen müſſe. Ihre ganze Freundlichkeit wandte ſie dem entzückten Zehntſchreiber zu, ohne doch ihre Aufmerkſamkeit von dem Geſpräche zu wenden, das ſich zwiſchen Rudolphi und ihrem Vater entſpann und ſich in ein ihr unangenehmes Geleis ergoß.

„Ich bin Euch zu Dank verpflichtet, werther Herr Amtsſchreiber," ſagte der Alte, „daß Ihr dem armen Jakobchen ſo viel Sorgfalt zugewendet. Der arme Schelm muß wohl viele Schmerzen leiden."

„Es iſt mir lieb, daß Ihr die Rede auf ihn bringet, Herr Rath," ſagte Rudolphi; „ich wollte mich beſonders nach ihm erkundigen."

„Ich glaube beinahe, die Liebe zu dem kleinen Kobold hat Euch einmal wieder zu uns geführt," bemerkte Tonchen mit einem ſcharfſpottenden Tone.

„Das zu leugnen, wäre unrecht," verſetzte ſehr ernſt der Amtsſchreiber. „Ich habe ſeine Schmerzen geſehen und fühle recht großes Mitleid mit ihm."

„Ihr habt ein weiches Herz," ſagte ſie; „das habt Ihr ſchon neulich kundgethan."

„Schäme Dich," zürnte der Vater. „Es ſteht Dir übel an, über Dinge zu ſpötteln, die dem Ehre machen, dem ſie eigen ſind."

Sie wurde bleich vor Zorn. „Er hat es nicht um mich verdient, daß ich ihn im Herzen trage," ſagte ſie und wandte ſich ab.

Der Alte ſagte: „Hier gilt das Sprüchwort: Wie's in den Wald ſchallet, ſo ſchallet's heraus. Sie hat einmal keine Liebe zu ihm, das iſt leider wahr; allein gerade ſeine Mißgeſtalt flößt mir doppeltes Erbarmen ein."

Tonchen war an's Fenſter getreten und lehnte die Stirn an

das Glas, deſſen Eisblumen kaum der Wärme des Gemaches gewichen waren.

Der Amtsſchreiber trat zu ihr.

„Ihr zürnt mir?“ ſagte er leiſe.

„Hab' ich nicht Grund dazu?“ fragte ſie raſch zurück. „Ihr laßt Euch nicht mehr ſehen, und ſagt mir dann, der Unhold ſei's, der Euch hergeführt.“

„Seit wann legt Ihr die Worte auf die Goldwage?“ fragte er.

„Seit Ihr die meinen ſo ſcharf nehmt,“ antwortete ſie. „Doch,“ ſetzte ſie, wieder laut in den vorigen Ton fallend, hinzu: „Ihr werdet wohl gern etwas von Eurem Lieblinge wiſſen. Mir thut's leid, daß ich Euch nichts ſagen kann. Ich muß Euch da entweder an die barmherzige Schweſter, an Apoſtelküfers Lenchen, weiſen, die auch an ſeinem Unglücke die Schuld trägt, — oder Ihr müßt Euch ſelber zu ihm bemühen. Lenchen pflegt ihn, da ſich hier im Hauſe Niemand um ihn kümmert, weil es an Zeit und Luſt dazu gebricht.“

Die Herzloſigkeit dieſer Aeußerungen traf den Amtsſchreiber wie ein Maifroſt die Blüthen. Wehmüthig gedachte er des verlaſſenen Unglücklichen und — des erbarmungsreichen Lenchens mit Wohlwollen.

„Da redet Ihr doch nicht von ſeiner Mutter?“ fragte er nach einem minutenlangen Schweigen.

Tonchen lachte hell auf. „Wo denkt Ihr hin? Die möchte gern noch einen Eheherrn ſuchen,“ ſagte ſie und ſah dabei den Zehntſchreiber mit einem ſo bedeutſamen Blick an, daß dieſer ebenfalls laut auflachte; „da iſt denn der Junge ein verdrießlicher Hausrath, wie Ihr leicht ermeſſen könnt. Ich glaube, ſie hätte es lieber geſehen, wenn er den Hals ſtatt des Armes gebrochen.“

Der Amtsſchreiber fuhr ordentlich zurück bei dieſen Worten.

Es überlief ihn eiskalt, als das reizende Weſen dieſe rohe,

gefühlloſe Aeußerung that. Es entſtand eine Pauſe; dann ſagte Rudolphi: „Wenn es ſo ſteht, wär's am Ende wohl beſſer für ihn geweſen, wenn das geſchehen wäre! aber es iſt ſehr traurig. Könnt' Ihr mir nicht ſagen, wo ich ihn finde?"

„Wollt Ihr ihn beſuchen!" rief Tonchen halb ſpottend, halb verwundert. „Nun, dann geht nur hier neben in die dritte Thüre. Er wird ſich gewiß Eures Beſuches freuen."

Der Amtsſchreiber unterdrückte ein Wort, das ihm auf die Lippe kam, und ging, ohne daß Tonchen Miene machte, der Höflichkeit den Tribut zu zollen, ihn zu geleiten. Draußen blieb er einen Augenblick ſtehen. Er mußte ſich erholen von dem Eindrucke, den er eben gewonnen.

O, es iſt unendlich ſchmerzlich, wenn nachgerade der wunderbare Lichtglanz zerrinnt, mit dem die Liebe das Weſen umgab, dem das Herz zu eigen iſt. Jede Luſt und Freude ſtirbt hin; das Herz iſt ſo arm und ſo leer, das Leben ſo werthlos und nichtig, daß alle Kräfte gelähmt werden, und es Augenblicke gibt, wo auch ein verſtändiger Menſch den Tod willkommen heißen möchte.

In ſolcher Stimmung und Lage befand ſich der Amtsſchreiber. Er ſah allmälig einen Lichtſtrahl nach dem anderen erbleichen an der Glorie, in welcher ihm dieſes Mädchen erſchienen war, und immer weniger ſchön und liebenswürdig erſchien ſie ihm. Kam er ſich doch ſelber vor wie ein Verzauberter, deſſen Zauberbande eine unſichtbare Hand allmälig löſt.

„Hab' ich denn das früher nie bemerkt?" fragte er ſich; „Jakobchen hat Recht, ich war blind, ſtockblind, weil die Leidenſchaft für das verführeriſche Weſen mich ſo bewältigt hatte, daß ihre Fehler mir entgingen und nur ihre Reize mich beſtrickten."

Mit ſolchen Gedanken näherte er ſich der Thüre, die ihm bezeichnet worden war; ein halbunterdrücktes Stöhnen drang daraus

Digitized by Google

hervor, denn die Thüre war nur angelehnt. Deutlich vernahm er, daß eine ſanfte Stimme dem Leidenden tröſtend zuſprach.

„Wer mag's ſein?“ fragte er ſich. „Gewiß das holde Mädchen, das ſie ſpottend eine barmherzige Schweſter nennt.“

Es war eben zu jener Tageszeit, wo, im Winter ſo frühe, der Tag mit der ſchnell hereinbrechenden Nacht um die Herrſchaft ringt, aber ihrer Macht noch nicht gewichen iſt. Leiſe drückte der Amtsſchreiber die Thüre ſo weit auf, daß er unbemerkt eintreten konnte. Warum er ſo hereinſchlich, wußte er ſelber nicht; aber er that es inſtinktartig, ohne ſich Rechenſchaft darüber zu geben.

Das Zimmerchen hatte nur ein Fenſter, welches in den Hofraum der katholiſchen Schule ging. Der letzte Schimmer des glühenden Abendhimmels lag auf dem Fenſter und gab gerade da noch zureichende Helle, während der übrige Theil des länglichen Raumes ſchon im Dunkel lag und namentlich der, wo die Thüre ſich befand und Rudolphi ſtand. Das Bett des Leidenden war am Fenſter. Er wandte das Geſicht dem Fenſter zu, und gerade vor ihm, den Amtsſchreiber verdeckend, ſtand eine ſchlanke weibliche Geſtalt, die ſich über den Arm beugte, welchen der Leidende gebrochen, und den Verband beſorgte.

„Halt' nur noch ein wenig aus,“ ſagte Lenchens ſüße Stimme, „ich bin nahezu fertig. Thue ich Dir denn ſo wehe?“

„Nein, nein!“ rief mit vor Schmerz bebender Stimme der Arme. „Du biſt ſo engelsgut und ſanft; aber es thut ja doch ſo hölliſch wehe. Da kannſt Du ja nichts für. Denke ich dran, wie mich der Bader herumriß, ſo ſträuben ſich mir die Haare. Das hält keinen Vergleich aus.“

„Ich nehme mich ja auch ſo in Acht, Dir nicht wehe zu thun. Glaub's aber wohl, daß es doch wehe thut. Sei aber geduldig. Es wird gewiß bald wieder heil. Dieſe Nacht wache ich wieder bei Dir und mache Dir die Umſchläge.“

„Du biſt mein ſchützender Engel,“ ſagte der Kranke. „Wärſt

Du nicht, ich käme um vor Elend. Ach, eine Mutter sieht nicht nach ihrem Kinde," fuhr er weinend fort, „das so viel Schmerzen leidet, und eine Fremde pfleget sein, nährt und verbindet es. Es ist doch traurig! Lenchen, wenn Dich Gott nicht segnet um der Barmherzigkeit willen, die Du an mir thust, so müßte die Schrift lügen."

„Geh'," sagte sie sanft, „rede mir so nicht. Was ist's denn weiter?" Und um ihn auf andere Gedanken zu leiten, sagte sie: „Ich füttere Deine Tauben recht sorgfältig, und Du solltest nur einmal sehen, wie sie mich schon kennen und so kirre und zahm sind."

„Ach, ich glaub's gern," antwortete er. „Wer Dich nur einmal kennt, muß Dir ja gut sein."

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch die Seele. „Ach, die arme Frau Klein!" rief er aus.

„Warum beklagst Du sie so?" fragte Lenchen.

„Wer wird ihr nun Deine Gaben bringen?"

„St!" flüsterte sie, „ich selbst. In der Abenddämmerung schleiche ich zu ihr, wo mich Niemand sieht und kennt.

„Nimm Dich nur auf der Stiege in Acht."

„Ich kenne sie schon. Aber weißt Du auch, Jakobchen, daß nun die gute Frau einen neuen Wohlthäter gewonnen hat? Gott segne ihn dafür! Rath' einmal wen?"

„Gewiß den Herrn Amtsschreiber?"

Sie nickte bejahend.

„Ach, der ist auch so eine Samariterseele wie Du; ja, das böse Tonchen verdient nicht, daß er sie so lieb hat. Ich sag's immer, und sie narrt ihn nur."

Rudolphi erröthete in dem tiefen Schatten, wo er stand; aber sein scharfes Ohr vernahm einen Seufzer, der aus des Mädchens Brust kam. Galt er ihm? Oder welchen Ursprung hatte er?

Jakobchen fuhr fort über Tonchen zu zanken.

Digitized by Google

„Wenn Du nicht Deine böse Zunge bändigst," sagte sie, „so komm' ich nicht wieder. Tonchen ist nicht so böse."

„O Du milde Seele," rief der Leidende aus. „Du möchtest in Deiner Liebe sie gern rein brennen, ich weiß es wohl, aber warst Du nicht dabei, als sie sagte, da mich der Stadtdiener brachte: Hätte er nur den Hals gebrochen! Meinst Du nicht, daß das mir wehe gethan? Bin ich nicht ein armer, unglücklicher Knabe," sagte er weinend, „um den sich die eigene Mutter nicht kümmert? Bin ich nicht unglücklich genug? Warum mußte sie mir das wünschen? O, das hat der liebe Gott gehört, der's nicht vergißt."

„Sei Du nicht rachsüchtig," warnte sie. „Ich sorge ja für Dich, und Dir geht ja nichts ab. Laß sie dann!"

„O, ich lasse sie ja," erwiederte er; „aber siehst Du, so macht's das leichtfertige Ding Jedem. Nun sie mit dem Zehntschreiber liebäugelt, höhnt sie den Amtsschreiber. Mir lief neulich die Galle über. Wär' ich an seiner Stelle, ich sähe sie nicht mehr an. War auch seitdem nicht mehr im Hause, woran freilich seine Krankheit Ursache ist."

„Krankheit?" fragte das Mädchen mit sichtlichem Erschrecken. „Es wird doch nicht arg sein? Du hast Recht, ich sah ihn seit einigen Tagen nicht. Wart'! ich will Frau Klein fragen, die weiß es gewiß."

„Ja, ja," sagte der Kranke, „vergiß es nur nicht; ich möchte es auch wissen; aber ich will recht für ihn beten. Nicht wahr, Du auch?" bat er. „Dein Gebet ist gewiß erhörlich."

Sie bejahte mit stummem Neigen des Kopfes.

Des Amtsschreibers Herz bebte. Der Gedanke, daß Menschen liebend seiner im Gebete gedächten, ergriff ihn mächtig.

Der Verband war nahe zu Ende. Rudolphi hielt es für geeignet, sich wieder leise hinauszuschleichen, um dem lieben Mädchen die Verlegenheit zu ersparen, daß er Zeuge der Unterredung gewesen. Er wandte sich wieder so unbemerkt hinaus, wie er eingetreten war,

und öffnete dann mit Geräuſch. Die holdſelige Krankenwärterin wandte ſich erſchrocken herum, und Jaköbchen rief freudig: „Ach, der Herr Amtsſchreiber denkt an mich. Gott lohn's Euch!"

Lenchen wußte nicht, was ſie vor Verlegenheit beginnen ſollte.

„Laß Dich nicht ſtören, liebes Lenchen," ſagte der Amtsſchreiber nähertretend. „Im Nothfalle helfe ich Dir."

Das letzte Aufflammen des Abendrothes ließ ihn die erglühende Jungfrau in der ganzen Glorie dieſer magiſchen Beleuchtung erblicken. Sie ſtand geſenkten Auges und Hauptes da, ſo demüthig, ſo züchtig, ſo ſchamvoll und doch ſo ſchön, ein wahres Bild, wie es die alten Maler gebildet haben, wenn ſie die heilige Jungfrau darſtellten beim Gruße des himmliſchen Boten. Sein Blick haftete auf ihr, als wolle er das ſchöne Bild ſich tief in die Seele prägen, und es trat minutenlang ein Schweigen ein, in dem er die Athemzüge ihrer ſo beklommenen Bruſt hören konnte.

Endlich ſagte der Amtsſchreiber: „Laß Dich nicht ſtören. Ich will Dir gern helfen." Er trat ihr näher und faßte nach der Binde, welche ſie hielt.

„Ach, bemüht Euch doch nicht," ſprach ſie mit bebendem Ton. „Ich kann's ſchon allein."

„Ich helfe Dir gern," verſetzte er.

„Ihr verunreinigt Euch," ſagte ſie mit ſteigender Verlegenheit, „und — und — es ſchickt ſich auch nicht für Euch!"

„Was ſich für Dich ſchickt, kann mir nicht unſchicklich ſein," verſetzte Rudolphi, — „oder verſchmähſt Du meine Hülfe?"

„O Gott, nein!" rief das Mädchen, und zum erſten Male richtete ſie das große, ſchöne Auge auf ihn. Sie mochte fürchten, ihm wehe gethan zu haben; darum reichte ſie ihm das Ende der Binde, und mit ſeinem Beiſtande war das Werk ſchnell vollendet.

„Wie Du das gewandt vollbringſt!" ſagte Rudolphi mit warmem Ausdrucke. „Bei ſo liebevoller und zarter Pflege wird er bald geneſen."

„Sie kann's auch viel beſſer, als der alte Reiter, der Bader," ſagte Jaköbchen. „Ach, Herr Amtsſchreiber, Gott hat mir Lenchen als helfenden Engel geſendet, ſonſt müßte ich ſterben und verderben. Ihr wißt gar nicht, wie lieb und gut ſie iſt."

„Die Mutter wartet meiner," ſagte Lenchen, neigte ſich anmuthig gegen den Amtsſchreiber und — war verſchwunden.

Er ſah ihr lange nach, dann ſagte er: „Du haſt wohl da einen Engel, der Dich pflegt. Danke Gott dafür und ſei milde gegen Andere, die ihr nicht gleichen."

Noch einige tröſtende Worte ſprach er, dann verließ er das Gemach, das Herz voll wohlwollender Empfindungen für das Mädchen, das das Gegentheil von Tonchen war. Das Volk hat Recht, ſagte er zu ſich, wenn es Lenchen die andere Perle des Apoſtelhofes nennt. Sie ſchimmert im Verborgenen, aber ihr Glanz iſt rein und herrlich.

So trat er wieder in das Gemach des Rathes. Mittlerweile waren Siegling und der Quardian eingetreten, mit denen der Alte ſprach. Tonchen lehnte bei Köhler am Fenſter in halblautem, oft flüſterndem Zwiegeſpräche, das jedoch, wie es das unterdrückte Lachen verrieth, heiteren Inhaltes ſein mußte.

Kaum ſah ihn der Rath, ſo rief er ihm zu: „Wie habt Ihr ihn gefunden?"

„Beſſer, als ich dachte," verſetzte Rudolphi. „Da die Nächſten ſein vergeſſen, hat ihm Gott einen Engel geſendet, der ihn pflegt. So ſagte er mir."

„Sagt Ihr's nicht auch?" fragte mit höhniſch aufgeworfener Oberlippe Tonchen, und Rudolphi meinte, ihr ſonſt ſo liebliches Geſichtchen ſei jetzt wahrhaft häßlich. Er blickte ſie einen Augenblick feſt an, dann ſagte er: „Ich bin unbemerkt Zeuge ihres Thuns und Redens geweſen, und in der That, ich muß Jaköbchens Meinung vollkommen beipflichten."

Diesmal wurde Tonchen bleich. Sie ſchlug das Auge nieder,

Digitized by Google

und das Wort, das ihr auf die Lippe ſpringen wollte, mußte ſie unterdrücken.

„Erzählt mir's doch," bat der Alte, und Rudolphi that's mit der Wärme des Gefühles, das ſeine Bruſt erfüllte, ſeit er im Krankenzimmer geweſen. Jedes Wort war ein indirecter Tadel und Vorwurf für Tonchen, ohne daß er es wollte. Sie fühlte das tief und verließ bald das Gemach, ohne daß ſie ſich wieder hätte ſehen laſſen.

Rudolphi war verſtimmt und einſylbig. Vor ſeiner Seele ſtand noch immer in der Glorie des Abendhimmels das herrliche Weſen, in deſſen Seele er unvermuthet in den letzten Tagen ſo tiefe Blicke gethan. Er ſchied frühe.

Still ging er durch die leeren Straßen. Seine Seele arbeitete viel. Vergangenheit und Gegenwart traten vor den prüfenden Blick. Und mehr und mehr fiel der dunkle Schatten auf Tonchen; denn erſt jetzt ſah er nüchterner, was er in ſeiner blinden Leidenſchaft ſo lange überſehen; erſt jetzt wurden Scenen in das rechte Licht geſetzt, die er mit dem Reichthume ſeiner Liebe entſchuldigt; er wurde mehr und mehr enttäuſcht und mußte es zugeſtehen, daß Jakobchen wahr geredet, als er ihn ſtockblind geheißen. Er hatte nun einen Gegenſtand der Vergleichung gefunden, und die Betrachtungen, die er an dieſem Abend anſtellte, fielen in ihren Ergebniſſen nicht zu Tonchens Gunſten aus. Das fühlte er tief, es war eine Macht zwiſchen ſein Herz und den Gegenſtand ſeiner Liebe getreten, an deren Daſein und Wirkung er nicht die Schuld trug; daß eine Kluft ſich aufthat, deren Breite und Tiefe mit jedem Augenblicke ſich mehrte.

In ſeinem Herzen aber lag ein tiefes Weh — das Weh bitterer, trauriger Enttäuſchung. Er fühlte, wie ſchmerzlich es iſt, einem Gefühle zu entſagen, das lange wohlthätig die Bruſt erfüllte; von einem Glücke ſich abzuwenden, das wachend und im Traume das Herz wie mit tauſend Armen umſchlungen gehalten, das ſein Denken, Hoffen, Wünſchen in ſich ſchloß. Es war der erſten Liebe

Zauberreiz, der erblich. Der Friede war aus ſeiner Bruſt geſchwunden und in ihr eine Leere, die ihn elend machte.

---

8. Mädchenrache.

Dieſer Abend hätte Tonchens Blick nach innen kehren können und ſollen. Die Frage lag ihr nahe genug: wer trägt die Schuld des Zwieſpaltes zwiſchen ihm und mir? Das war aber des Mädchens Sache nicht, ſolche Fragen aufzuwerfen oder einmal in das eigene Herz zu blicken und ſich ſelber Rechenſchaft zu geben. Ihr Uebermuth hob ſie über das Alles hinaus. Nicht einmal ein leiſes Leid kam in ihr auf. Was ſie erfüllte, war Neid gegen Lenchen, die ſein Lob geerntet, und Zorn gegen den Amtsſchreiber.

„Was hab' ich ihm denn gethan," rief ſie aus, als ſie ſich auskleidete, um zur Ruhe zu gehen, „daß er ſo aufnehmeriſch iſt? Soll ich am Ende zum Kreuze kriechen und ihm gute Wörtchen geben? Fehlgeſchoſſen; nein, das laſſ' ich ſein bleiben! Ich weiß doch, daß er mich liebt, und da ſoll er büßen. Ich ſehe ihn nicht mehr an! Was ſoll das werden, wenn der ſo eiferſüchtig iſt, denn das iſt's am Ende, daß ich mit einem anderen Manne nicht lächeln darf? dann bin ich ja ſchlimmer daran wie eine Türkin! Beſſer, daß es jetzt ſo kommt, als ſpäter. Ohnehin kann ich nicht ſagen, daß ich ihn beſonders lieb hätte. Der Anſelm gefällt mir tauſendmal beſſer. Mag's auch der Vater mißbilligen, ich thue, was ich will, und das heißt, ich habe ihn lieb. Wozu länger hinter dem Berge halten? Nein, das gerade ſoll ſeine Strafe ſein, daß er ſieht, ich mache mir nichts aus ihm und ſchenke Anſelm meine Liebe. Der Alte wird brummen, aber Anſelm ſteckt ſich hinter ſeinen geiſtlichen Herrn Oehm, und die Sache iſt rund!" Was ſie laut dachte, das verhandelte ſie bis zum Entſchlafen noch ſtille weiter, und der Traum gaukelte die ſüßeſten Bilder künftigen Glückes ihr vor.

Digitized by Google

Was ſie beſchloſſen, das wurde ausgeführt.

Anſelm, der ohnehin von ihr bezaubert war, ſchwamm in einem Meere von Entzücken, ſeit ein Kuß von ihr ihm das Herz aufſchloß und er ſich geliebt ſah.

Vor des Vaters und Annemarthens Augen wurde indeß ſorgfältig das Verhältniß verborgen, und da Jakobchens Auge jetzt nicht ſpionirte, waren ſie ſicher, nicht entdeckt zu werden.

Nur Lenchen ahnte die Wahrheit, ohne daß ſie irgend zu reden wagte, da es an Beweiſen gebrach und ſie doch wußte, wie wenig es fruchtete.

Einige Tage nach dem Zuſammentreffen mit Rudolphi an Jakobchens Schmerzenslager rief ſie Tonchen, und das argloſe Weſen hüpfte die Wendelſtiege herauf in Tonchens Gemach.

„Aber ſag' einmal an," hob Tonchen an, „was haſt Du mit Deiner Pflege des unſeligen Kobolds für Ehre eingelegt! Das muß ich ſagen! Der Herr Amtsſchreiber traf Dich ja mitten im Pflaſterauflegen! Weißt Du auch, was er ſagte?"

„Ich will's nicht wiſſen!" rief Lenchen erröthend. „Halt's für Dich!"

„Ich will Dir's aber ſagen," pochte Tonchen. „Er ſagte, Du ſeiſt ein Engel! Sieh' 'mal, wie ſie ſo roth wird," höhnte Tonchen. „Brauchſt Dir nichts darauf einzubilden, denn Deiner Schönheit galt's nicht, ſondern Deiner Barmherzigkeit, und er wirft mit dem Engelnamen gern um ſich, was ich aus Erfahrung weiß. Glaub' nicht einmal, daß er irgend etwas dabei dachte."

„So brauchteſt Du es ja auch nicht zu ſagen," verſetzte Lenchen bitter.

„Aha, das krippt mein Mädchen!" rief Tonchen. „Haſt vielleicht ſchon gedacht, er werbe bald um Dich? Aber das laß Dir vergehen. Wenn ich ihm auch den Laufzettel gebe, wie ich es denn zu thun entſchloſſen bin, weil ich den Simpel nicht mag, ſo darfſt Du doch ſolch' einem Gedanken nicht Raum geben."

Digitized by Google

„Was ſchwatzeſt Du?“ rief diesmal zornglühend das Mädchen.

„Ei nun,“ fuhr Tonchen fort, „ich wollte Dir nur ſagen, daß ein kurpfälziſcher Beamter, auch wenn ihn die Tochter des kurkölniſchen Beamten laufen läßt, doch eines Küfers Tochter nicht zur Frau nimmt! Mach' Dir alſo keine Hoffnungen, wenn er Dir freundlich war.“

Empört rief Lenchen: „Schäme Dich, Tonchen, ſo mit mir zu reden! Wer ſagt Dir, daß ſolche Gedanken in meiner Seele ſeien? Das träumſt Du und nimmſt's für baare Münze. Was aber Deinen Beamtenhochmuth betrifft, ſo will ich Dir den gern laſſen. An meinem Namen und Ruf klebt kein Makel, und das iſt eine Ehre, die ich mit der eines höheren Standes nicht tauſche. Ruf' mich nicht wieder herauf, um mir Herbes zu ſagen; haſt Du Grimm, ſo laß ihn an Anderen aus. Ohnehin iſt es eine Schande für eines Beamten Tochter, mit einem Küfersmädchen umzugehen.“ Sie wandte ſich zur Thüre und ging ſtille hinaus; die aber zurückblieb, war bleich vor Scham — denn — in des Mädchens Rede lag ein dreifacher Stachel, der jedesmal den wunden Fleck empfindlich traf. Ob es Lenchen beabſichtigt? Gewiß nicht! dafür war ſie zu gut und ſanft; aber Tonchen fühlte ihn und ſaß noch lange da in einem Sinnen, das nicht das Herz erfreuen mochte.

Endlich ſprang ſie auf. „Ja, es war dumm von mir!“ ſagte ſie; „aber was thut's? Sie wird ſchon wieder gute Worte geben. Ihr Vater iſt ja meines Vaters Untergebener!

Darin hatte ſie ſich verrechnet.

Lenchens Thränen ſah die Mutter. Ihrem Drängen mußte ſie nachgeben, und die Mutter, in deren Seele ein edler Stolz wohnte, verbot ihr, Tonchens Schwelle jemals wieder zu betreten.

Vergebens bot Tonchen ihre bezaubernde Freundlichkeit auf. Lenchen widerſtand mit feſtem Willen.

Beſſer gelang's ihr mit Anſelm Köhler. Mit jedem Tage wurde das Verhältniß vertraulicher, und manchen Abend ſaß er bis

Mitternacht bei ihr am warmen Ofen, wo Pläne für die Zukunft geschmiedet wurden.

Der Amtsschreiber brach den Umgang nicht ab. Obwohl selten, so kam er aber doch von Zeit zu Zeit, aber mit kalter Höflichkeit begegnete er Tonchen. Hätte indessen Jemand sein Auge beobachtet, wenn er in den Hof trat, der hätte sehen müssen, wie seine Blicke Apostelküfers Fenster schier durchschauten.

Er konnte nicht im Zweifel bleiben, wie wahr jenes Wort Jakobchens gewesen, sie spiele nur mit ihm. Zwar höhnte und spottete sie nicht mehr, vielmehr hielt sie sich ernst und fremd gegen ihn; desto zutraulicher war sie mit Anselm. Seine Besuche wurden seltener, und endlich blieb er wochen-, ja monatelang weg.

Da hätte denn doch der alte Rath blind sein müssen, wenn er nicht die Sachlage hätte würdigen sollen. Sein ganzer Zorn wandte sich gegen sie. Diesmal aber erklärte sie ihm klar und bestimmt, sie werde Niemandem ihre Hand geben, als Anselm Köhler. Der Alte polterte, Annemarthe war außer sich, aber die Beiden achteten nicht des Polterns und nicht des Grimmes, sie setzten ihren Umgang fort, und die Hemmnisse steigerten ihre Liebe; denn diesmal liebte Tonchen wirklich und mit all' dem Feuer, dessen ihr Herz fähig war.

Wie groß war jetzt ihr Bedürfniß, sich gegen ein vertrautes Herz auszusprechen; aber die beiden Familien waren streng geschieden, und selbst Annemarthens Versuche, der Apostelküferin Tonchens Verwirrung, wie sie es nannte, zu klagen, scheiterten an der entschiedenen Erklärung der festen Frau, sie werde sich nie in fremde Angelegenheiten mischen.

Was Tonchen über die Maßen ärgerte, war die Ruhe und sichere Haltung des Amtsschreibers. Sie hatte leidenschaftlichen Schmerz erwartet — und — täuschte sich. Sie selbst war ja sein Arzt geworden. Sie hatte ihm das Lösen des Bandes leicht

Digitized by Google

gemacht; aber sie war zu beschränkt, das zu erkennen, weil ihre Selbstsucht ein klares Erkennen nicht zuließ.

Um diese Zeit machte ein Ereigniß im Apostelhof nicht geringes Aufsehen.

Noch immer dauerte die ungeheure Kälte fort mit seltenen Schwankungen. Schien es milder zu werden, so legte sich neuer Schnee auf die festen Lagen des früheren, und sobald des Himmels Lichter wieder klar auf die Erde schienen, war auch die alte Kälte wieder Beherrscherin alles Lebens und seine Zerstörerin.

Und dennoch hielt einst eine wohlverwahrte, schwerfällige Karosse am Thore des Apostelhofes, und der Herr Decanus von Sanct Aposteln in Köln, des Zehntschreibers geistlicher Herr Oheim, stieg aus und entlud sich der mächtigen Pelzhüllen, die seinen Leib gegen die Kälte geschützt hatten.

Als ihn der Rath aussteigen sah, rief er: „Alle Wetter, da muß etwas Absonderliches los sein, denn der liebt die Wärme wie ein Eichhörnchen oder eine Katze."

Zum langen Sinnen, was ihn herführen könnte, blieb keine Zeit, denn der alte Herr eilte mächtig die Stiege hinauf, um eine warme Stube und eine nachhaltige Erquickung für das Herzeleid solcher Reise im strengen Winter zu finden.

Das gab im Hause eine mächtige Bewegung: Annemarthe richtete schnell die Gemächer zu, ließ von der Magd Feuer in den Ofen machen, ließ sodann alle Leckerbissen ihrer reichen Vorrathskammer an ihrem Geiste vorübergehen und richtete einstweilen in Gedanken ein herrliches Mahl zu. Das Nächste war aber das erwärmende Frühstück, woran sie dachte. Tonchen beschleunigte mit etwas blassen Wangen und mancherlei sich durchkreuzenden Gedanken ihren Anzug allein, da sie auf Lenchens Hülfe nicht mehr rechnen durfte. Sie ahnte es, daß eine Entscheidung nahe.

Anselm stürzte herzu und küßte noch in der Vorhalle die Hand des Mannes, die ihn segnen und — verderben konnte. Die freund-

liche Miene des geiſtlichen Herrn gab ſeinem Herzen eine Beruhigung, deren er bedurfte, um nicht kopflos in Augenblicken zu ſein, die zu den wichtigſten und entſcheidendſten ſeines Lebens gehörten. War es anders möglich, als daß ſein Herz heftig pochte? Der bleiche Schimmer ſeiner Vergangenheit trat aus dem Roſenlichte ſeiner Zukunft ſchreckhaft hervor und grinzte ihn an, mahnend an Dinge, die jetzt ſein Haar zu Berge ſträubten.

Trotz Zipperlein und Weh trat der Herr Rath Würfler dem Herrn Decan ſchon in der Thüre entgegen. Der Willkomm war von der einen Seite herzlich, von der anderen ſo unterwürfig als möglich.

Der Decan eilte an den warmen Kachelofen und bat um eine Erquickung aus der goldenen Fluth der Enghölle oder des Wolfshöhler Berges, und Anſelm eilte blitzſchnell die Stufen hinab, wo er den Apoſtelküfer fand, der Heber und Flaſchen in der Hand hielt. Er lächelte, und dies Lächeln ſagte: „Ich kenne meine Leute!“ „Enghöller und Wolfshöhler,“ rief Anſelm und ſtürzte zum Keller, wohin ihm der Küfer folgte und in den Bart brummte: „Der muß tüchtig ausgetrocknet ſein!“

„Was führt Euch, Hochwürdiger, in dieſer Kälte zu uns?“ fragte der Rath, nachdem Annemarthe den Tiſch belaſtet, daß er ſich bog, und die goldene Fluth in den Kelchen blinkte. Ein Wink des Decans hatte Anſelm entfernt. Die beiden Herren waren allein.

„Der Canonicus Schmitz iſt gichtbrüchig geworden,“ ſagte der Decan, „da muß ich alter Mann ſelber einmal Reviſion halten.“

„War's denn ſo nöthig?“ fragte betroffen der Rath.

„Euretwegen nicht,“ verſetzte der Decan. „Ich wollte einmal ſehen, wie ſich der Anſelm mache. Iſt der Bruder Leichtfuß brav?“

„Ein Muſter, Hochwürden, ein Muſter!“ ſagte der Rath. „Ihr wißt, Jugend hat nicht Tugend, ſagt das Sprüchwort; aber Ihr dürft dem Wort eines alten, getreuen Dieners glauben: ſeit er im Apoſtelhof iſt, war er noch nicht vor der Thüre. Er ſieht

rüſtig nach auf dem Speicher und im Keller, und die Bücher ſind in einer Ordnung, wie niemals vor ihm."

„Freut mich abſonderlich," ſagte, die Hände reibend und ein Glas leerend, der Decan. „Nun, ich denke, die Hörner ſind abgelaufen. Man hat Exempel, daß ſolche Windbeutel ganz ſolide Männer werden. Gott geb's, daß das hier eintrifft."

„Zweifelt nicht," bekräftigte der Rath. „Es iſt ja nicht Jeder zum Geiſtlichen geboren, ſonſt ſtürbe ja auch die Welt aus."

Der Decan nickte zuſtimmend.

„Glaubt Ihr," fuhr er fort, „daß man ihm unbedingt vertrauen könnte?"

„Habe alle Urſache dazu," war des Raths Antwort.

„Nun ſchmeckt mir der Eughöller noch einmal ſo gut," bemerkte der Decan. „Ich gebe ihm doch den Vorzug vor dem Wolfshöhler."

„Verdient ihn auch ohne Zweifel," fügte der Rath hinzu.

Beide tranken, um ihr Wort zu bethätigen.

„Wir ſind jetzt ſo gemüthlich allein," begann nach dem kräftigen Schluck der Decan, „daß ich wohl mit einem Antrage des hochwürdigen Kapitels Euch vertraut machen kann. In einer Seſſion iſt es zur Sprache gekommen, und der hitzige Canonicus Schmitz hat es auf das Tapet gebracht, wie es doch Zeit ſei, die Laſt der Sorgen Euren alten Schultern abzunehmen, maßen Ihr ſchon nahe ein halbes Säculum der Kirche gedient."

Der Rath wurde roth und weiß nach einander, Zorn und Schrecken drängte ſich in ſeiner Seele. Er räuſperte ſich und wartete nur auf eine ſchickliche Stelle, um zwiſchen die Rede des Decans zu fahren. Plötzlich fand er dieſe nach den letzten Worten des Decans, wo dieſer aus einer ſilberbeſchlagenen Muſcheldoſe eine Priſe nahm.

„Wenn auch," begann er eifrig, „meine Beine nicht mehr recht fortwollen, ſo koſtet es mich doch keine grauſame Mühe, auf den

Digitized by Google

Speicher und in die Keller zu gehen, um dem Zehntschreiber nachzusehen, wie ich Euch sogleich thatsächlich vor Augen führen will."

Mit diesen Worten sprang er mit wahrer Todesverachtung auf und schritt, die Zähne zur Unterdrückung des Schmerzes fest auf einander gebissen, gravitätisch die Stube auf und ab.

Der Decan konnte seines Lachreizes nicht Herr werden. Er platzte mit aller Macht heraus und steigerte dadurch noch die Aufregung des Rathes.

„Wahrlich," rief der Decan aus, „das war ein Paradeschritt, alter Herr, wie er kaum den edlen Helden aus der Guardia unseres Herrn Erzbischofs und Kurfürsten, die man „Funken" nennt, gelingen mag; indessen beweist das nichts gegen das Wohlwollen des Kapitels, das Eure alten Tage erfreuen und schonen möchte. Selbiges hat Euch die schöne Pension von achthundert Gulden gewährt, den lebenslänglichen Sitz im Apostelhof und auf mein Fürwort noch etwas Anderes, was jedoch in meiner Macht steht zu redressiren, falls meine Intention Euch nicht conveniren sollte."

„Ausgesprochen!" rief der Rath und sank völlig erschöpft in seinen Lehnsessel. „So bin ich ein verlorener Mann!"

„Trinkt einmal, alter Herr," tröstete der Decan, „das schärft das Judicium. — So! —

„Nun hört mich an. Mir scheint," fuhr der Decan fort, „Ihr seht die Sache durch eine gar feine Brille an. Sollte ich das Zeitliche segnen, so wird der Canonicus Schmitz Decan. Ihr wißt, — (jetzt flüsterte er) es war in den Büchern nicht so ganz sauber." —

„Der Finkenstock!" rief der Rath, „der Erzhallunke!"

„St!" zischelte der Decan. „Wir sind alte Freunde, und mir kommt's zu, zu sagen, daß der Finkenstock nicht allein die Schuld trägt. Ihr thut wohl, mit Dank die Gnade des Kapitels zu ergreifen. Zumal ich Euch noch zu sagen habe, daß dem Gatten Eurer Tochter das Amt werden soll, das Ihr bekleidet. Das ist

Digitized by Google

eine Vergunſt, die von Euch hoch anzuſchlagen iſt. Nun hat mir der hochwürdige Quardian hieſigen Kapuzinerkloſters vertraulich mitgetheilt, das liebe Tonchen habe eine Liebſchaft." —

Während der Rede des Decans war der Rath in ſich gegangen. Er erkannte die Nothwendigkeit, ſich ſchweigend zu fügen: denn vor dem Canonicus Schmitz hatte er eine paniſche Angſt. Die letzte Mittheilung des Decans goß Honig in den bitteren Kelch. Er ſah den Amtsſchreiber als ſeinen Tochtermann im Apoſtelhof, und alle ſeine Wünſche waren erfüllt; daher fiel er dem Decan erfreut in die Rede:

„Ja, wenn es ſo ausſieht, ſo will ich gern mich auf meine Lorbeern legen und ausruhen von des Amtes Laſt und Hitze. Was die Liebſchaft des Kindes betrifft, ſo kann ich Euch ſagen, der Amtsſchreiber, Herr Carolus Rudolphi, iſt ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie weiland der König David, obwohlen er keine Harfe ſpielt. In deſſen Hand würde das Amt wohl geborgen ſein, und der Herr Canonicus Schmitz Hochwürden kennt ihn und ſchätzt ihn auch über die Maßen hoch."

„Der pfälziſche Amtsſchreiber?" fragte betroffen der Decan. „Nein, von dem redet der hochwürdige Bruder Quardian nicht, ſondern von meinem Bruderſohne, dem Anſelm Köhler. Mit ſelbigem hat Eure Tochter Antonia eine vertraute Liebſchaft, und der Bruder Quardian meint, es wäre Zeit, daß man der Sache ein Ende mache. Ueberdies, ſo hat das hochwürdige Kapitel dieſe Sache in meine Hand gelegt, und ich würde keineswegs intendiren, ſelbigem Kurpfälzer unſer ſchönes Amt anzuvertrauen, um ſo weniger, als er des Canonicus Schmitz Freund iſt, maßen ich für denſelbigen, ſeit er gegen die Beſtallung meines Bruderſohnes als Zehntſchreiber votiret, keine Zuneigung mehr trage. Um es aber kurz zu machen: ich kann Eurem Kinde das Amtsdocument in den Schooß legen, oder auch nicht; Ihr könnt ſie dem Anſelm zur Frau geben, oder auch nicht! — So ſteht mein Ultimatum!"

Der Rath rückte die Perrücke rechts und links, er ſchritt, was er in vier Jahren nicht mehr gekonnt, die Stube nochmals auf und ab, ſank aber zuletzt mit einem Schrei des Schmerzes in den Lehnſtuhl und rief: „Es iſt Alles gegen mich: das Kapitel, der Quardian, dem ich ſeit Jahren die Gurgel ſchwenke, mein eigenes Kind und Ihr, Hochwürdiger! So fahre — nehmt's nicht ungütig — der Teufel drein! — Doch," — lenkte er wieder ein, „leugnen kann ich's nicht, daß die zwei, der Anſelm und das Tonchen, es mit einander haben, wie man hier ſprüchwörtlich ſagt, wie die Buben die Vogelsneſter. Wenn's dann nicht anders iſt, ſo will ich die bittere Pille ſchlucken und Ja ſagen."

„So machen es vernünftige Leute," ſagte der Decan, ſich vergnüglich die Hände reibend. „Mich freuen dabei drei Dinge. Erſtens: daß Ihr nun mein Herr Vetter werdet; zweitens: daß Ihr in Eurer Ordnung bleibt, und auch Eure würdige Jungfer Schaffnerin, die gute Annemarthe, benebſt ihrem Jakobchen, und endlich: daß mein Vögelchen, der Anſelm, im Käfige der heiligen Ehe nicht mehr ans den Eiſen ſchlagen kann und fein ſittſam das Liedlein pfeifen wird, das ihm Euer Tonchen vorpfeifen mag; denn die hat Haare auf den Zähnen und verſteht ſich auf's Vorpfeifen. Da nun unſere Sache abgemacht iſt, ſo laßt uns auf die neue Vetterſchaft eins trinken!"

Sie ſtießen an; aber diesmal ſchmeckte ſeit Jahren zum erſten Male der Enghöller dem Rath bitter wie Galle.

Es war Mittag geworden über den Verhandlungen, und Annemarthe kam, den Tiſch zu decken. Sie begrüßte den Herrn Decan, und dieſer belobte ſattſam ihre Sorgfalt und hielt es für Pflicht, ihr die frohe Nachricht mitzutheilen, daß heute noch im Stillen eine Verlobung ſtattfände, nämlich die Tonchens und Anſelms.

Faſt hätte aber die Alte vor Schrecken die Teller aus echtem chineſiſchem Porcellan zur Erde fallen laſſen, als ſie das hörte.

Todtbleich hielt sie sich an der Tischecke und vermochte es nicht, ihr von Entsetzen entstelltes Antlitz in angenehme Falten zu legen, wie es doch bei so erfreulicher Nachricht Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre. Sie war keines Wortes mächtig.

„Da seht einmal, Herr Rath, wie lieb Eure würdige Schaffnerin Euer liebes Kind hat," rief der Decan aus, „steht sie doch da vor Freude, wie weiland Lot's Weib, das zur Salzsäule wurde!"

Der Rath aber hörte das Wort gar nicht, so hatte die Freude, von der der Decan sprach, ihn betäubt. Ihm ging's wie seiner getreuen Schaffnerin, die schönsten Pläne gingen dahin, wie Spreu vor dem Winde.

Er saß stille da, und Annemarthe wankte hinaus. Der Decan aber trommelte am Fenster und studirte auf die Rede, womit er den beiden Betheiligten ihr Glück ankündigen wollte.

Beide traten nun ahnungslos ein, aber als der Decanus seine Oration anhob und ihre Hände zusammenfügte, da jubelten die Herzen, und Tonchen dachte: „Ach, wie werden sich der Amtsschreiber, Leuchen und Annemarthe ärgern!" Und ihre Freude verdoppelte sich.

---

9. Anderer Wind.

An demselben Morgen, als sich diese Ereignisse im Apostelhof zutrugen, saß der Amtsschreiber in seiner Stube und schrieb an seinen Acten.

Da klopfte es an seiner Thüre, und auf seinen Ruf trat Michel Pelzer, der Nachtwächter, herein.

„Nichts für ungut, Herr Amtsschreiber," sagte der alte, ehrliche Wächter; „ich hab' ein Wörtlein im Vertrauen mit Euch zu reden."

Digitized by Google

„So ſetzt Euch, Michel," ſagte freundlich der Amtsſchreiber, „und redet friſch von der Leber."

Michel ſetzte ſich. „Soll ſchon geſchehen, Herr Amtsſchreiber," ſagte er. „Sind aber auch Eure Wände ſauber? Haben ſie keine Ohren?"

„Gewiß, Michel, es hört uns Niemand."

„Gut, ſo neigt mir Euer Ohr! Was ich bringe, betrifft den Finkenſtock, dem Gott einen guten Strick um die Gurgel beſchere!"

Jetzt nahm das Geſicht des Beamten den Ausdruck großer Theilnahme an. „Habt Ihr etwas erkundet?" fragte er neugierig. „Die Schandthaten des Hallunken mehren ſich zur Ungebühr. Habt Ihr von dem Einbruch in Damſcheidt gehört?"

„Gewiß! Es ſollte mich wundern, wenn er nicht bald wieder in unſerer guten Stadt Bacharach einen Schurkenſtreich ausübte. Er hat gute Verbündete!"

„Kennt Ihr ſie, Michel?"

„Das iſt's, was mich zu Euch führt. Ich weiß, Herr Amtsſchreiber, Ihr ſeid beſſer im Apoſtelhof bekannt als ich; aber ob Ihr wiſſet, was ich weiß, das iſt ein Anderes. Die alte Annemarthe hatte es mit dem Finkenſtock und meinte immer, er ſolle ſie heirathen. Der aber hatte ſo viel Luſt dazu als ich, das heißt ſo viel als gar keine.

„Als nun der ſchlitzöhrige Canonicus Schmitz ſein Töpfchen aufdeckte und er flüchtig wurde, da brach ſchier das Herz der guten Jungfrau, und um den Vater für ihren Wechſelbalg ſtand's ſchlimm. Verſtanden? — Darauf kam der neue Zehntſchreiber, und der hübſche Burſch gefiel ihr beſſer als Finkenſtock, obgleich der auch kein „unebener" Menſch war. Nun hat die alte Hexe alle Segel aufgeſpannt; aber ſie fingen keinen Wind, weil, nehmt's nicht übel, ein paar jüngere Segel auch aufgeſpannt waren! Unter uns geſagt, Ihr habt Recht gehabt, daß Ihr von des Raths Tochter abließet. Ein Mann wie Ihr, der überall anklopfen darf, der den Ruf der

Bravheit bei aller Welt hat, muß aus ſo einem Sündenpfuhl bleiben, und, glaubt's mir, das Geld des alten Würfler iſt lauter Sündengeld, das er dem Kapitel abgeſtohlen hat. Da iſt kein Segen drauf, und es fährt dahin, wie dürre Blätter im Herbſtwinde. Lieber klein und rein, als reich und bleich, ſagt unſer rheiniſches Sprüchwort.

„Nun, das iſt ab und zur Ruhe! Aber, wie geſagt, der Zehntſchreiber und das Tonchen ſind einig, und ich erleb's über kurz, ſo ſind ſie Mann und Frau. Gebt Acht! Daß aber der Zehntſchreiber nicht an Annemarthens Angel biß, das war ihr ein Herzſtoß. Alte Liebe roſtet nicht, und wenn ſie dreißig Jahre im Waſſer liegt. War's mit Anſelm nichts, ſo hielt ſie den Finkenſtock am Bändel."

Der Amtsſchreiber hatte mit den Empfindungen ritterlich gekämpft, die des ehrlichen Michels Rede bei ihm geweckt, und ſie männlich niedergehalten. Jetzt, als er auf Annemarthe hindeutete, ſchwieg das Herz, und der Beamte trat wieder in ſeine Rechte.

„Was ſagt Ihr da, Michel?" fiel er dem Nachtwächter in ſeine Rede.

„Verrückt mir mein Concept nicht," ſagte Michel, „und thut mir den Gefallen und wartet's fein ab, bis ich am Ende bin. Zum Verwundern bleibt Euch noch Zeit und Gelegenheit genug."

„Es war mir eben immer eine ganz bedenkliche Geſchichte," fuhr er fort, „wie der Kanoſ in den Apoſtelhof kam, wenn er dem Alten am Geldbeutel zur Ader ließ. Da bin ich denn hinten am Schloßberg einmal ſo vom Sanct Werner herabgeſtiegen und finde da eine friſche Mannsſpur. Ich gehe ihr nach, und richtig, ſie führt hinten an den Apoſtelhof. Ihr wißt, da iſt ſo ein Küchengärtchen dran, wenige Ruthen groß, und hat eine hohe Mauer. Gerade wo die Mauer am höchſten iſt, ſeh' ich ein ſtarkes Getrampel im Schnee und unten im Gärtchen auch ein ſolches. Hinabſpringen? Nein, das läßt Einer bleiben, denn die Mauer hat ihre

zwölf Fuß und mehr. Von der vertrampelten Stelle bis zur Hinterthüre am Apostelhof ist auch eine Bahn getreten. Holla! denk' ich, da hat eine Leiter gestanden, und siehe da, unten sieht man deutlich die beiden runden Löcher der Leiterbäume.

„Da steigt kein ehrlicher Mensch hinab, denk' ich, und wenn's der Finkenstock nicht war, so will ich nicht ehrlich meinen vier Potentaten gedient haben; aber woher die Leiter? Die hat kein anderer Mensch gestellt als — Annemarthe, und die hat dort mit ihrem guten Freunde Zusammenkünfte, dafür setz' ich meinen alten Kopf ein!"

Der Amtsschreiber sah den Berichterstatter durchdringend an.

„Michel," sagte er dann, „Ihr seid nicht „katzengrau". Ich glaube, Ihr habt da den Nagel auf den Kopf getroffen! Da muß man aufpassen."

„Ja, aufpassen!" rief Michel. „Paßt Ihr 'mal auf in solch' einem Höllenwinter, wo man Gott danken kann, wenn einem das Blut nicht im Gehen in den Adern gefriert! Soll aufgepaßt werden, so kann's eben nur im Apostelhof selbst geschehen, aber wie soll man das anfangen? He! da macht einmal das Viereckige rund! — Ihr mögt Euch anstellen, wie Ihr wollt, die Annemarthe erfährt's, und dann ist's ab. Die hat noch andere Mittel und Wege, mit ihm zu verkehren."

„Meint Ihr?" fragte der Amtsschreiber.

„Ich weiß es," fuhr Michel triumphirend fort, „hört mich nur 'mal geduldig an bis an's Ende!"

„Gestern ging ich zu meinem Schulkameraden, dem Balthes, dem Apostelküfer, versteht Ihr's? Ich setze mich an's Fenster zu dem herzigen Kinde, dem Lenchen, das mir in meiner letzten Krankheit viel Gutes gethan hat. Das ist, so beineben bemerkt, ein Edelstein, das Mädchen, und der Balthes muß überall Segen haben um des Kindes willen. — Nun kommt da ein Kerl herein, der einen Sack umhängen hat und bettelte. Ein Kerl, wie eine Huns-

rücker Eiche ſo ſtark. Sagt der Apoſtelküfer: Michel, paſſ' 'mal auf, was es gibt, wenn Raths Tonchen den ſieht!

„Richtig! Da that ſich das Fenſter auf, und des Tonchens Stimme ruft: Fort, Lump, Du kriegſt hier nichts! Der Kerl macht ein Geſicht, als wollt' er ſagen: Du böſe Hexe, wärſt Du auch nur, wo der Pfeffer wächſt; aber er bleibt ſtehen. Da ſteht das Lenchen auf und gibt ihm ein Stück Brod, an dem konnt' er ſich zweimal ſatt eſſen, kommt wieder herein und ſetzt ſich, der Kerl geht aber doch nicht fort. Was mag er für Luſt haben, in der Hundstags-luft da draußen zu ſchwitzen? ſagt der Balthes Ickrath, der immer ſo ſeine Faxen macht.

„Ich will's Euch nicht verhehlen, daß ich faule Fiſche witterte und immer an den Finkenſtock und die Leiter denken mußte. Nun iſt in Apoſtelküfers Stubenthüre ſo ein Lugfenſterlein, vor dem ein rothbaumwollenes Vorhängelchen iſt. Da ſtell' ich mich ſo neben dran, auf der Ofenſeite, daß ich zwiſchendurchluchſen konnte und den Kerl im Auge hatte. Der tappt vor Kälte einen Marſch, wie der Tambour einen ſchlägt, aber er weicht nicht. Endlich kommt die Annemarthe, die dicke Kachel, die Treppe hinuntergewatſchelt, wie eine fette Ente, ſieht ſich nach allen Seiten um — und — ſteckt dem Kerl ein Briefchen zu. Wie der Blitz iſt der draußen. Ich ihm nach! Allein mit rechten Dingen geht's nicht zu — die Kanoſe können Alle blaupfeifen, wie der Finkenſtock, der Spitzbube, — der Kerl war Euch wie weggepfiffen! Ich frage hott und habr, rechts und links, laufe durch alle Gaſſen, aber er iſt weg und keine Spur mehr von ihm zu finden. Herr, ich ſag's alle Tage, dieſe Kerle haben entweder Hexenfett, womit man, wenn man's in die hohle Hand reibt, ſich unſichtbar machen kann, oder ſie pfeifen blau. Es müßte ja doch ſonſt unmöglich ſein, daß Einer ſo im hellen Tageslicht Einem aus den Augen ſich wegbugſiren könnte. Sei dem aber, wie ihm wolle, ich krieg' ihn doch noch, und nun will ich mit dem Apoſtelküfer reden, wenn's Euch recht iſt, daß der mir

aufpaſſen hilft, denn der iſt auch nicht auf die Naſe gefallen. Es iſt kein Zweifel, daß die Annemarthe mit ihm im Spiel iſt, ſonſt wär's unmöglich, daß er ſo hineinſchlüpfen könnte."

Der Amtsſchreiber war mit großer Aufmerkſamkeit der Mittheilung Michel Pelzer's gefolgt.

„Warum aber," fragte er, „wenn es ſo wäre, wie Ihr ſagt, hätte dann Finkenſtock den Einbruch am Thor in jener Nacht verſucht, als Ihr ihn beinahe gefangen?"

„Nächſttreffen gilt nicht!" ſagte Michel. „O, ich möchte heute noch meine alten Haare ausraufen, daß ich damals hinſtürzen mußte wie ein Klotz, und daß die Stadteſel, die Bürger, ſo tief in den Federn ſteckten, daß Keiner mir zu Hülfe eilte! Erinnert mich nicht mehr daran!

„Das aber, daß er damals einen anderen Weg ging, erklär' ich mir ſo, daß er damals ohne Annemarthens Vorwiſſen hinein wollte, vielleicht —"

„Wißt Ihr was," fiel ihm raſch der Amtsſchreiber in's Wort, „bringt heute Abend den Apoſtelküfer zu mir, daß ich mit Euch Beiden reden kann. Vielleicht kommen wir ſchneller zum Ziele."

Er gab Michel ein Trinkgeld für ein gutes Schöpplein, und dieſer ging ſeelenvergnügt, eine ſolche Spur entdeckt zu haben, von dannen. Schon auf der Treppe wurde Michel nochmals von dem Amtsſchreiber zurückgerufen.

„Hört," ſagte er, „es wäre mir unlieb, wenn irgend Jemand es erführe, daß Ihr mit Balthes Ickrath zu mir kämet. Sagt's ihm heimlich. Auch ſeine eigenen Leute dürfen nichts merken."

Michel verſprach, Alles auf's Pünktlichſte auszuführen, und entfernte ſich dann.

Der Amtsſchreiber aber ging nachdenklich auf und nieder. Ihm lag unendlich viel daran, den Finkenſtock in ſeine Gewalt zu bekommen, denn die Räubereien und Uebelthaten häuften ſich in

der Umgegend in einem Maß und wurden mit einer Frechheit ausgeführt, die kein längeres Zuſehen geſtattete.

Als der Abend kam, brachte Michel den Apoſtelküfer.

Was Michel vermuthet, erhob des Küfers Ausſage faſt zur Gewißheit.

„Ihr wiſſet, Herr Amtsſchreiber," ſchloß er ſeinen Bericht, „mir iſt der Mund verſiegelt. Der Rath iſt mein Vorgeſetzter, und Annemarthe kann viel bewirken. Ich muß viel ſehen und doch nicht ſehen, viel hören und taub ſein. Laßt mich drum aus dem Spiele, wenn Ihr könnt. Soll's aber ſein, daß ich helfen kann, den Galgenvogel fangen, ſo zählt auf meine Fäuſte und auf meinen guten Willen."

Gern hätte er dem Amtsſchreiber geſagt, was es heute im Hauſe gegeben, und daß Tonchen Braut ſei, aber es hielt ihn ſein Gefühl zurück. Er wußte, wie lieb er ſie gehabt, die ihn betrogen, und im Stillen wünſchte er dem braven Manne Glück, daß er enttäuſcht worden, ehe es zu ſpät war. Daß aber gerade ſein Kind die ſchuldloſe Urſache dieſer Enttäuſchung geworden, das ahnte er nicht, ſo wenig er es ahnen mochte, daß eben Lenchen an der Thüre vorüberſtrich und ſchlich, wo er ſo laut redete. Sie war auf dem Wege zu Frau Klein, der ſie die Gaben ihrer Liebe bringen wollte, als es ihr war, als höre ſie des Vaters wohlbekannte Stimme in der Wohnung des Amtsſchreibers. Wie ſollte das möglich ſein? Was ſollte der hier thun? Sie erſchrak darüber. Horchen war ihr zuwider, weil ſie es für ein Unrecht hielt; dennoch war ihr Fuß einen Augenblick gefeſſelt. Ja, es war des Vaters Stimme. Sie eilte zur Frau Klein und ſagte es ihr. Die Nähe des Vaters hielt ſie auch länger dort. Erſt als ſie die Männer weggehen hörte, wagte ſie es, heim zu gehen. Die Zeit aber, die ſie heute bei Frau Klein zubrachte, flog ſchnell dahin wie ein Gedanke, denn ſie hatte ihr ja Tonchens Verlobung zu berichten und die mancherlei Wirkungen, die dies Ereigniß im Hauſe hervor-

gebracht. Endlich aber ſchied ſie. Damit ſie Niemand ſähe, durfte Frau Klein weder leuchten mit ihrem Lämpchen, noch ſie begleiten.

Leiſe, daß auch das ſchärfſte Ohr den Tritt ihres kleinen Fußes nicht hätte vernehmen können, ſchlich ſie die Treppe herab, die ſie ſeit ihren Kindertagen ſo oft geſtiegen war. Sie zählte darauf, daß Rudolphi ausgegangen ſei; aber wie erſchrak ſie, als ſeine Thüre ſich in dem Augenblick öffnete, als ſie davor ſtand, und er ſelbſt mit ſeinem Lichte heraustrat, um es unten bei den Hausleuten abzuſtellen bis zu ſeiner Heimkehr. Er traute ſeinen Augen kaum, als er in das vor Schrecken und Verlegenheit erbleichende Geſicht des ſchönen Mädchens blickte, das ihm heute faſt noch reizender erſchien, als damals, wo die Gluth der Abendſonne darauf ruhte. Schnell erinnerte er ſich ihrer Aeußerung gegen Jakobchen, und das Geheimniß ihrer Erſcheinung war gelöſt.

„Lenchen!“ rief er, und in dem Tone lag der volle Ausdruck ſeiner Freude, ſie wiederzuſehen.

Ein halb unterdrückter Angſtruf war ihre Antwort.

Er ergriff ihre bebende Hand und ſagte:

„Du biſt auch hier wieder der helfende Engel wie dort.“ Sein Blick ruhte mit unendlichem Wohlgefallen auf dem holdſeligen Weſen, das vor Verwirrung hätte in die Erde ſinken mögen.

„Aber,“ ſagte er, und er erſchrak bei dem Gedanken, „wie darfſt Du ſo dunkel dieſe ſchlimme Stiege herabſteigen? Es könnte Dir ja ein Unglück begegnen wie Jakobchen! Ich wäre ja höchſt unglücklich!“

„Ich kenne die Stiege längſt,“ ſagte ſie und bemühte ſich, leiſe ihre Hand aus der ſeinen zu ziehen. „Ach, laßt mich,“ flehte ſie, „ich muß eilen, die Eltern wiſſen nicht, wo ich bin.“

Aber faſt ſich ſelbſt vergeſſend hielt er die Hand, und ſein Blick ruhte auf dem holden Antlitz. Er hörte das Wort gar nicht.

Da traf ihn ein ſo unendlich rührender, flehender Blick, und noch einmal bat ſie: „Ach, laßt mich, ich muß eilen!“

„Ich begleite Dich," ſagte er, „Du könnteſt fallen."

„Um Gottes willen nicht!" flehte das Mädchen, „was würden Meerſcheidt's, was würde die Welt ſagen!"

Er fühlte das. „Ich gehorche Dir ungern," ſagte er, „aber Du willſt es. Gott geleite Dich!"

„Noch eins," ſprach ſie da, und es ſchien, als belebe ſie eine eigenthümliche Macht. „Noch eins, Herr Amtsſchreiber. Ihr wißt, warum ich komme — begegnet mir nicht wieder, ſonſt darf ich der armen leidenden Frau Nichts mehr bringen, und ich habe doch Niemanden, dem ich's vertrauen darf."

Ueberraſcht blickte er ſie an. „Haſt Du Abſcheu oder Furcht vor mir?" fragte er.

Sie erröthete glühend. „Ach nein," ſagte ſie — „aber — aber — es würde ſich nicht ziemen."

„Hier alſo darf ich Dir nicht mehr begegnen," ſagte Rudolphi, „aber wenn es nun anderwärts wäre, würdeſt Du mich auch dann ungern in Deiner Nähe ſehen?"

„Gute Nacht," ſagte ſie leiſe, faſt hingehaucht, und eilte die Treppe hinunter. Die Antwort blieb ſie ſchuldig.

Rudolphi ſtand noch eine Weile an der Stelle und ſtarrte in das Dunkel des Unterhauſes, in dem ſie verſchwunden war.

„Welch' ein herrliches Mädchen!" ſprach er dann in ſich hinein und ging langſam die Treppe hinab, gab unten ſein Licht ab und begab ſich in's „goldene Rad". Welche Ueberraſchung erwartete ihn dort! Die Stadt war ſchon voll von der Mähr, daß Tonchen Anſelms Braut und er nun Apoſtelkellner ſei.

Alle ſeine Bekannten erwarteten, daß ihn dieſe Nachricht beugen werde. Sie erſtaunten indeſſen höchlich, daß er ſie ruhig hinnahm, daß ſie ihn nur anfänglich überraſchte, daß aber dann auf's Ungezwungenſte ſeine volle Heiterkeit zurückkehrte und er mit ihnen auf das Wohl des Brautpaares ein Glas leerte. Hätten ſie in ſein Inneres blicken können, ſie würden eine wunderbare Ver-

änderung wahrgenommen haben. Die Verlobung Tonchens erſchien ihm als ein Fingerzeig der Vorſehung, ihr Bild ganz aus ſeiner Seele zu entfernen; als ein Fingerzeig, daß in der Verbindung mit ihr kein Glück ihm habe erblühen können. Und in dem Begegnen an dieſem Abend ſah er einen Wink, wo ihm das Glück werden ſollte, das er dort geſucht, wo es nicht zu finden war. Dies Mädchen ſtand in ſeiner Engelsmilde und Reinheit vor ſeiner Seele. Sie und keine andere, ſprach's in ihm, und dies Wort ſchien eine höhere Eingebung. Das wurde ihm klar, darum war er ſo heiter.

Der Scherz flatterte mit ſeinen glänzenden Schwingen im Kreiſe der Freunde umher.

„Nähe Dich an ihr," ſagte Einer, „und nimm bald eine holde Frau. Dann wird ſich's zeigen, wo das Glück einkehrt."

„Bei Rudolphi!" riefen Alle mit einem Mund, „es kann nicht fehlen. Er hat ſie ja nicht verlaſſen."

Rudolphi lächelte. „Beim Eistanze vielleicht," ſagte er, „ſollt ihr meine Braut ſehen. Tanze ich mit einer, ſo iſt ſie's!"

„Wir halten Dich beim Wort!" riefen die luſtigen Brüder.

---

10. Wolken am Himmel.

An dem Abend, wo Lenchen Rudolphi begegnet war, glänzte frühe ſchon die Wohnung Rath Würſler's in einem ungewöhnlichen Lichtſchimmer. Es waren Gäſte geladen worden. Man ſah den kurpfälziſchen Landſchreiber, den kurkölniſchen Saalſchultheißen, den Quardian, den katholiſchen Stadtpfarrer und den alten Siegling hinaufſteigen in feſtlichem Putze. Den Amtsſchreiber hatte man aus Schonung nicht geladen.

Die Verlobung ſollte gefeiert werden, und Annemarthe richtete fluchend ein köſtliches Ehrenmahl zu.

Jaköbchen hätte Hunger leiden müſſen, wenn Lenchen ihm nicht Speiſe gebracht. An den Armen dachte Niemand.

„Laß ſie," ſagte er; „laß ſie nur. Ich fürchte, die Herrlichkeit hält nicht lange Stich. Den guten Amtsſchreiber preiſe ich glücklich."

Lenchen ſchlich ſich wieder hinab in die friedlichen Räume ihrer Wohnung. Ihre Seele war mit anderen Gedanken beſchäftigt. Sie hatte ja ſo Vieles zu bedenken. Dieſer Abend war auch für ſie ſo wichtig geworden. Auch in ihrer Bruſt wohnte das Glück, aber es war ein anderes als das, welches droben waltete.

Ehe das Mahl begann, nahm der Ortspfarrer die Verlobung vor. Darauf theilte der Decan mit, wie das hochwürdige Kapitel die Verdienſte des Herrn Raths Würfler, nunmehr ſeines vielliebenden Herrn Vetters, dadurch anerkannt habe, daß es ihn in die wohlverdiente Ruhe geſetzt und ſeinem Schwiegerſohne das Patent des Apoſtelkellners durch ihn überreichen laſſe. Mit dieſen Worten übergab er dem Rath ſeine Urkunde und Anſelm ſeine Beſtallung. Und nun folgte ein Freudenfeſt, das tief in die Nacht währte.

Tonchen ſchwamm in einem Meere von Luſt und Seligkeit, und Anſelm wußte das überreiche Maß des Glückes nicht zu faſſen.

Schon am anderen Tage kehrte der Decan nach Köln zurück, nachdem er die Kaſſe dem neuen Kellner übergeben, jedoch eine große Summe mitgenommen hatte.

Der alte Würfler ergab ſich ganz gern in das Unvermeidliche, obwohl, wenn er an den Stadtſchreiber dachte, das Herz ihm bluten wollte. Nach dem, was ihm der Decan verblümt eröffnet, dankte er Gott, daß er ſo glimpflich aus der fatalen Geſchichte, die der verwünſchte Canonicus Schmitz herausgefingert, ſich ſalviren konnte. Nun war ja Alles gut.

Tonchen war an dieſem Tag ausgegangen. Stolz wie ein Pfau ſchritt ſie an Apoſtelküfers Fenſtern vorbei und warf keinen Blick hinein.

Auf ſeiner Stube ſaß Anſelm, vertieft in die Bücher und

Papiere, die ihm ſein geiſtlicher Herr Oheim kraft ſeines Amtes übertragen, als es mit einem Male leiſe an ſeine Zimmerthüre pochte und ſodann ſich die Thüre öffnete.

Anſelms Hand entfiel die Feder, ſeine Augen öffneten ſich weit vor Schrecken, ſeine Haare ſträubten ſich empor — ſein Geſicht nahm eine fahle Todesfarbe an, denn — vor ihm ſtand, höhniſch lächelnd — Finkenſtock! — Einige Minuten ſtand er ruhig da und weidete ſich an dem Anblick Anſelms, dann ſagte er: „Ich will der Erſte ſein, der zu Amt und Würden, ſowie zur ſchönen Braut gratulirt! Aber warum entſetzt Dich das ſo? Meinſt Du, ich wollte Dir das Bräutlein ſtreitig machen, weil ich es vor Dir geherzt? Denke nicht daran! Gönne Dir's von Herzen! Oder mahnt Dich etwa Dein ſogenanntes Gewiſſen an allerhand Heldenthaten, die wir zuſammen verübt? Pah! Freund, das ſind Kindereien. Man muß, wenn man frommen Wandel einſchlägt, wie Du, nicht ſo haſenherzig ſein! Da wird ſonſt nichts draus. Ich würde Dir vorſchlagen, mir in's Geſicht zu ſagen: Ich kenne Dich nicht! Das wäre nun freilich ſo ein wenig gelogen; aber wer falſch geſpielt, falſch gemünzt, geſtohlen und betrogen hat, dem darf's auf ein bischen Lügen gar nicht ankommen. Das ſind Kindereien! Nun, biſt Du ſtumm geworden vor purer Freude, mich, Deinen alten Freund und Spießgeſellen, wiederzuſehen?"

Dieſe mit Hohn und Spott, Bosheit und Tücke geſpickte Rede hatte anfänglich Anſelms Blut ſchier gerinnen gemacht und ſeine Bruſt ſo gepreßt, daß er nicht athmen konnte; allein allmälig kehrte ſeine Faſſung zurück.

„Was willſt Du von mir?" fragte er. „Unſere Verbindung iſt gelöſt; ich habe die Wege des Laſters verlaſſen. Thue es auch, es iſt hohe Zeit."

„Haſt Du das ſchon beim Kartenſpiele von dem fetten Quardian gelernt?" lachte Finkenſtock. „Solche Worte klingen gar ergötzlich im Mund eines Spitzbuben Deiner Art. Haſt Du vergeſſen, daß

Du mir alle ſolchen Schuftereien Deiner Vergangenheit offenherzig erzählt haſt? daß ich Dich durch und durch kenne? daß ich die Mittel in der Hand habe, Dir die fromme Larve vom Geſichte zu ziehen? Die Steckbriefe, womit Du von Frankfurt und Mainz aus verfolgt wurdeſt, ſind alle in meiner Hand. Darin ſteht Dein Sündenregiſter. Soll ich ſie dem Amtsſchreiber zuſtellen, den Du um ſein ſüßes Bräutchen betrogen haſt — oder ſie hat Dich geangelt und ihn fahren laſſen, weil er ihr zu ſpießbürgerlich anſtändig war? Daß Du dann Dein Hochzeitsfeſt am Galgen feierſt, iſt außer Zweifel. Du biſt in meiner Hand — hörſt Du! Ich laſſe Dich nicht los, ſo lange ich dieſe Hand rühren kann! Tanzeſt Du nicht, wie ich pfeife, ſo iſt's fertig, darauf ſchwöre ich bei der Hölle, deren würdige Candidaten wir ſind, und bei dem Galgen, der Dich und mich zu hohen Ehren führen wird."

Anſelm ſprang jetzt in der Verzweiflung auf und riß die ſcharfgeladenen Piſtolen von der Wand. „Teufel!" rief er, „willſt Du mich elend machen, ſo fahre zur Hölle!"

Finkenſtock lachte mitleidig und blieb nachläſſig ſtehen, als Anſelm die Hähne ſpannte.

„Meinſt Du, Finkenſtock wäre ſo kindiſch geworden, daß er ſich vor einer ungeladenen Piſtole fürchtete? Siehſt Du, meine ſind mit Kugeln geladen!" Er zog zwei Piſtolen aus der Taſche. „Aber vorſorglich habe ich geſtern aus den deinen die Ladung entfernt. Nein, Anſelmchen, ſo dumm iſt er nicht! Obgleich es Dir allezeit an Courage gemangelt hat, dachte ich doch, Du könnteſt in der Raſerei einmal Muth haben, ſo viel wenigſtens, ſie loszudrücken."

Anſelm blickte auf die Pfannen ſeiner Piſtolen und ſah, daß das Pulver fehlte und ein Nagel das Zündloch ſchloß. Er konnte nicht zweifeln, daß das wahr ſei, was Finkenſtock geſagt. Eiskalt durchrieſelte der Schreck ſein Mark.

„Du warſt geſtern ſchon hier?" fragte er.

„Warum denn nicht?" gegenfragte Finkenſtock. „Iſt es

weniger möglich, als daß ich heute hier bin? Hat Dir Michel Pelzer nicht geſagt, daß ich blaupfeifen und mich unſichtbar machen könne, oder glaubſt Du etwa nicht, daß es noch größere, wenigſtens geſcheidtere Spitzbuben gebe, als Du biſt?

„Du biſt in meiner Gewalt, Anſelm Köhler," fuhr er nach einer Pauſe fort, die ſeinen Gegner alles Muthes vollends beraubte. „Deine Ehre, Deine Heirath, Dein Amt, Dein Leben — Anſelm Köhler, es iſt das Alles in meiner Gewalt. Du erkennſt das, denn Du zitterſt wie ein altes Weib. Drum höre, unter welcher Bedingung ich Dir das Alles laſſen will. Ich brauche Geld! Leider iſt mir Dein geiſtlicher Oheim mit der geſpickten Geldkatze entgangen. Ich hab' ihm aufgepaßt, aber er war ſchon vorüber. Hätt' ich den erwiſcht, ſo hätteſt Du heute die Freude entbehrt, mich unverhofft wieder zu ſehen. Ich brauche Geld, Freund; hörſt Du — Geld! Dort ſteht die Kaſſe, die Du geſtern empfingſt. Tauſend Gulden ſind drinnen. Ich bin nicht unbillig. Geb' mir die Hälfte. Durch Deine Beſoldung, die Du gar nicht nöthig haſt, da Dich der alte Spitzbube, Dein Schwiegervater, nährt und tränkt, kannſt Du es wieder erſetzen. Eine Reviſion haſt Du nicht zu fürchten, und das hochwürdige Kapitel hat jetzt Geld durch die Geldkatze des Decans. Alterire Dich nicht zu ſehr! Mach's kurz, ich habe Eile!"

„Nimmermehr!" rief Anſelm aus.

„So?" fragte gedehnt und mit dem Ausdruck eines vollendeten Teufels Finkenſtock. „So? — Dann iſt allerdings meines Bleibens hier nicht. Zwei Wege laſſe ich Dir aber — entweder Du wirſt auf der Stelle flüchtig, oder Du wirſt gehängt! Einen dritten, Dich etwa todtzuſchießen, mag ich gar nicht nennen — denn dazu biſt Du zu feig! Adieu!" — Er wandte ſich zur Thüre mit einer Ruhe, als ob er Worte des Friedens mit Anſelm gewechſelt.

Dieſer knirſchte mit den Zähnen und umkrallte krampfhaft die Schafte der wirkungslos gemachten Piſtolen. Er kämpfte einen

fürchterlichen Kampf. „Bleib'!" rief er endlich, „bleib'! Rede, Du Satan, welche Gewähr habe ich, daß Du nicht doch mich verräthſt?"

„Aha!" ſagte Finkenſtock lachend, „ein Hallunke traut dem anderen nicht! Du haſt Recht, daß Du vorſichtig biſt. Doch will ich ehrlich handeln. Sieh', hier dies Päckchen enthält die Steckbriefe und Deine Briefe an mich. Gib das Geld, und Du biſt vor mir ſicher, denn ich will mit meiner Bande noch vor Weihnachten dieſe Gegend verlaſſen, wo ſich die drei Landesherren verbunden haben, mich und die Meinigen zu fangen."

Einen Augenblick beſann ſich Anſelm, dann ſagte er: „Gib ſie mir!"

„Wie klug?" höhnte Finkenſtock. „Soll ich Dir mehr trauen, als Du mir?"

„Gut," ſagte Anſelm, „ſo laß mich die Papiere einſehen, ob ſie die ſind, von denen Du redeſt."

„Ohne Bedenken!" entgegnete Finkenſtock und entfaltete vor ſeinen Augen zwei Steckbriefe, den einen vom Magiſtrat von Frankfurt, den anderen von den Gerichten in Mainz. Nach dieſen zeigte er ihm fünf Briefe von ſeiner Hand.

Anſelm wußte recht gut, daß er ihm mehrere nicht geſchrieben.

Finkenſtock band ſie wieder zuſammen und legte ſie auf Anſelms Bett.

„Da iſt neutraler Boden," ſagte er lachend, „nun gib das Geld!"

Anſelm ging bebend an die Kaſſe, deren Inhalt der Hallunke ſo genau kannte, nahm fünf Rollen heraus und gab ſie ihm. Schnell ergriff er dann die Papiere, eilte zum Ofen, und ehe eine Secunde verſtrich, hatte die gefräßige Flamme ſie alle ergriffen. Er athmete tief auf. Als er in Finkenſtock's Geſicht blickte, begegnete er einem höhniſchen Lachen.

„Warum lachſt Du?" fragte er beſtürzt.

„Weil nun Dein Gewiſſen zum ſanften Ruhekiſſen wird,"

erwiederte Finkenſtock. „Vergiß einmal, wenn Du kannſt, was Du warſt, wenn Du nun dem Glück im Schooße ſitzeſt! — Doch — laſſen wir das. Noch eins! Kommt ein Wort über Deine Lippe, daß ich hier war; wagſt Du es, mir nur einen Blick nachzuſenden, wenn ich nun gehe, — ſo — glaub's feſt, biſt Du morgen eine Leiche!" — Er ging.

Anſelm aber ſank völlig kraftlos in den Seſſel und hielt beide Augen mit ſeinen Händen zu.

Während deſſen ſchlich leiſe wie eine Katze der Räuber die Stiege zum Hinterſpeicher hinan, von dem man zwiſchen Heu- und Strohſchobern zu der Thüre gelangte, die in das Gärtchen führte. Hier ſtand Annemarthe Wache.

Ein Kuß war der Lohn ſolcher Treue.

„Marthchen," ſagte Finkenſtock, „zweihundert Gulden hab' ich ihm abgepreßt. Ich theile ehrlich mit Dir. Hebe dieſe Rolle auf. Es bleibt alſo bei der Abrede! Wenn ſie das Hochzeitsfeſt feiern, komm' ich. Alles Silber packſt Du nach dem Gebrauch in zwei Päcke und ſchaffſt es hierher, wo es meine Kerle holen. Dein Geld und Gut ebenſo. Ich bringe fünf rüſtige Burſche mit. Zur Kaſſe ſuchſt Du Dir einen Abdruck des Schlüſſels in Wachs zu verſchaffen. Das wird Dir leicht, denn der Anſelm iſt nun im ſiebenten Himmel, weil er ſich frei glaubt von mir. Ich hole das Geld dann und Dich — und wir ziehen nach Holland und leben herrlich und in Freuden als ehrliche Eheleute! Nicht ſo?"

Annemarthe preßte ihn voll Entzücken an ihre Bruſt.

„Als Erſatz," fuhr Finkenſtock fort, „laſſen wir dem Alten ſein Jakobchen; aber wenn der Eistanz zu Stande kommt, ſo gehſt Du mit Tonchen und Anſelm dorthin. Ich ſteige hier herein und lockere erſt noch einmal den Beutel des Alten, der dann ganz allein im Hauſe ſein wird. Dieſe Thüre bleibt offen. Alle anderen ſchließeſt Du ab und nimmſt die Schlüſſel mit. Nun leb' wohl!" Nochmals küßte er ſie und verſchwand.

Nach einer Pauſe trug Annemarthe die Leiter herein und ſchob ſie hinter den Strohſchober, drückte ein Strohbund in die Lücke, ſchloß die Thüre und ſchlich voll ſüßer Hoffnungsbilder die Stiege hinab.

Niemand ahnte im Hauſe, was ſich begeben hatte. Annemarthe war in ihrer Küche thätig, als Tonchen von Freude ſtrahlend die Stiege heraufhüpfte.

„Wo iſt mein Bräutigam?" fragte ſie die Schaffnerin.

„Der Herr Amtskellner iſt in ſeiner Stube," ſagte dieſe gar freundlich, obgleich Zorn und Rache in ihrer Bruſt gohr.

Tonchen trat an die Thüre und klopfte leiſe.

„Wer iſt da?" fragte mit matter Stimme Anſelm.

Tonchen riß erſchrocken die Thüre auf.

Anſelm lag bleich wie eine Leiche auf ſeinem Bette. Kalter Schweiß bedeckte ihn, und doch war ſein Blut in großer Wallung.

„Was iſt Dir, mein Lieber?" fragte ſie bebend und trat zum Bette. „Du warſt ſo wohl, als ich ſchied?"

„Mir iſt plötzlich unwohl geworden," flüſterte er, „aber ich denke, es wird vorübergehen. Ich will ruhen, das wird mich herſtellen."

Nur auf ſein inſtändiges Bitten verließ ſie ihn, um ihn, wie er meinte, einem ruhigen Schlummer zu überlaſſen; aber alle paar Minuten war ſie an der Thüre. Und immer hörte ſie das leiſe Stöhnen. Endlich, als der Tag ſich neigte, wurde es ſtill.

Als die alten Freunde ſich zum Spiel einfanden, kam endlich auch Anſelm. Er ſah zwar noch immer bleich und verſtört aus, aber er vermochte doch die alte Heiterkeit zu erkünſteln, und nach einigen Tagen war wieder Alles in ſeiner Ordnung, und Tonchen ſchwärmte für den Eistanz, wo ſie mit dem Bräutigam, der nun eine angeſehene Stellung einnahm, in voller Herrlichkeit als des Feſtes Königin zu erſcheinen hoffte. Am zweiten Chriſttag aber ſollte das Hochzeitsfeſt mit allem Glanze gefeiert werden.

Mittlerweile konnte Anſelm an keine Arbeit denken. In ſüßen Tändeleien brachte er die Tage und Abende bei Tonchen zu, deren

Liebe ihn beglückte, die mit jedem Augenblicke ihm reizender und liebenswürdiger erſchien.

Auf's Prachtvollſte wurde ihre Ausſtattung bereitet, und alle Tiſchler der Stadt waren beſchäftigt, die neuen Geräthe zu fertigen, womit ihre Wohnung ausgeſchmückt werden ſollte.

Da war es denn kein Wunder, daß der Liebeſelige es einmal vergaß, den Kaſſenſchlüſſel aus dem Staatsrock in den des Alletags zu ſtecken, und Annemarthe, die Alles ausſpionirte, konnte mit Ruhe den Abdruck in Wachs machen, der ſicher in Finkenſtock's Hände kam.

---

11. Der Eistanz.

Innerhalb der Wohnung des Apoſtelküſers war, ſeitdem der Vierthälerrath einen Eistanz geſtattet hatte, für die Bewirthung der Gäſte in ſeinem Zelte bei dem ſeltenen Volksfeſt eine Thätigkeit und Sorgfalt entwickelt worden, die mit der Bedeutung des Feſtes im Einklange ſtand. Aus früheren Erfahrungen wußte das kundige Ehepaar, wie gerade ihr Zelt das beſuchteſte war, wie ſich gerade dort die vornehmere Welt aufhielt, und wie daher ein Vorrath leckerer Speiſen und guten Weins erforderlich war, wenn irgend das Feſt ſollte ausgebeutet werden zum perſönlichen Vortheil.

So geſchah es denn, daß die Förſter Wildpret aller Sorten einlieferten und anſtändige Bezahlung dafür empfingen; daß von St. Goar, wo theilweiſe allein der Rhein noch offenes Waſſer hatte, allerlei Fiſche gebracht, die gebacken und in Eſſig gelegt wurden, und der Metzger Fiſcher in der Untergaſſe zwei Schweine und ein Kalb zu Brat-, Leber und Blutwürſten, Schwartenmagen und Blutmagen zerhackte. Da hatten denn die Mutter und Lenchen viel zu thun, und das gute Mädchen gewann kaum Zeit, der Ereigniſſe zu gedenken, die in Jakobchens Krankenſtube und auf des Amtsſchreibers Hausgang ſich ereignet.

Daß ſie ihrer gedachte — wer mochte zweifeln; aber ſobald ſie ihrer eingedenk war, ſtieg ihr das Blut in die Wangen, denn ſie mochte die Sache wenden, wie ſie wollte, er hatte ja Worte des Wohlwollens geredet und ihre Hand ſo warm gedrückt. Wie ſehr aber auch ſolche Angelegenheiten ihre Seele beſchäftigten, ihrer Arbeit vergaß ſie nicht, und eben ſo wenig ihrer Pflege bei dem allmälig geneſenden Jakobchen und ihrer Fürſorge für Frau Klein. Hatte ja doch Rudolphi verſprochen, ihr nicht mehr zu begegnen, und er hielt Wort. Einmal hatte er noch die Thüre geöffnet, ſie dann aber ſchnell, als er ſie ſah, geſchloſſen, indem er ſagte: Ich muß mein Wort halten!

Der Apoſtelküfer hatte ſich das beſte Faß im Apoſtelkeller mit ſachkundiger Zunge herausgeſucht und war nun daran, es in kleine Fäßlein abzuzapfen. Die Zelttücher waren geflickt, wo etwa eine kecke Maus ein Loch hineingebiſſen; die Zeltſtangen waren in Ordnung. So nahte der Samſtag vor dem vierten Adventſonntage ſelbigen Jahres.

Davon ſchreibt der Chroniſt Sebaſtian Fabian wörtlich Folgendes: „Weder der Frühlings-, noch der Herbſtmarkt hat ſolche Arbeit jemals gemacht, als das Feſt des Eistanzes in dieſem harten Winterjahre. Wäre nicht ein guter Herbſt vorhergegangen und ein geſegneter Weinmarkt, ſo die Alten „Gabelung" genennet haben, alſo daß viel Geldes in der Stadt und in den Thälern war, ſo hätt' es mögen dünn ausfallen, auch wäre ſolches wohl nicht vom wohlweiſen Rathe gebilligt worden, wie es geſchehen. Item, die Leute wollen auch eine Kurzweil haben in der Unluſt des grauſam herben Froſtes und Winters.

„Item gab es auch Gelegenheit, des armen Mannes wohlthätig zu gedenken. So mag ich es nicht verſchweigen, wie des Apoſtelküfers Töchterlein, ſo Lenchen hieß und faſt ſehr anmuthig anzuſchauen war, die Wurſtſuppe von zwei gewaltigen Säuen, deren jegliche mehr denn zwei Centner wog, an die Armuth vertheilet.

Das war eine saure Arbeit; aber sie hat solches gethan mit Lieblichkeit und damit noch doppelt gewürzt die Suppe, die gar kräftig einem in die Nase stieg. Hat auch viel Dank und Segen geerntet.

„Item am Samstag hat die Schröterzunft, die Küfer- und Schifferzunft, auch alles Jungburschenvolk die Stelle neben der großen Lotte, so zwischen der Wirbellai und dem Eltersteine lag, geebnet und eine breite Bahn bis dorthin geschlagen und mit Sägespänen, Kawe von der Gerste und Hanfabgang von der Brechkaut bestreuet, also daß man gehen mochte wie auf einer guten Heerstraße im Sommer. Ebenso haben die Jungburschen ihre Kegelbahn gemacht hinter des Apostelküfers Zelt. Selbiges war, wie es denn ein Herkommen, das größte und schönste auf dem Rheine. Lag auch darinnen ein Dielboden, sowohl zum Sitzen der Gäste, als zum Tanze der Lustigen. Stand auch ein Ofen drinnen, auf welchem man konnte süßen Warmwein machen, nebst einem künstlichen Backöfelein, um warme Speisen herzurichten nach Verlangen. Drum herum hatten denn die anderen Gezelte der Wirthe ihren Platz, als da sind: Zum gelen Hof, zum Roß, zur Rose, zur Krone, zum Engel, zum Rad, zur Stadt Heidelberg; solche aber waren klein und ruppelig, dagegen dem Apostelküfer sein Gezelt hat dagestanden wie ein Palatium."

So weit der ehrliche Chronist mit eigenen Worten.

Als nun am Sonntag der Morgengottesdienst aus war, lief Alles hinüber, die Herrlichkeit anzusehen. Schon sammelten sich Leute, die, wie manche Juden, Glücksspiele aufstellten, neue Kalender, die Volksbücher, als die sieben Haimonskinder, die schöne Magellona und dergleichen feilboten; auch Pillen für alles Gepreste und Pflaster für Hieb und Stich, Theriak und eine Elixir für hundertjähriges Leben, Ratten- und Mäusepulver und dergleichen mehr. Gab's auch kalte Füße, Hände und Nasen, es that Alles nichts. Man mußte es vorher einsehen, um davon reden zu können.

In des Apostelküfers Zelt lagen die niedlichen Fäßlein auf-

Digitized by Google

geſtapelt; da ſtanden die Schränke mit den Eßwaaren, die Thürme von kleinen Milchbrödchen zu einem Albus, die Teller und Geſchirre alle ſo blank, als wär's reines Silber, die kupfernen Töpfe, innen ſilberweiß verzinnt, die blinkenden Gläſer und andere Utenſilien der frequenten Wirthſchaft. Tiſche und Bänke waren weiß geſcheuert; kurz, es war ſo nett und heimlich in dem Zelte, der Ofen athmete eine ſo wohlthätige Wärme aus, daß Mancher Luſt hatte, ſchon jetzt dazubleiben. Und in alle dem ſauber und zierlich geordneten Weſen ſchwebte, einfach, aber höchſt züchtig und anmuthig gekleidet, ein Mädchen umher, deſſen Schönheit jedes Auge feſſelte. Man konnte darauf wetten, daß Viele durch ſie hier gefeſſelt wurden, die vielleicht ſonſt ein anderes Fleckchen würden geſucht haben.

Als es ein Uhr ſchlug, begann der Menſchenſtrom ſich hinüberzuwälzen. Die Bahn war nicht breit genug für die Schaaren. Alles, was Leben hatte in der Stadt, die Steeger, Nauheimer, Breitſcheidter, die von Henſchhauſen, Nenrath, Mudenſchied, Winzberg, Manubach, Ober- und Rheindiebach, die Lorcher, Cauber, Oberweſeler — kurz zu ſagen, auf mehrere Stunden weit ſtrömten die Leute herzu.

Schon war Alles angefüllt in dem geebneten Raume, da erklang drüben am Ufer die Muſik, und ein langer Zug geſchmückter Burſche folgte, den Hammel führend, deſſen ſchneeweißes Vließ mit rothen und blauen Bändern gar zierlich geſchmückt war.

Sie zogen zur Kegelbahn, und das Spiel begann. Die Muſik zog in Apoſtelküfers Zelt, wo ſie aufſpielte.

Nahe bei der Kegelbahn ſtand Rudolphi. In ſeinen Mienen lag ein Ernſt, eine Spannung, die etwas ankündigte, was er erwarten mochte. Die Burſche tranken ihm zu, und er that freundlich Beſcheid. Ueberhaupt zeigte es ſich überall, wie man den jungen Mann achtete und ehrte.

„Ihr thut uns doch auch die Ehre eines Wurfes an?" fragten die Burſche.

„Bin ich Euch denn ſo fremd, daß Ihr nur noch fragt?" ent-

gegnete Rudolphi, nahm die Kugel und warf fünfe mit samnt dem König.

„Das ist ein Meisterwurf!“ riefen die Bursche. „Dem thut's Keiner gleich!“

„Wenn ich den Hammel gewinne,“ sagte er, „so sollt Ihr morgen ein Viertelöhmchen von Apostelküfers Wein zu verzehren haben.“

Da jubelten die Bursche hoch auf und wünschten, es möge Keiner besser werfen.

„Dann,“ sagte der Amtsschreiber, „ist aber der Wurf nicht für mich, sondern für jemand Anderes!“ Die Bursche lachten und meinten, das sei ihnen schon recht.

„Wißt Ihr was,“ rief er angesteckt von ihrer Freude, „der Wurf soll für Eure Königin sein!“

„Der Herr Amtsschreiber hoch!“ erklang es da in vollem Chore.

Während sich Alles schon bunt durch einander drängte, die Eierweiber im Kreise saßen und schon das „Kippen“ oder Zerschlagen der gefärbten Eier begann, wo denn der, dessen Ei ganz blieb, das zerschlagene gewann, reckten sich plötzlich die Hälse länger, und es bildete sich eine Gasse. Daher schritt am Arm Anselms Tonchen, geputzt wie ein Pfau, stolz um sich schauend und gnädig wie eine Fürstin die Grüße erwiedernd, und hinter ihr watschelte Jungfer Annemarthe vergnüglich.

Als Tonchen den Amtsschreiber sah, nickte sie mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit.

„Schon hier?“ fragte sie. „Ich zähle auf ein Tänzchen!“

Rudolphi neigte sich kalt, und sie schwebte vorüber.

Kaum eine Minute später zupfte Jemand den Amtsschreiber am Rock. Es war Michel Pelzer. „Heute oder nie!“ flüsterte er ihm zu. „Denkt an mich! Den Alten haben sie allein eingesperrt mit dem kranken Jaköbchen. Das läßt der Kanof nicht unbenutzt. Alles ist besorgt. Viel Vergnügen!“ Mit diesen Worten eilte er weg.

In des Apostelküfers Zelt trat nun Rudolphi.

Digitized by Google

An einem der Haupttiſche ſaßen die Beamten. Obenan Heinrich Wilhelm von Sickingen, der kurpfälziſche Amtmann oder Landſchreiber, ein luſtiger Herr; neben ihm der kurkölniſche Saalſchultheiß Arnold Minola; neben dieſem die Zollherren von Kurpfalz, der Einnehmer Niedecken, der Beſeher Vogel, der Nachgänger Dill, dann der Bürgermeiſter Eberhard Engelbert und die Rathsherren ſammt und ſonders mit ihren Ehefrauen, wenn ſie ſolche hatten, und ihren Töchtern. An dieſem Tiſche neben Arnold Minola nahm Anſelm Köhler mit ſeiner Braut Platz und Jungfer Annemarthe. An Sickingen's Seite allein war noch ein Platz frei. Er hatte ihn offen gehalten. „Er iſt für meinen lieben Amtsſchreiber," ſagte der Amtmann. „Wo er nur bleibt?"

In dieſem Augenblicke trat er ein in das Zelt; aber ſein Auge flog über die Menge weg zu Lenchen; ihre Blicke begegneten ſich, und ſie ſchlug erröthend den ihrigen nieder.

„Richtet Eure Augen hierher, Herr Amtsſchreiber," rief Sickingen ihm zu, deſſen ſcharfem Blicke das nicht entgangen war, was ſonſt Niemand bemerkt haben mochte.

Der Amtsſchreiber eilte zu ihm.

„Ihr laßt wieder lange auf Euch warten," ſagte er, „und kaum tretet Ihr ein, ſo habt Ihr auch ſchon das ſchönſte Blümchen im Viſir. Ich lobe Euren Geſchmack. Nun trinkt einmal. Die Schönſte lebe!"

Rudolphi erröthete wie ein Mädchen und trank.

„Ihr habt's brav gemacht," fuhr der neckiſche Sickingen fort; „ein vernünftiger Mann weiß ſich zu tröſten. Hab' ich recht geſehen, — und ich verſtehe mich auf dieſen Artikel, ſo iſt das liebe Bürgerkind Euch nicht eben gram. Bravo! Iſt auch des Köhler's Braut verteufelt ſchön, ſo ſag' ich Euch, das Lenchen iſt ſchöner, und brav, züchtig, geſchämig. Das wiegt ſchwer. Ich bin von altem gutem Adel, aber — hol' mich dieſer und der! ich bedächte mich keine Minute, das ſchöne Bürgerkind zur Freifrau von Sickingen zu machen, und glaube, mein Wappen bekäme keinen Flecken."

„Ihr ſcherzet ſtark," ſagte Rudolphi.

„Scherzen?" rief Sickingen. „Da ſeid Ihr irre. Die Zeiten ſind herum, wo man ſo ſteifleinene Anſichten hat. Ich meines Ortes wenigſtens habe ſie längſt abgelegt. Was hättet Ihr denn an dem eitlen, gefallſüchtigen Dinge dort gehabt? Den Geldſack? Pah! das macht die Welt nicht zum Paradies. Ich habe meine Frau ſchon lange in das Grab legen müſſen," fuhr er ernſt und wehmüthig werdend fort, „und die war eine Augsburgerin, ein Bürgerkind. Das wißt Ihr nicht, aber ich ſag' Euch, ſie war ein Engel und glich dem Lenchen dort. Darum muß ich das Mädchen immer anſehen. An eine Zweite habe ich nicht mehr denken können, und mir ſcheint's, ein Mann, der glücklich verheirathet war, mag keine Zweite."

So heiter die Unterredung begonnen hatte, ſo eine ernſte Wendung nahm ſie. Sickingen war einer von den Menſchen, bei denen der Wechſel der Gefühle raſch eintritt.

Aber Rudolphi wünſchte, daß ſie abbreche. Er flüſterte in des Amtmanns Ohr: „Ich hoffe heute noch den Finkenſtock in unſerer Gewalt zu ſehen."

„Was?" rief der Amtmann und vergaß ganz die Umgebung, „das wäre eine Freudenbotſchaft!"

„Ich bitt' Euch, Herr Amtmann, bedenkt Ort und Zeit," bat der Amtsſchreiber.

„Alle Teufel, Ihr habt Recht!" ſagte dieſer. „Könnt Ihr mir nichts Näheres ſagen?"

Ehe aber der Amtsſchreiber antworten konnte, ſtürmten die Burſche herein und riefen: „Unſer König, der Eisfeſtkönig, lebe hoch!"

„Wer iſt's denn?" fragte der Amtmann, der ein rechter Volksfreund war.

„Der neben Euch ſitzet, geſtrenger Herr Amtmann," rief ein Burſche.

„Was? der Herr Stadtſchultheiß Minola?" fragte Sickingen,

und ein brauſendes Gelächter begleitete die Frage, denn Minola war ein alter Herr und ſo dick wie der Kapuzinerquardian.

„Nein! Nein!“ rieſen die Burſche, „der Herr Amtsſchreiber Rudolphi!“

„Donnerwetter, da habt Ihr geſcheidt gewählt!“ rief Sickingen, „der iſt ein Ehrenmann von unten bis oben. — Herr Ickrath, gebt auf meine Rechnung den Burſchen ſo ein Fäßlein dort!“

Ein lauter Jubel füllte das Zelt in Folge dieſer Worte.

Als es wieder ſtille geworden war, ſprach der Amtmann: „Der Eiskönig (ſo ſchreibt Sebaſtian Fabian in ſeiner Chronik) hat das Recht, ſich das ſchönſte und fleckenloſeſte Mädchen zur Königin zu wählen. Iſt's recht ſo?“

„Ja, ja, ſo iſt's Brauch!“ rieſen hundert Stimmen. „Nun, Herr Amtsſchreiber, ſo wählet! Wär' ich König, ich hätte ſchon gewählt!“

Alles lachte.

Tonchen blickte herausfordernd auf Rudolphi. Sie ſchien feſt darauf zu rechnen, daß er ſie wähle, und flüſterte Köhler zu: „Haſt Du nichts dagegen, wenn er mich wählt?“

„Nein!“ war deſſen Antwort.

Aber Rudolphi ſchritt an ihr vorüber und ſagte laut: „Gilt's die Schönſte, ſo wähle ich Apoſtelküfers Lenchen, die halte ich dafür!“

Sickingen klatſchte in die Hände und rief: „So iſt's recht!“ und alle Anweſenden ſtimmten bei, mit Ausnahme der Frauen und Mädchen.

Tonchen ſaß bleich da, und ihre Hand zitterte vor Grimm und Neid.

Rudolphi drängte ſich durch, ſeine Königin zu holen.

Der Apoſtelküfer lachte mit dem ganzen Geſicht und machte einen Bückling über den anderen und ſagte: „Herr Amtsſchreiber, das iſt zu viel Ehre für unſer Kind!“

Die Frau Ickrath ließ vor freudigem Schrecken eine Flaſche

Wein zur Erde fallen. Lenchen aber ſtand bleich wie ein Marmorbild da und hielt ſich an die Mutter, daß ſie nicht umſank. Jetzt trat Rudolphi zu ihr.

„Nun, meine ſchöne Königin," ſagte er mit Gefühl, „haſt Du keinen freundlichen Blick für mich?" Und in's Ohr flüſterte er ihr: „Ermanne Dich, mein herziges Lenchen, es ſehen neidiſche Augen auf Dich!"

Aber aus des Mädchens Augen wollten Thränen brechen, ſo war ſie erſchüttert.

„Laßt um Gottes willen nur einen Augenblick mich ſammeln," flehte ſie, und ein Blick traf ihn, der ihm in die Seele drang.

Sie ſetzte ſich nieder.

„Muſik, Stadtpfeifer!" rief Sickingen, „der Schönſten den ſchönſten Tanz. — Amtsſchreiber!" rief er dieſem zu, „könnt' ich alter Kerl noch tanzen, Ihr müßtet mir einen zukommen laſſen."

„Zwei, Herr Amtmann, für einen!" rief Rudolphi zurück.

Nun gab es ein Gedränge. Die Muſikanten arbeiteten ſich durch den Menſchenknäuel, der ſich gebildet hatte; die Burſche holten ihre Mädchen, und der alte Sickingen trat zu Rudolphi und Lenchen.

„Tanzen kann ich nicht," ſagte er, „das iſt für mich vorüber; aber die ſchöne Königin zur „Eislotte" führen, das kann ich und will mir's auch nicht nehmen laſſen, und damit denk' ich mir ein Anrecht als Brautführer zu erwerben."

Nun half kein Harren mehr. Lenchen reichte, ſich anmuthig vor dem Amtmanne neigend, dieſem ihre Hand, und Rudolphi faßte die Linke. Die Stadtpfeifer ſpielten auf, und alle Paare ſchloſſen ſich an. So ging der Zug an die „Lotte", die ſpiegelblank und glatt ſich ausbreitete.

Hier reichte Sickingen Lenchens Hand dem Amtsſchreiber, und getragen von den Tönen der Muſik, ſchwebten ſie leicht über die Spiegelfläche des Eiſes dahin. Paar an Paar folgte, auch Anſelm und Tonchen. Da umſtanden Hunderte die „Lotte" und, wie es

nicht fehlen konnte, wenn ein Paar ausglitt und fiel, blieſen die Muſikanten Tuſch zu dem unaufhaltſamen Gelächter, das aufbrauſte; allein immer höher ſtieg die Luſt, immer größer wurde die Menge der tanzenden Paare und der luſtigen Zuſchauer, bis endlich, von der Kälte überwältigt, Manche die Zelte ſuchten, während wieder Andere in den Kreis der Zuſchauer traten, wo jeden Augenblick ein fallendes Paar neuen Tuſch und Lachjubel hervorrief, und gerade dieſes plötzliche Unterbrechen des Tanzes durch den Tuſch bewirkte, daß oft drei, vier Paare zumal auf die Spiegelfläche niederfielen.

Endlich zog ſich Alles in die Zelte zurück, als das königliche Paar die „Lotte" verließ, und der Tanz dauerte im Zelte fort.

Eine Demüthigung ſchien für Tonchen heute der anderen folgen zu wollen.

Sie hatte darauf gerechnet, Aller Blicke auf ſich zu ziehen, eine rechte Rolle zu ſpielen; aber Niemand ſchien für ſie Augen zu haben. Lenchen und der Amtsſchreiber waren im vollen Sinne des Wortes König und Königin des Feſtes. So leicht hatte aber auch Rudolphi niemals getanzt, geſtand ſich Tonchen, und Lenchen, die ſie nie tanzen geſehen, ſchwebte nur dahin. Sie ſchien den Boden nicht zu berühren. Ihre ſittige Anmuth, ihre wirklich entzückende Schönheit, die ſchlanke Geſtalt, die edle Haltung, Alles vereinigte ſich, um Jedem, mit oder ohne Willen, das Urtheil abzunöthigen, Rudolphi habe volle Gerechtigkeit geübt, als er Lenchen den Preis der Schönheit zurkannt.

Das raubte Tonchen alle Luſt. Sie tanzte zwar, aber ihr Herz war voll Aergers. Mußte ſie ſich des Apoſtelküfers, ihres Bräutigams Untergebenen Kind, eines Handwerkers Kind, vorziehen laſſen? Und zu dieſem Mädchen, das nun dieſe Vorzüge genoß, hatte ſie ſo demüthigend geredet. Wer bürgte dafür, daß nicht der Amtsſchreiber ſie gar zur Frau nahm? Sah ſie recht, ſo war er höchſt glücklich und koſete ſo traulich, ſo liebevoll mit dem reizenden

Mädchen, und dieſes ſchien alle Beengung verloren zu haben. Sie blickte ihm in's Auge, antwortete ſo furchtlos, als kennte ſie ihn ſchon lange und wüßte, daß er ſie liebe —? Und doch war über des Mädchens Weſen, Haltung und Gehaben ein unbeſchreiblicher Zauber von ſittiger Zucht ausgegoſſen, der ſie nur noch anmuthiger erſcheinen ließ.

Niemand tanzte mit Tonchen, als Anſelm. So gut er auch tanzte, ſo ſehr ſie für ihn glühte, es langweilte ſie doch am Ende, und ſie wollte ſchon Anſelm bitten, mit ihr heimzukehren, als ein Ereigniß eintrat, das den Erzähler nöthigt, ein Stück aus der Chronik Sebaſtian Fabian's einzuſchalten.

„Es war," ſo erzählte er, „am erſten Tage des Eistanzes, als des Rath Würfler's ganze Sippſchaft nach dem Tanzplatz gegangen war, nämlich ſeine Tochter Antonia, ſein Nachfolger und künftiger Eidam Anſelmus Köhler, die Schaffnerin Annemarthe und die Magd, ſo Lisbeth hieß; war alſo Niemand in der Behauſung, denn der alte Herr Rath und das buckelige Jaköbchen, ſo den Arm gebrochen, nun aber ſchon außerhalb des Bettes ſein und dem Herrn Rath konnte Geſellſchaft, auch oft wohl, ſintemalen er den Arm in der Binde trug, einen kleinen Dienſt leiſten. Die Annemarthe hatte Leibesnahrung und Getränke zurechtgeſtellt und war dann mit den Anderen davongegangen, indem ſie zu größerer Sicherheit die Hausthüre und das Hofthor abſchloß; aber es ſtellete ſich heraus, daß ſie mit dem verrufenen Finkenſtock im Bunde ſtand und ſelbigem das Speicherpförtlein offen gelaſſen, daß er könne an den alten Herrn kommen und ihm Gewalt thun und Geld abpreſſen.

„Selbigen Spitzbubenſtreich aber kundſchaftete der Nachtwächter Michel Pelzer, ſo ein Soldat und tapferer Kriegsheld war, aus. Hätte auch mögen den Preis gewinnen, der auf des Finkenſtock's Kopf geſetzt war von der Herrſchaft, ſintemalen Menſchenblut an deſſelbigen Händen klebete.

„Da nun der Apoſtelküſer Balthaſar Ickrath mit Mann und Maus in dem Zelte war, wo es luſtig zuging, obgleich es Advent war, ſo mochte für einen ſolchen Maleſizſtreich keine Gelegenheit günſtiger gewählt werden, als ſothane. Iſt aber der Michel Pelzer heimlich zu dem Balthaſar, gemeinhin Balthes genannt, gangen, und hat ihm unter Gelöbniß profunden Schweigens Alles veroffenbaret und ſich die Schlüſſel geben laſſen zum Thor und zur Hausthüre, wie ſolche der Balthes ebenſo beſaß, wie der Herr Rath Würfler, da ſie zuſammenwohneten. Als er die Schlüſſel hatte, iſt er hineingeſchlichen mit noch vier handfeſten Männern, dem Thorwächter Zinkgräf, dem Schreiner Hans Knauf und den Gebrüdern Heep, Gottfried und Elias nach dem Taufnamen. Die haben ſich, ohne daß es der Rath wahrnahm, auf den Speicher gemacht und haben richtig das Hinterpförtlein, ſo nach dem Berggärtchen führet, nur angelehnet gefunden, haben ſich dannenhevo in das Stroh und Heu verſtecket und nicht gemucket. Das währete ſchier eine halbe Stunde, da höreten ſie deutlich, wie Einer die Leiter herabſtieg, ſo die alte Vettel, die Annemarthe, klüglich an die Burgmauer gelehnet. Iſt dann der Finkenſtock wirklich geweſen, der nun, wie ein Iltis, der die Täublein beſchleichet, obwohlen der Rath kein Täublein geweſen, ſich hinabmachte. Kaum iſt er unten geweſen, als Michel Pelzer die Thüre feſt verſchloß, denn der Schlüſſel ſteckte im Schloſſe, und den Schlüſſel in den Säckel ſteckte. Darauf ſind ſie dann auch hinunter, und hatte der Michel einen Knebel in der Hand, damit er Einem einen „guten Abend" bieten konnte, auf den kein „guter Morgen" folget. Sie folgeten den offenen Thüren, und alsbald hörten ſie den Rath ſchreien und lamentiren.

„Da ſtürzten ſie hinein und kamen eben, als der Finkenſtock den Rath bei der Gurgel hatte und ihn wollte würgen. Aber der Michel Pelzer war nicht faul und langet ihm eins über den Hirnkaſten mit ſeinem Bengel, daß der Finkenſtock zu taumeln beginnet

und rücklings wie ein Sack in die Stube stürzet. Alsobald machen sie sich über ihn her und binden ihn mit Stricken, und der Michel, der auch Beschließer des Gefängnisses auf dem Marktthorthurme gewesen ist, laufet und holet seine Handschlösser und Fußketten und legen sie ihm an, daß er, als er zu sich kommet, wohl schäumet vor Wuth, sich aber doch nicht rühren kann. Solches Alles hab' ich, Sebastian Fabian, der ich in dem Hause gegen dem Apostelhofe gewohnet, mit meinen eigenen Augen gesehen, als der Michel Pelzer das Thor aufgeschlossen. Bin ich auch als ein Wächter hineingegangen, indeß der Michel das Thor wieder geschlossen hat, und ist hingelaufen auf den Rhein, solches dem Herrn Amtsschreiber und dem gestrengen Herrn Amtmann und Landschreiber Henricus Wilhelmus von Sickingen anzuvermelden."

Die Lust und Herrlichkeit im Zelte des Apostelküfers hatte den höchsten Grad erreicht. Leben und Freudigkeit zeigte sich überall, und jedes Antlitz, nur das Tonchens nicht; wies es in deutlichem Ausdrucke, wie in diesem Augenblicke keine Sorge das Gemüth bewältigte. Selbst der Amtsschreiber hatte in der Lust des Augenblickes das rein vergessen, was ihm Michel Pelzer zugeflüstert, und der einzige Miteingeweihte in das Geheimniß, der Apostelküfer, war von dem Gedanken an die Ehre seines Kindes und an die Bedienung seiner fröhlichen, trinklustigen Gäste so ungetheilt beherrscht, daß er für ein Anderes nicht Raum hatte. War es ihnen zu verdenken? Gewiß nicht! Am wenigsten dem Amtsschreiber, der es klar und innig fühlte, welch' einen Schatz von Tugend und Liebenswürdigkeit sein Arm umfasse. Er blickte ja zum ersten Mal frei in dieses liebliche Gesichtchen, in dieses klare, sinnige Auge; er bewunderte ja zum ersten Mal die volle Schönheit, den Verstand, die Demuth und Bescheidenheit dieses Mädchens; aber fühlte auch, daß das Gefühl, das ihn zu Lenchen zog, ein anderes war, als das, mit welchem Tonchen ihn erfüllt hatte. Der Gedanke,

mit dieſem reinen und treuen Weſen durch das Leben zu wandeln, ergriff ihn mit aller Macht.

Da rief plötzlich die Stentorſtimme Michel Pelzer's in das Zelt hinein: „Caramba! Herr Amtsſchreiber, diesmal haben wir ihn, und mag er blaupfeifen, wie er will, er geht uns nicht mehr durch!"

Die Menge, die im Zelte war, erhob ſich neugierig. Faſt alle Anweſenden fragten zugleich: „Wen habt Ihr, Michel? — Erzählet's!"

Michel ſtieg auf einen Tiſch und rief: „Den Finkenſtock hab' ich gefangen, eben als er dem Rath Würfler den Hals umdrehen wollte!"

„Jeſus Maria!" rief Tonchen aus.

„O weh! o weh!" ſchrie Annemathe.

„Und Anſelm hielt ſich todtbleich am Tiſche, daß er nicht umſank.

„Hierher!" ſchrie jetzt Sickingen dem Wächter zu, und Michel drängte ſich zu ihm. Dort erzählte er Alles, wie es ſich begeben, und wie ſein erſtes Wort geweſen, als er zu ſich gekommen: „Das hat der Anſelm gethan!"

Als Michel des offenen Pförtchens gedachte, ſprach er geradezu den Verdacht aus: Annemarthe habe es abſichtlich offen gelaſſen. Er erzählte die Geſchichte mit dem Bettler und dem Briefchen.

Sickingen's Auge traf durchbohrend die alte Sünderin. Da ſank ſie auf die Kniee und ſchrie:

„Ach, Herr Amtmann, ſeid barmherzig!"

„Michel," donnerte Sickingen, „nehmt das Weib gefangen!"

„Ich proteſtire, denn ſie gehört dem Apoſtelhof an," erhob Anſelm ſeine Stimme, der durch Frechheit ſeine innere Angſt verdecken wollte.

„Proteſtirt, wo Ihr wollt! Sie iſt pfälziſche Unterthanin," ſagte Sickingen. Dann rief er: „Fort mit ihr!"

„Herr Amtsſchreiber, nun hat der Spitzbube Euer ſchönes Königthum für heute beendet," ſagte er zu dieſem. „Wir müſſen fort."

Noch einmal trat Anſelm zu Sickingen und ſagte: „Herr Amtmann, er iſt in kurkölniſchem Territorio gefangen worden.“

„Wollt Ihr ihn etwa laufen laſſen?“ fragte der Amtmann. „Ihr habt als Amtskellner keine Jurisdiction, und verhaltet Euch ſtill! — Herr Saalſchultheiß,“ redete er Minola an, „macht Ihr Anſprüche?“

„Er iſt geborener Pfälzer,“ ſagte dieſer, und nun war Alles abgemacht. Die Beamten eilten hinüber, und die Volksmenge folgte, von Neugierde geſpornt.

Anſelm wankte im vollſten Sinne des Worts an Tonchens Seite hin. Nicht die Kränkung, die er ſich zweimal zugezogen, machte ihn ſo todtbleich; es war Anderes. Hatte nicht Michel geſagt, daß er alle Schuld auf ihn gehäuft? Es war alſo von der verſtockten Bosheit des Menſchen nicht mehr zu erwarten, als daß er Alles ſagen würde, was er von ihm wußte, und er ohne Zweifel ſchon morgen, vielleicht noch dieſen Abend gefangen genommen werde würde. So ſchritt er, Todesangſt und Qual im Herzen, über die Schwelle des Apoſtelhofes, die er ſo glücklich einige Stunden früher in der Richtung nach dem Eiſe überſchritten hatte.

Hier erwartete ihn ein neuer Schrecken.

Der alte Würfler war mit Jakobchen allein im Gemach, und während er mit ihm plauderte, leerte er eine Flaſche um die andere, bis das Maß mehr als um die Hälfte überſchritten war. Daß Annemarthe nicht bei ihm geblieben, das ärgerte ihn, und heftig aufgeregt von dem Genuſſe des vielen und ſchweren Weines, war er eben im heftigſten Zorn, in den er ſich ſelbſt hineingeſchwatzt hatte, als plötzlich Finkenſtock hereinſtürzte. Er wollte aufſpringen, ſank aber vor Schrecken bei dem Gedanken, wehrlos in der Gewalt des Schurken zu ſein, in den Seſſel zurück und — ein Schlag lähmte ihn mit der zerſtörenden Macht, die dieſer geheimnißvollen und räthſelhaften Erſcheinung eigen iſt.

Niemand ſah nach ihm, weil Alle mit Finkenſtock beſchäftigt

waren; auch Jakobchen ſah nicht nach ihm, denn er war ſchon in der Nebenſtube unter das Bett des Rathes gekrochen, als Finkenſtock hereinſtürzte und auf den Rath losſprang.

Als Michel ſchon fort war, erkannte Fabian ſeinen Zuſtand und eilte, den Bader Reiter zu rufen, der zum Glück zu Haus war. Er kam und ſchlug dem Alten eine Ader — aber der Tod hatte ſchon ſein Opfer in vollen Beſitz genommen, und alle Verſuche, ihn wieder zu beleben, blieben erfolglos.

Anſelm ſank faſt zu Boden, als ihm Fabian, der im Apoſtelhof geblieben war, als ſie Finkenſtock nach dem Marktthorthurme gebracht, dieſe Hiobspoſt mittheilte.

Tonchen fühlte zum erſten Mal die Macht der Gerichte Gottes. Sie ſaß troſtlos weinend da, aber ſie ahnte noch nicht, wie entſetzlich die Ereigniſſe dieſes Tags in ihr Leben eingreifen ſollten.

Wenn auch die Menge in dem Zelte des Apoſtelküfers etwas gelichtet war, ſo dauerte doch der Tanz ungeſtört fort. Nur Lenchen entſagte der Luſt, ſo oft ſie auch aufgefordert wurde. Der Arm des geliebten Mannes hatte ſie umfangen, nun ſollte es kein Anderer mehr, ſo ſtand's in ihrem Herzen geſchrieben. Wie erſchrak ſie, als die Kunde kam, der alte Rath ſei todt unter Finkenſtock's Händen.

„Mutter," rief ſie tief erſchüttert, „nun muß ich zu Tonchen! Sie iſt unglücklich, da darf ich ſie nicht verlaſſen."

„Geh' mit Gott, mein Kind," ſagte die Mutter. „Dein Herz lehrt Dich das Rechte."

Sie eilte hinüber, und an den treuen Buſen lehnte Tonchen das Haupt. Und heimlich that ſie in ihrem Schmerze dem treuen Herzen Lenchens Abbitte. Trauriger war noch kein Abend für Tonchen gekommen, als dieſer. Zwar ſuchte der Quardian, der als treuer Freund zu ihr eilte, ſie zu tröſten, allein es lag eine Ahnung noch ſchrecklicheren Jammers auf ihrem Herzen mit niederbeugender Laſt. Anſelm ſaß bei ihr und hielt ihre Hand.

„Deine Hand zittert unaufhörlich," ſagte ſie zu ihm.

„Kann ich gleichgültig bleiben bei ſolchen Ereigniſſen?" fragte er mit trübem Blick, und ſie drückte innig ſeine Hand; aber ſie wußte nicht, von wannen dies Zittern und Beben kam.

Gegen acht Uhr, nachdem das Verhör des Finkenſtock bereits weit gediehen war, rief die Magd den Herrn Amtskellner heraus: es frage Jemand nach ihm.

Anſelm ſchwindelte. Er fühlte es, das Verhängniß nahe. Er wankte hinaus.

Da ſtand Rudolphi vor ihm.

„Gönnt mir einige Minuten unter vier Augen," bat er, und Beide traten in Anſelms Gemach.

„Herr Amtskellner," ſagte Rudolphi, „es thut mir unendlich leid, aber ich glaubte es der Rückſicht ſchuldig zu ſein, daß ich Euch ſage: Finkenſtock hat Dinge gegen Euch ausgeſagt, die — Eure Verhaftung nöthig machen. Ich hoffe, Ihr geht aus dem Gewebe boshafter Lügen rein hervor; aber bereitet Tonchen vor, daß nicht der neue, unerwartete Schlag ſie tödtet."

Anſelm fragte nicht, was Finkenſtock ausgeſagt. Er taumelte gegen das Fenſter und rief: „Iſt's denn noch nicht genug?"

„Euer Bewußtſein muß Euch über das Alles erheben," ſagte Rudolphi mit inniger Theilnahme. „Seid Mann! Es thut noth!"

Mit dieſen Worten eilte er hinweg.

Anſelm raufte ſich das Haar. „O, die Hölle läßt ihr Opfer nicht!" rief er. „Wer ihr verfallen iſt — ſucht umſonſt Rettung!"

Er eilte, die Kaſſe aufzuſchließen, ſteckte das Geld, das darinnen war, zu ſich, lud beide Piſtolen ſcharf und barg dieſe in ſeinen Taſchen, zog einen warmen Rock an und verließ das Haus in fliegender Haſt.

Drüben im Gemache dachte Niemand, was ſich in Anſelms Zimmer zutrug. Tonchen meinte, er ordne Eins und das Andere. Als er aber nach einer Stunde nicht kam, ſandte ſie Jakobchen,

der weinend am Ofen kauerte, ihn zu rufen. Er fand ihn nicht. Die Magd aber ſagte ihm, er ſei dem Herrn Amtsſchreiber nachgeeilt. Das berichtete er.

Der Quardian ſagte: „Beruhige Dich, mein Kind. Er wird wohl dort nöthig ſein, wo ſie das Verhör mit Finkenſtock halten.“ Aber es kam kein Ruhe in ihre Bruſt. Eine Angſt, für die ſie keinen Grund hatte, folterte ſie mit unerträglichen Qualen.

So wurde es zehn Uhr, und mit dem Schlage der Uhr hörte man Leute in den Hof treten.

„Es werden meine Eltern ſein,“ ſagte Lenchen. „Der Tanz hat ein Ende für heute.“

Aber ſie kamen die Stiege herauf, es öffnete ſich die Thüre, und zwei Landdragoner mit dem kurkölniſchen Saalſchultheißen Minola traten ein.

Tonchen fuhr mit Entſetzen auf.

„Wo iſt der Herr Amtskellner?“ fragte der alte Minola.

„Er iſt mit dem Amtsſchreiber weggegangen,“ ſagte ſie. „Aber was wollt Ihr doch mit ihm?“

„Verzeiht,“ ſagte Minola, „der Herr Amtsſchreiber weiß nichts von ihm, und ich — ſoll ihn verhaften!“

„Verhaften!“ ſchrie Tonchen mit einem ſo grellen, entſetzlichen Tone, daß er Jedem durch Mark und Bein drang.

„Ja,“ ſagte der rauhe Saalſchultheiß, „Finkenſtock hat auf ihn bekannt als auf einen Falſchmünzer, Dieb und Räuber, der lange mit ihm gemeinſchaftliche Sache gemacht. Ich muß das Haus durchſuchen. Vielleicht hat er ſich verſteckt.“

Tonchen ſank beſinnungslos in Lenchens Arme, und Jakobchen trat leiſe an ſie heran und flüſterte: „Denkſt Du noch daran, was ich Dir geſagt?“

Und wie Todeskälte durchrieſelte es Lenchens Gebein.

Sie rief nach der Magd. Ihre Mutter kam, und ſie trugen

das unglückliche Mädchen hinab in ihre Wohnung, während Minola das Haus durchſuchte, aber keine Spur von Anſelm entdeckte.

„Der Vogel iſt entwiſcht," ſagte er zum Quardian. „Die leere Kaſſe hätte es uns ſagen können. Ihr," fuhr er fort, „waret ſtets ein Freund des Hauſes. Ich bitte Euch, bleibet hier, daß kein Unrecht geſchehe, und unterzeichnet mit mir das Protocoll, das ich über die Vorfälle dieſes Tages jetzt aufnehmen muß, um es morgen früh mit einem Eilboten nach Köln zu ſenden." Und er ſetzte ſich nieder, ſeines Amtes Pflicht zu genügen, und verließ dann das Haus, wo der Quardian noch bis Mitternacht weilte.

Tonchen fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Der Arzt ſtand kopfſchüttelnd an ihrem Bett. „Es iſt zu viel auf einmal geweſen für ein ſchwaches Weib," ſagte er; „doch hoffe ich, daß bald ein tiefer Schlaf eintreten wird, der wohlthätig auf ſie einwirken kann."

Er ordnete das Nöthige an, was Lenchen und ihre Mutter mit gewiſſenhafter Treue befolgten. Es geſchah auch, wie der Arzt geſagt. Nach Mitternacht fiel ſie in einen tiefen Schlaf der Entkräftung, der bis an den Morgen dauerte.

Lenchen und ihre Mutter wichen nicht von ihrem Bette.

---

12. Schluß.

Drei Wochen waren vergangen ſeit dem ſo bitter unterbrochenen Eistanz, als der Canonicus Schmitz von Köln, der gekommen war, die Angelegenheiten des Apoſtelhofes zu ordnen, in das Gemach des Amtmanns Heinrich Wilhelm von Sickingen trat, der ihn erwartete.

„Laßt Euch nieder, hochwürdiger Herr," ſagte der biedere Mann, „ich kann mir wohl denken, was Euch zu mir führt. Rudolphi hat mir davon geſagt."

„Das Kapitel," hob Schmitz an, „hat, wie Ihr wißt, in den letzten Zeiten durch treuloſe Beamte, zu denen ich den Rath und Finkenſtock rechnen muß, der Verluſte ſo viele erlitten, daß es hohe Zeit iſt, der Sache die Wendung in das Geleis des Rechtes, der Ordnung und Pflicht zu geben. Wäre nicht der Küfer Balthes Ickrath ein Mann von unerſchütterlicher Treue und Redlichkeit, das Kapitel hätte noch herbere Schläge erlitten. Da nun der Decan, durch die letzten Geſchichten ſchwer betroffen, unrettbar daniederliegt, ſo hat mir das Kapitel unbedingte Vollmacht zur Berufung eines Amtskellners gegeben, und ich will nicht leugnen, daß ich nach reiflicher Prüfung ein Augenmerk auf Euren hochachtbaren Amtsſchreiber geworfen habe. Ich kenne ihn ſeit Jahren, und ſeit ich ihn kenne, achte ich ihn hoch. Gottlob, daß er den Schlingen der verführeriſchen, herzloſen Circe entronnen iſt, die ihn elend gemacht haben würde."

„Die Offenheit, womit Ihr die Sache behandelt, gefällt mir wohl," ſagte Sickingen, „und ſie fordert gleiche Münze von mir. Daß Ihr ſcharf geſehen, gut gewählt habt, muß ich beſtätigen, denn Rudolphi iſt nicht nur ein Menſch von Kenntniſſen und großer Brauchbarkeit, ſondern auch ein Mann von unbeſtechlicher Treue und Rechtlichkeit; aber ich verhehle Euch nicht, daß ich dawider bin, daß er der Kurpfalz Dienſt verlaſſe. Es iſt zwar richtig, daß er ſich noch lange wird als Amtsſchreiber plagen müſſen, ehe er einmal Amtmann werden kann; aber es ſteht ihm doch in Ausſicht. Und ich — daß ich es ehrlich ſage — verlöre mit ihm meine rechte Hand im Amte."

„Ich kann Euch für die baare Münze, die Ihr mir bietet, nur danken, Herr Amtmann," ſagte der Canonicus; „aber ich glaube, wir Beide ſind treue Freunde des Amtsſchreibers, wenn Ihr wollt, väterliche Freunde. Laßt uns einmal abſehen von dem, was uns amtlich befangen macht, und für unſeren Liebling väterlich ſorgen. Wißt Ihr, wieviel er als Amtskellner haben wird?"

„Genau nicht," erwiederte der Amtmann.

Der Canonicus ſtellte ihm die anſehnliche Beſoldung, die namhaften Accidenzien, als freie Wohnung, freies Brod, freien Trunk, freies Holz, Futter für ein Pferd und drei Kühe, — den leichten Dienſt und die unabhängige Stellung vor, und fragte dann: „Habt Ihr ihm das zu bieten?"

„Caramba! würde Michel Pelzer ſagen," rief der Amtmann aus, „da ſteht er ſich faſt beſſer, als ich!"

„Und was rathet Ihr ihm?" fragte der Canonicus.

„Noch Eins!" warf Sickingen ein. „Iſt ſeine Anſtellung feſt?"

„Lebenslänglich und unabſetzbar, wenn er das bleibt, was er iſt, wie ich nicht zweifle," entgegnete der Canonicus. „Sollte er dienſtunfähig werden, ſo bleibt ihm ein Ruhegehalt von achthundert Gulden und alle Accidenzien, mit Ausnahme des Pferdefutters."

„Profit!" rief Sickingen. „Ich müßt' ihn nicht lieb haben wie mein eigen Kind, wenn ich dagegen noch länger reden wollte. Macht das Document fertig!"

„Gut," ſagte Schmitz, und ſein Geſicht leuchtete von Zufriedenheit.

„Das iſt abgethan," nahm Sickingen wieder das Wort, „wenn ich nur auch wieder ſo einen Amtsſchreiber hätte; aber eines braven Mannes Glück muß höher ſtehen, als der Eigennutz. Nun ſagt mir aber, was wird aus des Raths Tonchen?"

„Sie hat den Apoſtelhof verlaſſen," ſagte der Canonicus, „und iſt bis auf Weiteres zu einer Baſe gezogen, die in Bingen wohnt. Gott gebe, daß die heftigen Erſchütterungen der jüngſten Tage ihr Herz gebeſſert haben! Ich fürchte, die Zeit wird die Wunden vernarben, und ſie wird wieder ſo werden, wie ſie war!"

„Da ſtellt Ihr ein ſchlimmes Prognoſticon," ſagte Sickingen.

„Freilich," entgegnete der Canonicus, „aber ich habe Welt und Menſchen viel beobachtet. Ich greife mein hartes Wort nicht aus der Luft. Denkt an mich. Sie iſt ohne ſonderlichen Kummer

geſchieden, und daß ihr Herz noch das alte iſt, bewies ſie damit, daß ſie nach der Zukunft des armen buckeligen Jaköbchens nicht einmal fragte.“

„Und er iſt doch ihr Bruder!“ rief Sickingen.

„Man ſagt es,“ war des Canonicus Antwort. „Vielleicht weiß ſie es auch; doch kann ich das nicht ſagen.“

„Was wird aber nun aus dem armen Teufel?“ fragte mitleidig der Amtmann.

„Nun, Apoſtelküſers Lenchen hat ihn zu ſich genommen, und ihre Eltern werden für ihn ſorgen.“

„Seht Ihr's!“ rief Sickingen, „das Mädchen iſt an Leib und Seele ein leibhaftiger Engel! Donnerwetter! wenn der Amtsſchreiber das Mädel nicht heirathet, ſo ſtreich' ich ihn aus meinem Herzen in alle Ewigkeit aus!“

„Ich denke, dafür iſt geſorgt,“ ſagte der Canonicus lachend. „Was ich von dem Eistanze gehört, läßt wohl kaum einen Zweifel aufkommen, daß das wahr werde. Ueberlaßt's ihm und der Zeit. Das Jaköbchen hat mir geſtern ſo viel erzählt, daß ich Euch übrigens vollkommen beiſtimme.“

„Ihr habt aber mich nun in das Gebet genommen, Herr Amtmann,“ fuhr er fort, „nun will ich auch 'mal fragen.“

„Thut's!“ ſagte Sickingen. „Ich ſtehe Euch Rede, ſo weit ich kann.“

„Habt Ihr des Anſelm Köhler's Spur gefunden?“

„Leider iſt Eure erſte Frage eine ſolche, die ich nicht beantworten kann,“ ſagte Sickingen. „Die Herzensgüte des Amtsſchreibers hat mir da einen ekeligen Streich geſpielt. Denkt Euch, der geht zu dem Spitzbuben und ſagt ihm, er werde wohl verhaftet werden. Er möge Tonchen vorbereiten, daß ſie ſich nicht allzu ſehr es zu Herzen nähme. Man könne auch einmal unſchuldig in's Getrampel kommen. Ja, unſchuldig! daß Dich Gott beſſere! Das hat ſich nun der Spitzbube ad notam genommen und hat die Kaſſe

gefegt und die Platte geputzt. In Euren Apostelhof durfte ich nicht. Darum ersuchte ich den Saalschultheißen Minola, unter dessen Obhut er steht, ihn festzunehmen. Als der aber kam, war das Vöglein fort. Ich jagte ihm die Landdragoner nach, aber wer weiß, wohin der sich gewendet? Die Steckbriefe haben nichts gefruchtet. Der ist aus den Reisern für ewig. Laßt ihn laufen! Wenn er auch dem Arme weltlicher Gerechtigkeit entgeht, es gibt noch ein Forum, dem entwischt er nicht."

„Und Annemarthe, Herr Amtmann?" fragte der Canonicus weiter.

„Die hat Alles haarklein bekannt, und es hat sich herausgestellt, daß sie nicht nur, wie Michel Pelzer angab, den Dieb eingelassen, sondern auch das Geld, das er etwa zehn Jahre früher seinem Kumpan Anselm abgemaust, mit ihm getheilt hat. Eigentlich war's auf eine noch schönere Geschichte abgesehen. An Tonchens Hochzeit sollte die Kasse geleert, des Raths Silber gemaust werden, und dann wollte Annemarthe mit Finkenstock auf und davon gehen. Der Finkenstock hatte einen Schlüssel zu Eurer Geldkiste funkelhagelneu in der Tasche. Den hatte Jungfer Annemarthe in Wachs abgedrückt. Finkenstock's Begierde nach des Raths Geld und Michel Pelzer's Pfiffe haben der Sache ein schnelleres Ende gemacht. Dafür ist Michel auch reich belohnt und Amtsdiener geworden."

„Und Annemarthe? frag' ich noch einmal!"

„Hat zehn Jahre freie Kost und Wohnung in dem Zuchthause zu Bruchsal. Da wird sie wohl ihre Tage beschließen. Ob ihr des Söhnleins Thränen dermaleinst folgen werden, bezweifle ich. Sie hat es nicht an dem Armen verdient."

„Das Urtheil ist gerecht," sagte der Canonicus; „aber wie steht es mit Finkenstock? Ist seine Sentenz auch gefällt?"

„Gestern Abend hab' ich sie erhalten," sagte Sickingen, „das Hofgericht in Mannheim hat auf den Tod durch den Strick erkannt, und dieser soll am kurpfälzer Galgen, drüben im Niederthale,

hinter Heileſenwörth, vollzogen werden heut' über acht Tage. Wenn Euch das Schauſpiel anzieht, ſo bleibt hier bis dahin."

„Danke, danke!" rief Schmitz. „Bis dahin bin ich längſt wieder in Köln."

Mit dieſen Worten ſtand er auf und verabſchiedete ſich von dem Amtmanne, der mit einem herzlichen Händedruck von ihm ſchied.

„Es haben ſelten zwei Umſtände in unſerer guten Stadt Bacharach ſolch ein Aufſehens gemacht," ſo erzählt der ehrliche Sebaſtian Fabian in ſeiner Chronik, „als die nachfolgenden zween: Erſtlich: daß der Herr Amts- und Stadtſchreiber Rudolphi, unſeres gnädigen Herrn, des Kurfürſten von der Pfalz, Dienſte quittiret, und iſt als wohlbeſtallter Amtskellner der Kirchen zu den heiligen Apoſteln in Köln in den Apoſtelhof eingezogen, und zum Andern: daß am 20ſten des Monats Januarii im Jahre 1709, welches iſt der Tag des heiligen Fabianus und Sebaſtianus, welches alſo, nur umgekehret, wie es der Kalender ausweiſet, mein doppelter Namenstag war, an dem kurpfälzer Galgen, ſo im Nieberthal auf der Grenze des Unteramts Caub ſtehet, der Finkenſtock, vermaledeieten Andenkens, iſt mit allen Solemnitäten gehenkt worden.

„War dazumal, trotz der biſſigen Kälte, eine ſolche Menge Volkes da verſammelt, daß man die Köpfe wohl an die zehntauſend rechnen mag. Standen Alle auf Heileſenwörth und auf dem Rheine. Bin auch dabei geweſen, da man ſo etwas nicht alle Tage — (Gottlob!) ſiehet. War aber erſchrecklich! Und wenn morgen der Anſelm Köhler, der auch ein Spitzbube ſein ſoll, wie der Finkenſtock, gehenket werden ſollte, möcht's nicht mehr ſehen! Der Pater Quardian und der Paſtor Blittert haben den Delinquenten zu der Richtſtätte begleitet und Alles probiert, ſein hartes Herze zu rühren; iſt aber nicht gelungen."

Der neue Amtskellner war in die ſchönen Räume, an die ſich ſo bittere Erinnerungen für ihn knüpften, eingezogen, und da er Niemanden hatte, der ihm ſeine Haushaltung geführt, ſo nahm er

die gute Frau Klein zu ſich, die denn recht freudig ihr neues Berufswerk antrat.

Hatte er ſchon vorher in der Stadt Liebe und Achtung genoſſen, ſo mehrte ſie dieſe edle Handlung in hohem Grade.

Aber unten in Apoſtelküfers Stube wiſchten zarte Finger zwei Freudenthränen weg, die Niemand ſehen ſollte.

„Ach," dachte Lenchen, „man ſieht's recht, wie Gottes Segen auf ihm ruht!"

Jakobchen ſaß an ihrer Seite, es war ſo in der Dämmerſtunde. — „Lenchen," ſagte er, „nun iſt Alles ſchön und gut. Du ſorgſt für mich armen Knaben, die Frau Klein iſt verſorgt; der Herr Amtsſchreiber iſt Amtskellner. Nur noch eins ſollte ſein, und das wird auch. Weißt Du was?"

Lenchen erſchrak. Sie ahnte, was er wohl ſagen würde.

„Sei doch zufrieden!" ſagte ſie.

„O, das bin ich und danke Dir und dem lieben Gott, aber das Eine geſchieht auch noch, ich weiß es." Und mit dieſen Worten richtete er ſich gegen ihr Ohr auf und flüſterte: „Du wirſt ſeine Frau!"

Lenchen erglühte im Dunkeln. Sie ſagte: „Wenn Du noch einmal ſo etwas redeſt, ſo will ich nichts mehr von Dir wiſſen! Geh' hinaus!"

Jakobchen ging geſenkten Kopfes ſtille hinaus, und Lenchen begann ſchon ihre Härte, mit der es ihr doch kein Ernſt war, doppelt zu bereuen, als die Thüre aufging und Jemand eintrat. Lenchen meinte, es ſei die Mutter, und ſagte: „Hier bin ich, liebe Mutter."

Aber es war Rudolphi, den's mit tauſend Armen herunterzog.

„Guten Abend, meine liebe Königin," ſagte er. „Ich bin heute eingezogen und komme, um gute Hausnachbarſchaft zu machen."

„Ach, Herr Amtsſchreiber — Amtskellner, wollt' ich ſagen," ſtotterte das erſchrockene Mädchen, „geduldet Euch einen Augenblick, daß ich ein Licht hole!"

Aber es umfaßten ſie zwei Arme und hielten ſie feſt.

„Lenchen," ſagte er, „bleibe, ich bitte Dich. Es liegt mir

etwas auf dem Herzen, das muß herunter, und ſo im Dunkeln wag' ich's erſt recht zu ſagen. Es iſt nichts Böſes, Gott iſt mein Zeuge, drum bleibe."

„Ach," ſagte das geängſtete Mädchen; „laßt mich, laßt mich, es geht nicht!"

Aber er hielt ſie und — ſie blieb —; und ſie flüſterten heimlich lange, lange. Er zuerſt recht viel; dann ſchluchzte das Lenchen faſt laut, und er fragte wieder ſo ſchmeichelnd, ſo ſüß; dann ſagte oder vielmehr hauchte Lenchen ein Wörtchen — und es wurde ſtill und dann klang's — wie ein Kuß.

Da trat die Mutter mit einem Lichte herein und blieb wie eine Bildſäule ſtehen, — denn Lenchen lag an des Amtskellners Bruſt und verbarg ihr Geſicht.

Rudolphi aber reckte ſeine Hand nach der Apoſtelküferin und ſagte:

„Mutter, Lenchen hat mir das Jawort gegeben, ſie will mein ſein für ewig, will meine Hausehre, meine liebe treue Hausfrau werden. Gebt Ihr uns Euren Segen auch?"

„Ach, Herr Amtskellner, wo denkt Ihr hin?" rief die Frau Ickrath und hätte ſchier das Oellicht ſammt ſeinem fetten Inhalt auf den weißen Dielboden fallen laſſen, das es abſcheuliche Oelflecken gegeben.

„Ich denke an nichts Böſes," ſagte lachend der junge Mann. „Ihr wollt doch Lenchen nicht in's Kloſter ſtecken, oder habt Ihr einen Bräutigam im Viſir?"

„Ach Gott, nein," ſagte ſie.

„Habt Ihr denn etwas gegen mich?"

„Ach Gott, nein!" rief ſie aus.

„Nun, wollt Ihr mich denn nicht zum Eidam? Euer Kind hat mich lieb und ich ſie."

„Wenn's Euch Ernſt iſt," ſagte darauf Frau Ickrath, „ſo gebe Gott ſeinen Segen dazu."

Da ſprang er auf und hob Lenchen jubelnd in die Höhe und rief:

„Hörst Du's, mein Lenchen? Nun bist Du meine Braut!" Und er zog sie stürmisch an sein Herz, und der Brautkuß flammte auf ihren Lippen.

Darauf umarmten sie die glückliche Mutter.

Lenchen aber wagte kaum aufzublicken, und nur leise, ihm fühlbar, erwiederte sie seine Küsse.

Ueber ein Kleines kam der Apostelküfer. „Alle Blitz," rief er, „was seh' ich? Herr Amtskellner, was ist denn das?"

„Seht hier, meine liebe Braut, wenn Ihr uns den Segen gebt!" sagte Rudolphi.

„Macht mir keine Faxen!" rief Balthes Ickrath und sah ungläubig seine Frau an.

Die nickte lächelnd und sagte: „Es hängt von Dir ab, ich gab ihnen meinen Segen."

„Ei, da soll's an meinem auch nicht fehlen!" jubelte der Alte und drückte Beide an sein Herz.

„Ruft Frau Klein und Jaköbchen," bat Rudolphi.

Das geschah, und die Freude war voll. Sie hielten Verlobung am selbigen Abend.

Jaköbchen sagte zu Lenchen: „Was sagt' ich Dir vor einer Stunde?"

Vier Wochen später war Hochzeit, und der Amtmann von Sickingen führte die Braut, wie er's beim Eistanz gesagt.

Im Apostelhof grünte und blühte ein Glück, das seines Gleichen suchte und kaum fand. Kinderchen wie Engel umspielten die seligen Eltern und Großeltern.

Frau Klein segnete bald das Zeitliche. Ihr letztes Gebet galt Lenchen und ihrem Gatten und Kindern.

Jaköbchen wurde alt. Er sah seine Rabenmutter nicht wieder. Sie starb im Zuchthaus. Ihm ging's gut. Er fütterte seine Tauben und hütete Lenchens Kinder.

Von Anselm Köhler hörte man nie mehr ein Wort. Der Decan starb bald, und der Canonicus Schmitz kam an seine

Digitized by Google

Stelle. Er verlebte jährlich vierzehn glückliche Tage im Apostelhof. Sickingen blieb der tägliche Gast. Ebenso Siegling und der Quardian.

Und Tonchen? — Sie starb in Bingen als eine — alte Jungfer, verhaßt durch ihre giftige Zunge, ehe sie das vierzigste Jahr zurückgelegt. Sie ließ sich nie mehr in Bacharach sehen.

Noch eine Bemerkung macht Sebastian Fabian, die hier ihre Stelle finden muß.

„Mit zitternder Hand schreib' ich alter Mann, daß heut vor vierzehn Tag der Herr Amtskellner Rudolphi hat zum zehnten Male taufen lassen. Wer aber die Frau Amtskellnerin siehet, sollte meinen, sie sei noch ein Mägdlein, wie damals beim Eistanz Anno 1708. Da ist wahr geworden, was im einhundert acht und zwanzigsten Psalm also geschrieben stehet: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Du wirst dich nähren mit deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet, der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang, und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel!"

Und was prophetisch der ehrliche Chronist gesagt, wurde wahr. Von ihren Kindern blieb keins in Bacharach. Sie fanden ihr gutes Fortkommen anderwärts, theils in den kurpfälzischen, theils in den kurkölnischen Landen.

Und als schon lange über den Gräbern Lenchens und Rudolphi's das magere Gras des Sanct Werner's sproßte, da legte ein arger Brand den schönen Apostelhof in Asche, also daß nichts übrig blieb, als die Stätte, der Keller und der Name bis auf diesen Tag.

Die Elſer.

Eine Geſchichte aus dem Naſſauer Land.

Es war vor etwa zwanzig Jahren, als ich mit einem Freunde von Oranienſtein nach Dietz ging. Es war ein Maitag von wunderbarer Schönheit, Klarheit und Blüthenpracht. Man mochte kaum von der Stelle, denn überall jubelten Nachtigallen und Droſſeln am Lahnufer; die Wellen plätſcherten ſo träumeriſch; der Blüthenduft wogte einem überall zu, und dazwiſchen tönte eine Muſik, die nichts weniger als ſchlecht genannt werden konnte; größtentheils waren es Blasinſtrumente. Wir ſetzten uns an einer ſchönen Stelle nieder und gaben uns dem Eindrucke hin, für den wir heute ſo empfänglich waren.

„Das ſind Elſer!“ ſagte mein Freund.

„Was Du damit ſagen willſt, verſtehe ich nicht,“ verſetzte ich darauf.

„Du kennſt Els und die Elſer nicht?“ fragte er erſtaunt, „und biſt doch in unſerem ſchönen Naſſau bekannter wie mancher Eingeborene.“

„Leicht möglich,“ war meine Antwort, „und doch iſt mir Els und die Elſer unbekannt.“

„Unſtreitig,“ ſagte der Freund, „kennſt Du das merkwürdigſte Dorf des Landes nicht.“

„Was macht es denn ſo merkwürdig?“ fragte ich ſehr neugierig.

„Ich freue mich," ſagte mein heiterer Freund, „mich einmal bei Dir auf das ſteife Roß der Gelehrſamkeit ſchwingen zu können. Gib alſo Acht. Nicht darum iſt Els ein ſo merkwürdiges Dorf, weil es unmittelbar dem deutſchen Kaiſer angehört haben ſoll und dann ein freies Reichsdorf wurde, denn wir haben deren mehr im Lande, z. B. Sulzbach bei Höchſt und Soden; auch nicht darum, weil es dieſe Freiheit wieder verlor und als Lehen an die von Molsberg, Frankfurter Altbürger, kam, Gott weiß, wie; auch nicht darum, daß es Mauern und Thürme hatte, denn ſolche hatten viele Dörfer in der Zeit, wo der Adel die noble Paſſion hatte Straßenraub zu treiben und die Dörfer zu plündern; auch nicht dadurch, daß es ſo und ſo an Kurtrier kam, denn das war nicht beneidenswerth und außergewöhnlich bei der Größe des Ländermagens der Herren, die den Krummſtab führten; auch endlich nicht dadurch, daß, als Kurtrier die eingeſtürzten Mauern und Thürme wieder aufbauen wollte, die edlen Ritter ſich widerſetzten, weil beim Mauſen Schloß und Riegel, Mauern und Thürme ein unangenehmes Hinderniß ſind, — ſondern weil das ganze Dorf der ausübenden Tonkunſt huldigt und zu den Jahreszeiten, wo Gelegenheit ſich bietet und die Arbeit nicht zurückhält, als Schnurranten in die Welt hineinzieht. Wenn Dir eine Drehorgel Kopfweh macht, eine abgequinkelirte Mordgeſchichte dazu eine Gänſehaut austreibt — Du kannſt einen Eid darauf ſchwören, Els iſt ihre Heimath. Wenn ein Quartett, oder Quin-, oder Ser-, oder Septett von Flöten, Klarinetten, Hörnern, Trompeten, Poſaunen mit Ländlern, Polkas und Schottiſchen Deine Seele erbaut, oder wenn eine Geige, Guitarre, Flöte, benebſt einer eroberungsſeligen Harfnerin und ihrem kröhlenden Geſange Dich erquickt — Du kannſt Gift darauf nehmen, daß es Elſer ſind, denen Du die Hochgenüſſe der Tonkunſt verdankſt. Außer Böhmen und den Erzbergen gibt's nichts Aehnliches, und in Naſſau iſt unſer gutes Els die einzige muſikaliſche Perle von echtem Waſſer. Es iſt ein wunderſames Volk in

dem Dorfe; Zugvögel von Natur, denen es daheim nicht immer wohl und geheuer ist."

„Ist's weit hin?" fragte ich.

„Gott behüte! Das Dorf gehört zwar zum Amte Hadamar, aber es ist von Dietz gerade so weit hin, daß sich ein guter Fußgänger wie Du nicht zu fürchten hat."

Schon am anderen Tage machte ich mich nach Els, und ziemlich früh auf die Socken.

Ich fand ein Dorf, das hundert andere seines Gleichen findet unter den Dörfern des Landes, aber fast nur Frauen, Kinder und Greise. Die Jugend und das mittlere Alter waren hinaus in die Bäder am Taunus, in die Städte des rheinischen Landes — vielleicht noch weiter in's Land — ja „vielleicht gar über die See", wie's im Tiek'schen Liede heißt. Es ist etwas Poetisches in diesem musikalischen Vagabundenleben, und ich kann mir's recht gut denken, wie der Reiz dann so mächtig, ja unwiderstehlich wirkt in denen, die ihm einmal Raum gaben. An Kindern fehlte es nicht, und daraus schöpfte ich die schöne Hoffnung, daß diese edle Zunft von wandernden Schnurranten noch nicht am Erlöschen ist. Els hat eine Zukunft.

Als ich den Spießmann sah, erkannte ich die legitime Quelle aller Nachrichten und fragte nach dem Wirthshaus.

Unkundigen in dörflichen Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten bemerke ich, daß der Spießmann der dorfliche College der Berliner so viel besprochenen Schutzmänner, der Londoner Constabler, der Pariser Mouchards, der Wiener Spitzeln ist, das heißt der Polizeiofficiant des Dorfs. Er ist aber mehr noch. Er ist Ausrufer, Ausscheller, Tagwächter, officieller Briefträger des Schulzen, Gemeindediener, kurz der Spießmann ist eine bedeutende Person, die eingeweiht ist in den gesammten diplomatischen Verkehr des Dorfs und auch im persönlichen und häuslichen intime Kenntnisse besitzt. Seine Arbeit ist in der Regel das wichtige Geschäft, das

der Italiener dolce far niente nennt, was ſich vorzüglich mit „ſüßem Nichtsthun" überſetzt. Weil er eine Art verkommener roſtiger Hellebarde trägt, heißt er Spießmann.

Der Elſer Spießmann war ein hübſcher Greis. Es lag der Schnee der Jahre auf ſeinem Haupt, ohne daß ſeine Kraft ganz gebrochen geweſen wäre. Freundlich geleitete er mich zu einem netten reinlichen Hauſe, wo ein Wanderer gern ſeinen Stab niederſetzt. Auch hier war ein alter Mann Wirth, der mich mit offener Höflichkeit und Freundlichkeit begrüßte und die nöthige Erquickung ſpendete, an der mein neuer Freund, der Spießmann, auf meine Einladung Antheil nahm. Dem hatte ich's gleich an der Naſe angeſehen, daß in ſeinem Kopf eine Menge Geſchichten ſteckte, und darum ſuchte ich ihn „heimlich zu machen". Bin ein Liebhaber von dergleichen! Was mir am nächſten lag, war der Urſprung dieſer ganz eigenthümlichen Richtung der Dorfbewohner, und danach fragte ich zuerſt. Da vernahm ich denn, daß mehrere Umſtände dazu beigetragen. Einmal die lange Amtsführung eines Deutſchböhmen als Schulmeiſter in Elz, der nur für Muſik zu leben ſchien; dann der leichte Verdienſt eines vorhandenen Orgelmannes, und endlich das Glück des „Orgelſteffen und ſeiner Familie".

„Was hatte es denn damit für eine Bewandtniß?" fragte ich neugierig.

„Wenn's Euch drum zu thun iſt, dieſe Geſchichte zu hören," ſagte der Spießmann, „ſo will ich ſie Euch erzählen, und wir können grad' ſitzen bleiben, wenn es Euch darum zu thun iſt, auf dem Flecke zu weilen, wo ſie ſich zutrug. Dies Haus war der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Könnten dieſe Wände reden, Ihr würdet noch mehr erfahren, als ich Euch ſagen kann.

„Als ich noch klein war," fuhr er fort, „und noch bei meiner Mutter lebte, die eine Wittwe war und mit Eiern und Butter nach Dietz marketenderte, da war dies Haus hier nur ein Hüttchen,

das ein ſchweres Strohdach drückte, deſſen Vordertheil in der Mitte weit über eine Holztreppe vorſprang, deren Proteſt Raum zu einer Bank und dem Sitzplatze mehrerer Perſonen bot. Hier im Hofe ſtand ein Veldenzerbirnbaum, deſſen Krone weit über das Häuschen hinausreichte, der alle Jahre Birnen trug und mir darum erinnerlich iſt, weil er einſt der Grund war, daß mir der alte Hannes, der damals hier wohnte, das Kamiſol am Leib ausklopfte, daß kein Stäubchen drinnen blieb. Daß das vom Birnenmauſen kam, könnt Ihr Euch denken, denn es liegt ſo in der Buben Art. Das Hüttchen war baufällig, und der alte Hannes hatte kein Geld, es zu bauen. Meiner Sir, wenn der Wind ging, wurde es ordentlich höflich und machte Diener vor ihm, daß man meinte, es wolle den Hut, nämlich das Dach, lüften oder gar abthun, um ihn zu begrüßen. Das geſchah auch hernachmals bei einem Gewitter wirklich, und der Orgelſteffen, der es damals bewohnte, bekam dadurch die Urſache, dies hübſche Haus aufzubauen.

„Wie geſagt, in dem Hüttchen wohnte der alte Hannes und ſein Kind, das hübſche Mariechen. Der Hannes war arm wie Hiob, von dem in der Schrift zu leſen iſt. Sein Alles war dies Hüttchen, ein Aeckerchen und ſein Mariechen. Ihr könnt mir's aber auf's Wort glauben, in dem Mariechen beſaß der alte Mann einen Reichthum. Eine beſſere, treuere und gehorſamere Tochter, eine ſittigere Jungfrau und ein ſchöneres Weibsbild gab's nicht. Selbſt des Paſtors Köchin und die Hebamme, die alte Liſekäth, ſtimmten darin überein, und an wem die zwei ein gut Haar ließen, der mochte von Glück ſagen.

„Solch ein Mädchen hätte ſollen mehr Freier haben, als Strohhalme auf dem Dach, aber ſie war arm. Es war halt damals gerade wie heutzutage auch; hat eins Geld und Gut, ſo mag's häßlich ſein wie Lea, bitterbös wie Sirach's Frau geweſen ſein muß, der ſo viel von böſen Weibern redet, und arg wie Jeſabel, dabei mag ſie einen guten Ruf haben oder nicht, kochen

können oder nicht, flicken können oder nicht, sie kriegt doch ihren Mann; ein armes Mädchen, und wenn's ein Engel wäre, bleibt sitzen bis Anno Tubak. Ich weiß es noch recht gut, wie alle Burschen nach Mariechen lugten, mit ihr tanzten und kosten — aber damit war's am Ende. Liebhaber hätte sie genug haben können, aber Nehmer fand sie nicht.

„Damals lebte im Dorf ein lediger Bursch, der Steffen hieß. Es war ein gar sauberer, schöner, kräftiger Bursche. Er hatte keine Seele mehr, die er sein nennen konnte, saß miethsweise, kochte sich selbst, und wenn er auf einen Baum stieg, so war unter ihm auf der Erde nichts sein Eigen. Das hätte Nichts gethan, wär' er nur kein Lüftling gewesen, der Alles, was er verdiente, wieder durchbrachte. Er dachte gar an keine Zukunft und an kein Alter.

„Es geht manchmal seltsam in der Welt. In diesen Steffen verliebt sich das gute Mariechen, und er in das Mariechen. Der alte Hannes zog Anfangs die Stirne in Falten, aber als er sah, wie der Steffen auf einmal ein anderer Mensch wurde, da hatte er nichts mehr dagegen. Das machte sich freilich auch erstaunlich schnell und doch so still und heimlich, daß es Niemand merkte.

„Hatte früher einer zu dem Steffen gesagt: Heirathe! Du wirst dann ordentlich, wenn Dich eine Frau handhabt und ranschirt; sie bringt Dich in Räson, denn so kommst Du in Ewigkeit zu Nichts weiter, als daß Du ein Lump im Alter bist, wie Du einer in der Jugend warst; da hat er sich geschüttelt, als ob es ihm kalt wäre und schuckerte, und hat gesagt: Will so keine Baßgeige, die die ganze Lebenszeit brummt. Das könnt Ihr mir aber glauben, lieber Herr! daß für jeden Menschen so einmal das Stündlein kommt, wo der letzte Vers vom fröhlichen Junggesellenlied verklingt und der Ehestandschoral anhebt. So ist's dem Steffen auch ergangen, als er einmal bei dem alten Hannes und dem Mariechen auf der Holztreppe saß. Er hatte dem Mariechen in die blauen Augen zu tief

hineingeguckt. Kurz, er war behext, rein behext; aber, wollte Gott, die Hexerei hätte allemal ſolche Wirkung.

„Der Wirth fragte: Iſt der Steffen todt? Ich ſeh' ihn ja nimmer.

„Arbeitete er im Taglohn, und das that er jetzt mit regem Fleiße, ſo bracht' er Abends das Geld ſeinem Mädchen und ſagte: Mariechen, heb's auf! Es gibt Hausrath! Sagte ſie dann: Du mußt doch auch für ein Schöpplein am Sonntag in der Taſche haben, oder für ein Packetlein Tabak! ſo ſagte er: Dein alter Vater trinkt Waſſer, da müßt' ich junger Kerl mich ja doch ſchämen, wollt' ich Wein trinken. Was aber das Packetlein Tabak betrifft, ſo komm' ich zu Dir, wenn meiner all' verraucht iſt. Hätte das einer früher geſagt, ſo würde es mit dem Steffen werden, ſo würde Jeder ihn ausgelacht haben. Nun war's ſo, und die Liebe war die Hexe, die das fertig brachte. Da ging's, wie's in dem alten Liede heißt:

„Die Lieb' hat mich zum Mann gemacht,
War gar ein leichter Knab';
Nun lachen mich die Buben aus,
Weil ich geheirath't hab'."

„Aber die Buben hörten auf zu lachen, weil der Steffen ein Muſter eines braven Menſchen wurde, und ich habe zwei glücklichere Brautleute nie geſehen, als Steffen und Mariechen. Doch, lieber Herr, wie nahe liegt das Leid der Freude!

„In acht Tagen ſollte Hochzeit ſein. Da ging der Steffen nach Limburg, wo ſein Pathe wohnte, der Schuſter Siegfried, ein reſpectabler Mann. Den wollte er zur Hochzeit laden, wie's üblich iſt. Nun diente in Limburg ein guter Kamerad vom Steffen, der führt ihn in's Wirthshaus, um ihm Gutes anzuthun. Die Beiden plauderten und tranken, und tranken und plauderten, und Beiden ging das Herz auf wie eine Dampfnudel. Es wurde Abend, und ſie ſaßen noch, wo ſie ſich hingeſetzt, aber die Zungen waren ſchwer,

die Augen ſtier, die Haltung wackelig. Der Wein war ihnen in den Kopf geſtiegen, daß ſie nicht mehr wußten, ob ſie Buben oder Mädchen ſeien. Das merkten kaiſerliche Werber, die in Limburg Station hatten; denen ſteckten die beiden Prachtkerle in der Naſe. Wie's zuging, weiß kein Chriſtenmenſch; aber am Morgen des folgenden Tages waren Beide angeworben, jammerten, weinten, riefen laut, ſie ſeien betrogen — aber das half Alles nichts. Sie werden fortgeſchafft, weit, weit in das Türkenland, wo's damals blutig herging.

„Von Mariechens Leid will ich nicht reden. Ihr mögt's Euch denken. Sie trauerte wie um einen Todten. Hab' nie mehr ein roth oder blau Band an ihr geſehen. Aber ſie wurde nur noch ſchöner, als ſie ſo bleich und traurig ausſah. Ihr Vater ſtarb auch bald. Nun war das arme Kind allein. Damals warben Viele um ſie, ſelbſt wohlhabende Burſche, weil ſie gar ſo brav und gar ſo ſchön war; aber ſie hat keinen angehört. Sie wollte ihrem lieben Steffen treu bleiben, deſſen Heimkehr ſie allezeit hoffte. Ja das Hoffen hält das Herz friſch; aber hier war's doch über die Gebühr. Es kam kein Brief, keine Botſchaft, und fünf Jahre ſchlichen hin in Weh und Leid, und Steffen kam nicht.

„Im ſechsten Sommer ſaß einmal Abends Mariechen auf der Treppenbank. Da kam ein Mann daher, der hatte eine Drehorgel anhangen und einen Stelzfuß von Holz. Er trug einen großmächtigen Hut, wie ihn die Mäuſe- und Rattenfallenhändler aus Ungarn tragen, die bei uns herumziehen, und den hatte er in die Stirn gezogen, daß man das Geſicht nicht ſehen konnte, und ſah auch unter ſich wie ein Hinkelbieb. Darauf fängt er eine gar traurige Weiſe zu ſpielen an und ſingt ein Lied dazu, das von einem Soldaten handelt, der wiederkehrt in die Heimath und Niemand kennt ihn mehr. Sein Lieb iſt eines Anderen Weib, und die Seinen ſind alle todt. Der letzte Vers (denn ich hab' das Lied viel hundertmal gehört) ſchloß mit den Worten:

„Du Feindesblei, warum, warum
Flogst du an mir vorüber?
Mein letztes Hoffen ist vorbei.
Wär' nun gefallen lieber!
Grabt mir ein Grab zur letzten Ruh',
Und decket mich mit Erde zu —
Ich mag nun nicht mehr leben!"

„Da hat weinend das Mariechen die Arme ausgebreitet und gerufen: Ich bin ja treu geblieben! Du sollst nicht sterben, mein Steffen!

„Da stand schnell die Orgel an der Erde, der Schlapphut flog weg, und er lag an der treuen Brust; aber der Stelzfuß blieb, denn sein eigener Fuß lag auf dem Schlachtfelde bei den Türken. In dem Oesterreich heißt es heute noch: Ein junger Soldat, ein alter Bettler. An eine Pension, wie's bei uns ist, war nicht zu denken. Aus den letzten Resten seiner Kriegsbeute hatte er sich die Orgel gekauft und sich, nachdem er geheilt und hergestellt war, herausgeorgelt. Wie er aber durch das Mariechen sparsam geworden war, so bracht' er viel erspartes Geld mit.

„Willst Du mich denn noch, mich armen Krüppel? fragte er mit Weinen — und das Mariechen drückte ihn immer fester an ihre treue Brust und konnte nicht reden. Das war aber Antwort genug, und nach vier Wochen war sie seine glückliche Frau, und dem Steffen that der verlorene Fuß gar nicht mehr leid. Ich sag's Euch, lieber Herr, die Zwei haben gelebt mit einander wie die Engel im Himmel, und als ihnen Gott ein Töchterlein bescheerte, da war ihr Glück vollkommen.

„Der Steffen konnte freilich nicht mehr arbeiten, allein er zog mit seiner Orgel umher. Das war damals noch etwas Neues hier zu Land, und er verdiente grausam viel Geld und erwarb sich ein hübsches Vermögen, kaufte sich einen Acker nach dem anderen, und als ein Wettersturm das Dach von seinem Hüttchen warf, da baute er dies Haus. Freilich reichte sein Geld nicht zu: allein er bekam

zu Dietz mit Freuden gekehrt, denn Jedermann achtete ihn und hatte ihn lieb. Es dauerte auch nicht gar lange Jahre, da war die Schuld abbezahlt und Alles freies Eigenthum. Ihr mögt wohl denken, daß das Beispiel reizte. Seitdem zogen viele Elser in den Schwarzwald, wo gar geschickte Leute wohnen, die solche Orgeln machen, kauften sich dergleichen und machten's dem „Orgelsteffen" nach, und so sind die Leute so daran gekommen, mit den Orgeln herumzuziehen. Es ist ein leichter Verdienst. Bei Vielen heißt's aber auch: Wie gewonnen, so zerronnen. Ihr wißt, es geht so in der Welt."

Mein Spießmann war aus dem Text gekommen. Wie es bei alten Leuten zu gehen pflegt, so hatte er den Faden verloren und schien seine Geschichte abbrechen zu wollen. Und doch mußte mehr noch dahinter stecken nach seiner eigenen Aeußerung. Ich war nicht im Mindesten geneigt, so leichten Kaufes meine Beute fahren zu lassen.

„Ist denn damit Eure Geschichte aus, Kumpeer Spießmann?" fragte ich.

„Aus? Nein," erwiederte er; „aber ich merke, ich habe die Spur verloren. Nun ja, Ihr habt Recht! Als das Mechthildchen, so hieß des Steffen und Mariechens Kleines, sieben Jahre alt war, fing das Mariechen zu kränkeln an, und nach einem Jahre, als im Herbste die Blätter fielen, da deckten sie ein frisches Grab, darin ihr treues Herz ruhte.

„Ach, Herr, das war ein Leid, daß sich ein steinern Herz hätte erbarmen mögen! Der Steffen wollte sich gar nicht trösten lassen. Seine Orgel bauten die Spinnenweben zu, und es sah gerade danach aus, als sollte sie verstummen und das bewegliche Lied von dem zum Krüppel geschossenen Soldaten kein Herz mehr rühren. Er mochte von der Musik nichts mehr hören; aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

„Das Mechthildchen war ein Kind wie ein Engelchen. Wenn's

ſo fortginge, wie es den Anſchein hat, ſo wurde ſie noch einmal ſo ſchön als ihre Mutter.

„Damals war in Elſ ein Schulmeiſter, der aus Böhmen ſtammte, wo die Menſchen mit einer Geige auf die Welt kommen und die Kinder ſchöner weinen ſollen, als ſie hier zu Lande ſingen. Der war rein geckig mit der Muſik. Verſtand's aber auch aus dem FF. Er unterrichtete die Bauernbuben in allen Inſtrumenten, denn er konnte ſie alle ſpielen und noch einige mehr.

„Der Schulmeiſter war ein treuer Menſch und hing an dem Orgelſteffen wie eine Klette im Haar, und hatte, da er ſelber ohne Frau und Kinder war, eine wahre Affenliebe für das kleine Mechthildchen.

„Hört' 'mal, Steffen, ſagte er eines Tages zu ihm, als er wieder bei ihm ſaß und Steffen ihm klagte, die Noth zwänge ihn, wie auch das Herz ihm blute, wieder orgeln zu gehen, in dem Kind da ſteckt eine Sängerin, wie die Mara eine war, die ich einmal in Wien gehört, da ich noch im Orcheſter mitgeigte. So ein Talent darf nicht untergehen. Ich unterrichte und bilde das Kind aus, und es koſtet Euch keinen Heller. Geht in Gottes Namen orgeln. Glaub's, daß Ihr durch Eurer lieben Frau Krankheit etwas zurückgekommen ſeid. Es war eine ſchwere Zeit für Euch, aber Gott hilft wieder.

„Was ſoll ich aber mit dem lieben Kinde machen? rief Steffen, und die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen. Ohne das Kind kann ich nicht ſein, und es mitnehmen, macht mir Bedenken.

„Gar keins, Steffen, ſagte der Schulmeiſter. Wenn ſo ein kleiner Engel das Geld einſammelt, ſo wett' ich hundert gegen eins, Ihr kriegt zwanzigmal ſo viel, als wenn Ihr's ſelber hübet.

„Der Schulmeiſter hatte Recht. Nach drei Monaten kam der Steffen reicher als je heim in's Dorf. Nun bat er den alten Schulmeiſter, er ſolle zu ihm ziehen in ſein Haus; das that der aber nicht, verſprach indeſſen, dem Kind allen Unterricht zu geben, und hielt auch redlich Wort.

„Das Kind wurde ein Wunder an Schönheit und Klugheit.

Es kam wenig zu den Kindern auf die Gasse. Dafür erbte es auch ihre Unarten nicht. Es hatte so etwas Ernstes in seinem Sinne, gar nicht lustig und toll, wie andere Mädchen dieses Alters. Der Schulmeister ließ dem Steffen nicht Rast noch Ruhe, bis er nach Mainz ging und dem Kind eine Harfe kaufte, denn die war des Schulmeisters Höchstes.

„Das ist das königliche Instrument, hab' ich ihn oft sagen gehört, dazu David seine Psalmen sang und des Königs Saul böse Grillen vertrieb.

„Auf der Harfe unterrichtete er nun Mechthilde und im Gesang, und ich kann's Euch sagen, so etwas zu hören, war eine Rarität. Man meinte absolut, man hörte die Engel im Himmel harfeniren und singen. Gar oft hab' ich's gehört, und mir ist dann Abends aller Schlaf vergangen, während ich sonst mit den Hühnern auf die Stange zu hüpfen pflege. Wie schön sie war, als sie zur Jungfrau reifte, davon habt Ihr keine Vorstellung. Ich sag' Euch, die Leute blieben verdutzt auf dem Wege stehen, wenn sie vorbeiging. Alle Burschen liefen ihr nach. Wenn sie in den Bädern spielte und sang, war sie von jungen Herren belagert; aber das Mädchen hatte eine Art, die Leute im Respect zu erhalten, die eben kein Mensch begriff. Sie war nicht stolz, und doch meinte man, sie wäre eine Königstochter, und keiner wagte es, keck oder frech zu sein. Ihr Ruf war so rein wie der klare Quell, wie frischgefallener Schnee, wie der blaue Himmel im Frühling.

„Die schöne Mechthilde kannte Jedermann, bewunderte Jedermann und, was mehr ist als Alles, achtete Jedermann wegen ihres fleckenlosen Wandels. Da war denn Niemand glücklicher als der Schulmeister, wenn er so ihr Lob vernahm und wenn er so mit ihr spielte; ein leiblicher Vater kann sein Kind nicht lieber haben, als er sie hatte. Die Winterzeit war seine liebste. Dann waren Steffen und Mechthilde zu Haus, und dann wurde von Morgens bis Abends musicirt. Der Steffen nahm auch seine Orgel nicht mehr mit,

ſondern verkaufte ſie an des Michels Hannpeter, der nun mit derſelben herumzog. Mechthilde ſpielte und ſang, und das trug Euch ein Geldſpiel ein, das könnt Ihr Euch gar nicht vorſtellen.

„Die ſchöne Mechthilde mochte ſo ihre neunzehn Jahre alt ſein, da kam ſie einmal im Herbſte heim und war Euch ganz verändert. Das war damals, als die Franzoſen den Krieg anfingen und das linke Rheinufer nahmen. Sie war ſo ſtill und traurig. Sie ſang nur traurige Lieder, und es kam gar nicht ſelten vor, daß ſie Thränen in den Augen hatte.

„Ich dachte, gib Acht, es iſt bei ihr, wie es in dem ſchönen Liede heißt, das ſie ſo unvergleichlich ſingt: Haſt Du was Liebes, und darfſt es nicht lieben?

„Da hatte ich das rechte Punktum getroffen; aber da ich die Geſchichte genau kenne, ſo muß ich Euch erſt etwas Anderes erzählen, das mit der Geſchichte der ſchönen Mechthilde von Els in ganz genauer Verbindung ſteht.

„Wenn Ihr lange vor der Zeit, in der Napoleon mit unſerem Deutſchland ſpielte und Könige machte nach Herzensluſt, den Main herabreiſetet, ſo hattet Ihr nicht ganz in der Mitte zwiſchen Würzburg und Frankfurt, auf einer Anhöhe, ganz nahe bei einem reizend gelegenen Städtchen, ein Landhaus geſehen, wie es nur ein reicher adeliger Herr zu haben pflegt. Es waren Gärten, Treibhäuſer und Weinberge dabei, ſo ſchön, als man ſie nur irgendwo in dem geſegneten Lande finden mochte.

„In dem Landhauſe wohnte ein Herr von Walsdorf, ein reicher Mann aus Sachſen. Er hatte bei ſeinem Landesherrn eine hohe Stelle gehabt, war aber, wie es bei den hohen Herren ſo zu gehen pflegt, in Ungnade gefallen, und da war's Knall und Fall all' mit der Herrlichkeit, und es hieß: Pack dein Drehbrett und deine ſieben Sachen zuſammen und zeug' in ein anderes Land. Wenn einem ſo ein Tanz aufgeſpielt wird, vergeht einem das Tanzen, und es iſt einem nicht wohl zu Muthe. So ging's dem

Herrn von Walsdorf auch. Aber was hilft das Alles? — Er kaufte ſich hier das Gut und wollte in ſtillem Frieden ſeine Tage durchleben, und dazu hatte er Geld genug und war auch glücklich verheirathet. Er zog nun dahin und brachte ſeine Frau und zwei Söhne mit, die waren Zwillinge. Es iſt ein gar wunderlich Ding mit ſolchen Zwillingen. Es kommt vor, daß ſie ſich ſo ähnlich ſehen wie ein Ei dem anderen, aber auch wieder, daß ſie ſich ganz unähnlich ſind, und wiederum, daß ſie ſich ſo lieben, daß keins ohne das andere ſein kann, aber auch, daß ſie ſich feindlich abſtoßen wie Waſſer und Feuer. Zum nicht geringen Jammer der Eltern war Letzteres bei den beiden Zwillingsknaben der Fall. Das war ein Katzengebiſſe, wie man in Els ſagt, von Morgens bis Abends, und wo ſie an einander kamen, da ging's, wie wenn Beil und Holz an einander kommen — es gab Späne.

„Wie manche Thräne hat die gute Mutter geweint, und wie ſchweres Leid trug der Vater! Der Hofmeiſter mußte ſein ganzes Anſehen aufbieten, Frieden unter den zwei kleinen Burſchen zu halten. Es war aber auch kein Wunder! Der älteſte, der Carl hieß, war eine grämliche Natur, was man ſo einen „Duckmäuſer" nennt, ohne daß er darum böſe geweſen wäre. Er hielt ſchon frühe viel auf den hohen Adel und meinte, der Adel ſei edleren Stoffes, als die übrigen Menſchen; darum er denn auch ſtolz auf ſie herabſah. Der jüngere, Ludwig, war eine friſche, kräftige Natur. Frei und offen, keck und trotzig trat er auf. Ihm galt ſein Adel nichts. Er konnte auf's Entſchiedenſte dagegen ſprechen, wenn in der Familie auf Etwas die Rede kam, was darauf ſich bezog. Carl hatte wenig Talent, aber vielen und ausdauernden Fleiß. Ihm wurde das Lernen ſchwer; Ludwig war höchſt talentvoll, aber ihm fehlte Fleiß und Ausdauer. Er lernte im Fluge und vergaß im Fluge wieder. Da lagen Elemente des Zwieſpaltes, die durch Ludwigs ewige Neckereien eine Bedeutung gewannen, wie ſie ſie an ſich nicht würden gehabt haben. So entſpann ſich immer ernſter

ein Widerſtreit dieſer beiden Naturen, der den Vater zwang, ſie zu trennen.

„Er mochte denken, die Entfernung werde die Herzen ſich wieder näher bringen. Das geht ja auch ſo in der Welt. Ich weiß recht gut mich zu entſinnen, daß meine Mutter oft ſagte, wenn wir Buben uns einmal ein bischen abwalkten: Ihr werdet erſt einig, wenn Ihr von einander ſeid. So iſt's auch geworden, und als wir uns ſpäter, als erwachſene Männer, wieder zuſammenfanden, iſt kein unvergorenes Wort, wie man hier ſagt, mehr zwiſchen uns gewechſelt worden. So mocht's der Herr von Walsdorf auch meinen, und ſtand nicht lange an, es auszuführen, wie ſehr auch die Mutter weinte, als ſie die Knaben ſcheiden ſah. Den Einen that er hierhin, den Anderen dorthin auf eine gute Lehranſtalt.

„In das ſchöne Landhaus am Main war ſeitdem das Leid eingezogen. Die Muſik war verſtummt, und dieſe allein hatte die Buben einig ſein laſſen.

„Ich muß Euch ſagen," fuhr der Spießmann fort, „daß der Baron ein leidenſchaftlicher Muſiker war; verſtand ſie auch wie ein Meiſter. Er geigte vortrefflich, und an einer ſehr ſeltenen Cremoneſer Geige hing ſein Herz. Ich kannte dieſe Geige genau und ſag' Euch, es ſang wahrhaftig ein Engel daraus hervor. Hab' manche Fiedel gehört mein Lebtag, aber ſo eine nie. Der Ton drang einem in die Seele hinein, und nicht ſelten, beſonders wenn darauf ein traurig Stücklein geſpielt wurde, ſind mir die Thränen in die Augen gekommen. Ihr könnt mir's gewißlich glauben. Sie ſoll auch, wie ich vom Schulmeiſter hörte, vom erſten Meiſter in der Stadt Cremona geweſen ſein, und wenn ich den Namen recht behalten habe, ſo hieß er Amati, doch will ich's nicht für gewiß ausgeben.

„Die Vorliebe für die Muſik hat es denn auch ſo gemacht, daß er den Buben Unterricht geben ließ, ſobald ſie nur ein Inſtru-

ment halten konnten. Der Carl bracht's zu nichts, ihm fehlte die Anlage; aber der Ludwig ſtrich ſchon früh ſein Fiedelchen gar ſchön. Ihm gab daher der Vater ſelber Unterricht, und es hat ſich daher auch ſo natürlich gemacht, daß der Ludwig ſein Schooßkindchen war und der Carl das der Mutter. Auch das iſt ſo Etwas, was gar oft in der Welt vorkommt.

„Die Mutter fing indeß zu kränkeln an, und nach einem Jahre trug man ſie zu Grabe. Die Söhne waren an ihrem Siechbette geſtanden, und ihre letzte Bitte war, daß ſie in Eintracht leben möchten. Das Leid, das ſie ergriffen, ließ dazumal auch keinen Hader aufkommen; aber das Fünklein ſchlummerte nur, und der Vater mochte es ahnen, daß es nicht lange gut thun werde. Da ihm die Muſik nun verleidet war, ſchenkte er Ludwig ſeine Geige, und die Beiden zogen wieder in die Ferne.

„So blieb's etwa, bis ſie auf die Univerſität zogen. Auch da trennte ſie der Vater. Und das war gut. Der Carl wollte ſich zu demſelben Berufe vorbereiten, den ſein Vater gewählt hatte, und deſſen Familie machte ihm, da er in Leipzig ſtudirte, ebene Bahn. Kaum hatte er ausſtudirt, ſo kam er nach Wien zu einem Geſandten und hatte eine gute Ausſicht, einmal ein recht vornehmer, angeſehener Mann zu werden.

„Der Ludwig war ein Feuerkopf. Er hatte wenig ſtudirt und viel gegeigt. Er glich ſeinem Vater darin, daß er mit Leib und Seele an der Muſik hing. Ein Amt mochte er auch nicht, das hätte ihn viel zu viel gefeſſelt. Es war ein Glück, daß der Alte eben Geld genug geben konnte, denn das Haushalten war Ludwigs Sache nicht. Sein Beutel war für alle ſeine Freunde offen, und die verſtanden das Zugreifen ohne Blödigkeit. Als die Zeit um war, die Ludwig auf der Univerſität zubringen ſollte, ſchrieb er heim, er wolle nach Italien reiſen, um ein rechter Geiger zu werden und beinebens die Welt zu ſehen; wenn er zurückkomme,

wolle er mit dem Vater reden, wie er's eben in der Welt machen wolle.

„Der Alte konnte seinem Ludwig nichts abschlagen, und so kam's, daß er wirklich in das welsche Land ziehen durfte, wo sie so absonderlich geigen sollen, wie der Schulmeister sagte.

„Ihr wißt, lieber Herr!" fuhr der Spießmann fort, „es geht in der Welt nicht nach des Menschen, sondern nach Gottes Gedanken, und die sind meist ganz anders, als die der Menschen.

„So kam denn mit einem Mal an den Herrn Legationssecretär Carl von Walsdorf in Wien und an den Herrn Baron Ludwig von Walsdorf in Rom die Nachricht, ihr Vater habe auch, und zwar plötzlich, das Zeitliche gesegnet. Der von Wien war schnell da. Von Rom bis an den Main ist ein weiter Weg.

„Der Tod des alten Herrn von Walsdorf ist in eine schlimme Zeit gefallen. In dem Paris hatten die Franzosen damals einen greulichen Spectakel gemacht, hatten sogar ihren König umgebracht und darauf, wie sie das Ding nennen, das Alles zu Unterst und Oberst kehrt, eine Republik aufgerichtet. Ihr, lieber Herr, seid zu jung, als daß Ihr Euch dessen erinnern könntet; aber ich hab's erlebt und sag' Euch, es war eine greuliche Geschichte. Alle Köpfe waren im Fundamente verrückt, auch bei uns. Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft! das waren die Losungsworte, und selten war ein junger Kopf, der nicht schwindelig wurde. Der Herr Baron Carl war in seiner Ruhe nicht erschüttert worden. Der hielt am Alten fest, und sein Adel war sein Stolz. Er war auch widerlich hochmüthig, und die Dienerschaft sagte: er geberde sich wie ein Fürst und behandle sie wie Hunde. Er schaltete einstweilen vollkommen als Gutsherr und Selbstherr.

„Endlich kam Ludwig an. Da war's anders. Der hatte die neue Luft eingeathmet, und in seinem Kopfe steckten die Franzosenstreiche. Er war ein Republikaner. Himmel und Erde! Da kam wieder Feuer und Wasser zusammen, und es gischte und zischte!

Munde gehört: Wo er die Freiheit gesucht, habe er die roheste, wildeste Unterdrückung gefunden; wo er Gleichheit erwartet, da habe er blutiges Zertreten, Unterjochung, Hinmorden, kurz alle Greuel gefunden, die das Blut gerinnen machen in den Adern Dessen, der nur davon hört. Da ist's ihm gegangen, wie Dr. Martin Luther sagt: Je näher Rom, je weiter vom Papste! Da sind ihm denn die Schuppen von den Augen gefallen, und er ist nüchtern geworden; aber er war nicht der Mensch, der die Kunst gelernt, das Maul zu halten, die überhaupt leichter zu lehren, als zu üben. So lange er mit dem Strome schwamm, handelte er nach seinem Grundsatze: Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft! Die zwei letzten waren für ihn am schlimmsten in ihren Folgen, denn die Brüder verthaten sein Geld. Er war, wie ich Euch schon sagte, kein Haushalter, und so ging's wie Spreu im Winde fort, bis er Nichts mehr hatte. Als ihm die Augen aufgingen, lärmte er tüchtig. Da faßten sie ihn, und in Numero Sicher stopfte man sein gefährliches Maul.

„Von alle dem Freiheits- und Gleichheitsgelichter in Paris war doch keiner ein treuer Freund. Hätte er nicht einen Deutschen dort gefunden, der sich in Treue an ihn anschloß, er hätte keine Seele gehabt, die ihn liebte.

„Mit diesem Deutschen, einem Musikus aus Bamberg, der in einem Theater in Paris geigte, wurde Ludwig durch dessen schönes Geigenspiel bekannt. Er hat das oft selber in meiner Gegenwart erzählt und hat die Treue dieses ehrlichen Menschen mit großer Dankbarkeit gerühmt. Ludwig wohnte bei ihm, als schon seine ganze Baarschaft verschleudert war, und er wußte es zu machen, daß Ludwig auch als Geiger sein Brod verdienen konnte; allein der Arm seiner blutigen Feinde erreichte ihn doch.

„Der ehrliche Merk, so hieß der Deutsche, gab sich alle Mühe, Ludwig zu retten, aber es blieb umsonst. Alle Tage ging er zu

den Hinrichtungen, um zu ſehen, ob Ludwig darunter ſei, allein er ſah ihn nicht.

„Endlich wurde der Blutmenſch geſtürzt, den Ludwig mit dem Namen Robespierre benannte; die Riegel der Gefängniſſe ſchoben ſich zurück, und das Wort: Freiheit! klang in den Ohren Ludwigs, der ſeinen Tod erwartete.

„In ſeinem Dachkämmerchen ſaß an dieſem Tage der trauernde Merk, und in ſeiner Hand ruhte Ludwigs Geige. Da hat er gar traurige Töne geſpielt, die wohl dem Andenken des Freundes galten.

„Da öffnete ſich die Thüre, und es trat ein Menſch herein, gehüllt in halbfaule Lumpen. Der Bart hing ihm bis auf die Bruſt, und aus dem bleichen, abgemagerten Geſichte blickten die ſchwarzen Augen ſo unheimlich heraus, daß der Merk vor Schrecken ſchier ſeine Geige zur Erde fallen ließ.

„Kennſt Du mich nicht mehr? fragte Ludwig, denn er war es. Ich bin ein von den Todten Auferſtandener.

„Da hat der Muſikus Merk aufgeſchrieen vor Freude, denn er erkannte ihn erſt, als er redete. Er fiel ihm um den Hals und weinte vor Luſt.

„Mit der Welt hab' ich abgerechnet, ſagte darauf Ludwig. Ich bin geheilt von all' meiner Thorheit. Ich habe gebüßt, und Gott ruft mich wieder zum Leben. Nun iſt aber das Vergangene für mich begraben. Du haſt meine Geige gerettet. Die ſoll mich nähren.

„Es muß ihm wunderlich in ſeinem Gefängniß ergangen ſein. Niemals hat er darüber geredet; aber ich meinte es erkannt zu haben, wenn er ſo dann und wann darauf hintippte. Darauf hat er ſeinen Namen Walsdorf abgelegt und nannte ſich Schneider. In Paris blieb er nur noch ſo lange, bis er ſich ſo viel erworben hatte, daß er heimreiſen konnte. Als dies geſchehen war, ſchied er von dem treuen Merk, der in Frankreich blieb,

und wanderte nach Deutschland zurück. Dort wollte er sein Brod durch seine Kunst verdienen, aber nie mehr mit seinem Bruder in irgend eine Verbindung treten. Als Walsdorf war er gestorben, und als Schneider wollte er fortan leben. Mit wie Wenigem man leben könne, hatte er auch im Gefängnisse gelernt, und alle die hochfahrenden Pläne waren zu nichte geworden, die er wohl früher gehegt.

„Er war mit dem Reste seines Geldes bis Mainz gekommen, wo er in der Augustinergasse in ein geringes Wirthshaus ging, um da zu übernachten. Schon am Tage vorher hatte er ein Unwohlsein deutlich gefühlt; allein er glaubte, seine starke Natur werde es überwinden. Darin hatte er sich verrechnet. Die Krankheit brach in der Nacht mit aller Heftigkeit aus, und als die Wirthsleute Morgens nach ihm sahen, redete er irre und lag in brennender Hitze.

„Der liebe Gott hatte ihn zu guten Menschen geführt. Sie riefen einen Arzt, und dieser, auch ein Menschenfreund, nahm sich seiner mit Liebe an. Da er zu schwach war, um in das Hospital gebracht zu werden, hielten ihn die Wirthsleute. Nach langem Leiden kam er endlich wieder zur Genesung. Der Arzt fand Gefallen an dem Manne, der mehr wußte, als man hinter ihm suchte. Er saß manche Stunde bei ihm. Da fand er ihn denn eines Morgens mit seiner Violine beschäftigt. Mit Verwunderung horchte der Doctor vor der Thüre. Solche Töne, solches Spiel, hatte er bei Ludwig nicht gesucht. Endlich riß er die Thüre auf und rief: Ihr seid ein Meister! Wo habt Ihr die herrliche Violine her? Die ist viel Geld werth!

„Ach, sagte Ludwig darauf zu ihm: Sie ist das Letzte, was ich aus meinem Schiffbruche gerettet habe. Sie ist der Anker für meine Zukunft. Nun eröffnete er dem Doctor den Plan, daß er in Mainz Unterricht in dem Geigenspiele geben wolle. Der Doctor bestärkte ihn darin und bot willig die Hand dazu,

indem er ihm in vielen Familien seiner Bekanntschaft den Unterricht der Söhne erwirkte. So ist es denn gekommen, daß er bald mehr Nachfrage erhielt, als er Tagesstunden zu verwenden hatte.

„Niemand, erzählte mir Ludwig, sei froher darüber gewesen, als seine braven Wirthsleute, die ihn recht lieb gewannen, wie auch er sie. Der Doctor zwar habe ihm zugeredet, ein besseres Zimmer zu miethen, um auch den Vornehmen näher zu kommen; allein er habe kräftig widerstanden und zum Doctor gesagt: Wer mich im Unglücke nicht verlassen hat, wie sollte ich den im Glücke verlassen? — Und so sei er geblieben. Dies Wirthshaus war der Zusammenfluß der Handwerksburschen, Krämer und Musikanten. Absonderlich kehrten dort unsere Elfer ein, und seit Jahren auch der Orgelsteffen, der ein lieber Freund der Wirthsleute geworden war.

„Mit einer wahren Mutterliebe aber hing die Wirthin an der lieben Mechthilde. Ihr war eine Tochter dieses Alters gestorben, und da meinte sie, die Mechthilde sei ihr Kind, zumal sie ihr gliche; sie habe gerade so treue blaue Augen gehabt, meinte sie, gerade so blonde Haare, sei so sittig und fein gewesen, wie die Mechthilde. Oft soll sie sie mit Thränen in den Augen betrachtet haben.

„Auch gegen Ludwig hatte sie schon oft von dem schönen Mechthildchen geredet, und dem Mädchen solche Lobeserhebungen gemacht, daß Ludwig ganz begierig war, das holdselige Kind, das eine so seltene Ausnahme von allen Harfenmädchen machte, einmal zu sehen und ihr Spiel und ihren Gesang zu hören, den die Wirthin zu den Engeln erhob.

„Manchmal, wenn auch selten, kam Ludwig Abends in die Wirthsstube herunter, um sich an dem Durcheinander zu ergötzen, das da sich zeigte, wo die vielerlei Menschen zusammenkamen. Eines Abends, es war schon in der Jahreszeit, wo der Winter mit der herbstlichen Zeit um die Herrschaft ringt und Regen und Schnee sich mischen, gepeitscht vom rauhen, oft schneidend scharfen Winde, saß Ludwig in seinem Stübchen und spielte an neuer

Muſik, die ihm der Doctor, ſein guter Freund, gebracht. Es klopfte mehrmals, ehe er es hörte, und auf ſeinen Ruf ſteckte die Wirthin ihren Kopf durch die Thüre und ſagte: Ihr hört und ſeht wieder nichts, Herr Schneider, und doch wollt' ich Euch ſagen, daß das herzige Mechthildchen da ſei. Sie hat mich diesmal recht lange auf ſich warten laſſen.

„Mich auch, ſagte Ludwig ſpöttiſch lachend, und legte ſeine Geige weg.

„Ihr habt mich ſchon recht geärgert, rief ſie ärgerlich, daß Ihr nimmer glauben wollt, daß dies Mädchen eine Ausnahme von allen Harfennädchen macht! Ihr wollt auch Alles mit Einer Elle meſſen! Nun kommt mit. Ihr könnt durch die Küche in das Zimmer ſchlüpfen und Euch, ohne daß ſie Euch ſieht, in meines Mannes Sorgen- oder Mittagsſchlafſtuhl neben dem Kachelofen ſetzen. Da könnt Ihr einmal aufpaſſen.

„Lächelnd folgte er ihr und ſaß bald in dem Stuhle. Dorthin reichte kaum das Licht von den Tiſchen, die in langer Reihe an den Fenſtern hinliefen. Von hier aus konnte man in aller Ruhe dasjenige beobachten, was in der Stube ſich zutrug, ohne daß man hätte geſehen werden können.

„An den Tiſchen ſaßen Mainzer Bürger: Schneider, Schuſter und dergleichen, die ihren Feierabendstrunk hielten; dann verſchiedene Geſellſchaften von Handwerksburſchen, die bereits ſo viel Branntwein getrunken, daß ſie ihrer ſelbſt nicht mehr recht mächtig waren. Mehr zur Seite und näher dem Ofen, der eine ſtarke Wärme aushauchte, erblickte Ludwig einen Greis in gewöhnlicher Kleidung. Eine Ledertaſche hing um ſeine Schultern. Er ſchien ſehr müde und abgemattet. Eine Krücke lehnte neben ihm und einen hölzernen Stelzfuß ſtreckte er weit in die Stube hinaus. Man ſah dem Mann auf der Stelle den alten Soldaten an, und Ludwig war nicht in Zweifel, daß dies der Orgelſteffen von Elz ſei, obgleich er dazumal keine Orgel mehr trug, ſondern nur zu

ſeines lieben Kindes Schutz mitzog. Abſichtlich, das konnte er ſehen, ſaß das Mädchen tief im Schatten. Ihre Harfe lehnte in Sicherheit in der dunklen Ecke des Zimmers, nicht weit von Ludwigs Sitz.

„Er hätte ſie wohl gern ſehen mögen, weil die Wirthin ihre Schönheit über die Maßen gerühmt; allein ſie drückte ſich gegen den Vater und mied das Licht. Plötzlich aber ſtand einer der Gäſte auf, um heimzugehen, und da fiel das ganze Licht auf das ſchöne Kind.

„Ordentlich betroffen, ſagte Ludwig leiſe in ſich hinein: Meiner Treu', die Wirthin hat nicht gelogen! Etwas Schöneres gibt's nicht! Kaum aber war der Gedanke gedacht, ſo befand ſie ſich wieder im Schatten, den ſie abſichtlich ſuchte. Es war klar, das Mädchen fürchtete die rohen Geſellen. Sie rückten nun Beide dem Ofen näher, denn es fror den Alten gar ſehr.

„Vater, ſagte ſie, ohne daß ſie noch Ludwigs Nähe bemerkt, laßt uns auf unſere Stube gehen. Mir wird's bange hier bei den rohen trunkenen Geſellen. Sie ſagte das mit ihrer wohlklingenden Stimme ſo bänglich und ängſtlich, daß ein rechtes Mitleid das Herz Ludwigs bewegte.

„Ach, mich friert ſo, entgegnete der Alte, und droben iſt es noch nicht warm genug. Das eiskalte Wetter macht mir halt viel zu ſchaffen. Du weißt's ja! Laß Dir nicht bange ſein, ich bin ja bei Dir.

„Sie war wieder ſtille; aber Ludwig konnte es ganz deutlich vernehmen, wie ſie angſtvoll ſeufzte.

„Nach einer Weile, während welcher die Handwerksburſchen immer lauter und unbändiger wurden, hob ſie wieder an:

„Mir bangt vor den Menſchen!

„Der Stelzfuß ſagte: Das iſt ja pure Kinderei. Du weißt, daß ich mich vor ſolchem Volke nicht fürchte. Ueberdies iſt ja auch der Wirth zu Hauſe. Da iſt Hülfe bei der Hand.

„Nein, ſagte das Mädchen, er iſt, wie die Wirthin ſagt, verreiſt.

„Wenn Dir's denn gar zu unheimlich wird, ſo geh' zur Wirthin in die Küche.

„Ehe aber das Mädchen dieſen guten Rath ausführen konnte, hatten die Geſellen ihre Karten weggeworfen, und Einer von ihnen taumelte gegen die Stelle, wo Mechthilde ſaß. Sie bückte ſich tief, daß er ſie nicht ſehe.

„Allein es war zu ſpät.

„Warum bückſt Du Dich denn ſo tief, mein Täubchen? rief er, ſie umfaſſend. Laß mich 'mal Dein Geſichtchen ſehen.

„Mechthilde ſtieß einen unterdrückten Angſtſchrei aus.

„Blitzſchnell hatte der Alte den Burſchen bei der Bruſt gefaßt und ihn gegen den Tiſch mit einer Kraft geworfen, die man ihm nicht hätte mehr zutrauen mögen.

„Ei, Du vermaledeite alte Nachteule! ſchrie der Menſch und ſtürmte mit geballten Fäuſten auf ihn an. Der Orgelſteffen ſtand ſchon kampfbereit mit ſeiner hochgeſchwungenen Krücke da.

„Laß das Mädchen in Ruhe! donnerte er ihm zu, oder meine Krücke ſtreckt Dich zur Erde.

„Was fällt Dir ein, alter Invalide? höhnte der Burſche, ſich langſam nähernd, um ihm die Krücke zu unterlaufen. Meinſt Du, ich ließe mir das gefallen, ohne Deinen Kahlkopf gehämmert zu haben? Und das Mädchen ſoll ich in Ruhe laſſen? Sieh 'mal an! Ein Harfenmädchen und ſo ſpröde? Das paßt wie eine Fauſt auf ein Auge!

„Ludwig hatte die Bewegungen des noch nicht völlig trunkenen Burſchen beobachtet. Es war offenbar ſeine Abſicht, mit ſeinem Schwatzen den Alten irre zu machen, und dann ſeinen Arm zu unterlaufen. Die Anderen rückten eben auch herzu, an der Geſchichte Theil zu nehmen.

„In dem Augenblick aber, wo der Kerl ſeinen Plan ausführen wollte, ſprang Ludwig hinter dem Ofen hervor, und ſeine kräftige Fauſt traf den Burſchen ſo auf den Kopf, daß er zu Boden ſtürzte.

„Donnerwetter! riefen die beiden Anderen und stürzten sich auf Ludwig; allein sie hatten es mit einem Manne zu thun, dessen riesiger Kraft sie nicht gewachsen waren. Ehe sie sich's versahen, lag der Eine in dieser, der Andere in jener Ecke.

„Schurken! donnerte er ihnen zu. Auf der Stelle verlaßt die Stube, oder ich lasse Euch von der Polizei arretiren.

„Kleinlaut standen die Drei auf, faßten ihre Felleisen und schoben sich zur Thüre hinaus.

„Die übrigen Gäste belobten Herrn Schneider's Art und Weise aus vollem Herzen, und der alte Orgelsteffen reichte ihm dankend die Hand.

„Gott vergelt's, Herr! sagte er. Ihr ward uns ein Retter in der Noth. Ich alter Kerl hätt's doch mit den Drei nicht aufnehmen können.

„Die Ruhe war hergestellt. Die Bürger setzten sich wieder zu ihren Gläsern und nahmen ihr Gespräch wieder auf, während die schöne Mechthilde Worte eines tief gefühlten Danks aussprach.

„Die Wirthin kam nun auch herein und machte Ludwig mit seinen Schützlingen bekannt. Kurzum, nach wenigen Minuten waren sie im Gespräch, und der Ludwig konnte sich gar nicht satt sehen an dem bildschönen Mädchen, nicht satt hören an ihrem sinnigen Gespräche, obwohl sie dazu erst durch die pappelige Wirthin gebracht wurde, die sich ebenso geberdete, als ob der Orgelsteffen und Mechthildchen bereits alte Bekannte des Herrn Schneider wären.

„Als nun die Gäste fort waren und das immer abscheulicher werdende Wetter keine mehr kommen ließ, setzten sie sich recht gemüthlich zu einander, aßen zusammen das Abendbrod, und als das Essen vorüber war, schlug die Wirthin vor, daß sie sich Alle zusammen nahe an den Ofen setzten, um noch ein Weilchen zu verplaudern. Das wurde mit Freuden aufgenommen.

„Da hat denn Ludwig der Mechthilde sein Bedauern kundgethan, daß ihr so Uebles habe begegnen müssen. Sie hat ihn

mit den großen ſchönen und treuherzigen Augen, die ſich mit Waſſer füllten, angeſchaut und geſagt, ſolche Bitterkeiten ſeien mit ihrem Gewerbe leider oft verbunden; ſie hoffe aber deſſen bald überhoben zu ſein, da der Vater das Herumwandern aufgeben wolle. Darauf hat der Orgelſteffen geſagt: Er ſei nun feſt entſchloſſen, daß dies ihr letzter Gang geweſen ſein ſolle.

„Das Mädchen ſchlug die Hände zuſammen, und es war leicht zu hören, daß das: Gottlob! was ſie ausſtieß, aus tiefem Herzensgrunde komme.

„Wie ſich das ſo im Geſpräche macht, ſo kamen ſie auf die Muſik, und die Wirthin hat Mechthilde gebeten, ſie ſolle etwas ſingen und ſpielen, und der Herr Schneider werde es dann auch thun; ſie werde ja dann ohnehin ihre liebe Stimme nicht mehr zu hören kriegen.

„Mechthilde war kein zimperlich Dingelchen, das ſich lange ziert und bitten läßt; ſie holte ihre Harfe und ſpielte und ſang. Da hat der Ludwig ſich ſagen müſſen: er habe nie und nirgends eine ſolche Stimme gehört. Ordentlich hat er den Athem gehalten und gehorcht.

„Die Wirthin ſchaute ihn an, als wolle ſie ſagen: Gelt, ſo was haſt Du noch nicht gehört, und ich hab' doch Recht! Was aber dem Ludwig beſonders gefiel, das war, daß das Mädchen nur ſchöne, ernſte Lieder ſang und keine Leierſtücklein und Schelmenlieder, wie man ſie ſonſt hört. Er hat's auch nicht zurückhalten können, ſie von Herzen zu loben, und ſolches Lob hat dem Mechthildchen die Wangen höher gefärbt, zumal nun Ludwig ſeine Geige holen mußte und auch ſpielte wie ein ausgeheckter Meiſter. Da iſt denn die Bahn gebrochen geweſen. Er hat ſie mit ſeiner Geige begleitet, und ſie vergaßen ganz die Zeit und die Mitternacht, die gekommen war. Der alte Orgelſteffen, der ſanft eingelullt war, mußte ſie an's Schlafengehen erinnern.

„Der Abend war von großen Folgen, denn der Ludwig konnte gar nicht einſchlafen, weil er immer das ſchöne züchtige Mädchen vor ſich

ſah und ihre Stimme hörte. Als ihn die Wirthin Morgens zu Geſichte bekam, rief ſie und ſchlug ein Schnippchen dazu: Wer hat Recht?

„Sie, Sie, ganz und vollkommen! hat ihr der Ludwig geantwortet.

„Gelt, ſie iſt ein leibhaftiger Engel? fragte ſie wieder, und der Ludwig antwortete: Bei meiner Seele, ja! Und die Wirthin lächelte ſchalkig und ſagte: Ich werde das Mädchen ſchwer vermiſſen!

„Da fragte Ludwig: Iſt ſie ſchon fort? — und der Frage konnte man's anmerken, wie ſie gemeint war.

„Nein, ſagte die Wirthin; aber wenn Ihr ſie heute noch ſehen und hören wollt, ſo —

„Schickt den Hausknecht zu meinen Schülern! rief Ludwig, und laßt ſagen, heute gäbe ich keinen Unterricht. Die Wirthin lachte in ſich hinein und ging, es zu beſorgen.

„Das Wetter war noch immer ſo rauhlich, daß an ein Fortgehen nicht zu denken war; daher verlebten ſie den Tag noch einmal mit einander, und die Wirthin, die ſich auf die Augen und Herzen verſtand, meinte in ihrem ſtillen Sinne, zu einer jungen lieben Frau Schneider ſei's eben nicht allzu weit. Sie hatte darin auch nicht falſch gerechnet.

„Das Mädchen lag dem Ludwig im Sinne. Niemals hatte eine ſo auf ſein Herz gewirkt, wie das Kind von Elz in ſeiner einfachen, natürlichen Art.

„Als endlich die Scheideſtunde kam und das Mädchen mit heißen Thränen von der Wirthin Abſchied nahm, ſagte ſie leiſe in ihr Ohr: Du ſiehſt ihn wieder; er hat Dich lieb, Du kannſt mir's glauben. Da iſt ſie ſtill an ihre Bruſt gefallen und hat ihr Geſicht an ihrer Schulter verborgen, und die Frau wußte genug. War auch kein Wunder; denn wenn auch der Ludwig kein Jungburſch mehr war, ſo hätte ihm denn doch ſein Feind zugeſtehen müſſen, daß man nicht leicht einen ſchöneren, ſtattlicheren und feineren Mann

ſehen mochte, als ihn. Die Wirthin war ihrer Sache gewiß und nahm Abſchied auf Wiederſehen. Als der Ludwig ihnen Adieu ſagte, flüſterte er dem Mädchen zu: Darf ich einmal nach Els kommen? Sie iſt da ſo roth geworden wie eine Eſſigroſe und hat doch geſagt: ſie werde ihn mit Freuden wiederſehen. Auch der ehrliche Orgelſteffen hat ihn erſucht, wenn ſich der Weg beträfe, ſo möge er ihn doch ja beſuchen.

„Seit das Mädchen fort war, gefiel's dem Ludwig auch gar nicht mehr in Mainz. Er iſt immer in ſich gekehrt umhergegangen, und die Wirthin ſah es ihm an, daß er über etwas ſimulire, was er eben noch nicht ſagen wolle. Wo es ging, fing ſie von dem Mechthildchen zu reden an, und da iſt ihm das Herz allemal aufgegangen wie eine Blume, wenn die Sonne darauf ſcheint. Als ihr Mann heimkam von der Reiſe und ſie ihm die Geſchichte erzählte, lachte der und ſagte: Zweierlei ſteht feſt: Jedem ſchlägt einmal das Stündlein, dem früh, jenem ſpät, und ihr Weiber könnt das Kuppeln nicht laſſen!

„Närrchen, ſagte darauf die Wirthin, wenn man ſelbſt einen lieben Mann hat, möchte man's einem lieben Mädchen auch ſo wünſchen. Unglückliche Weiber machen nicht gern Freiereien. Der Wirth ſchlug ſie lächelnd auf den Mund und ſagte: Dir fehlt's an Gründen niemals! Wollen ſehen!

„Wirſt's auch ſehen, ſagte ſie. Bis zum Oſterfeſte haben wir eine ſchöne Frau Schneider im Haus, und Du magſt wohl aufpaſſen, daß Du ihr nicht zu tief in die Augen ſiehſt!

„Da hatte ſie ſich aber doch verrechnet, wie ich Euch, lieber Herr, gleich erzählen werde.

„Als die Sonne im Rheinthale den Winterſchnee weggeleckt hatte und die Schneeglöckchen und Vorwitzchen, weiß und blau, herausguckten, kam eines Morgens Herr Schneider zu der Wirthin. Er war in Reiſekleidern, und ſeine Violine hing an einem Traggurt im ſauberen leichten Käſtchen an ſeiner Seite.

„Wohin? fragte sie.

„Rathen Sie? sagte Ludwig und wurde etwas verlegen.

„Ha! ha! ich weiß es schon, kicherte sie. Nach Els!

„Sie haben's errathen! versicherte er.

„Hab's lange gewußt, daß es so käme, versetzte sie, denn ich habe gar gute Augen, und unsereins weiß, wenn es viertelt, wieviel Uhr es ist. Umsonst geht Ihr nicht! Hab' dem Mechthildchen auf den Puls gefühlt. Da steht's wie bei Euch. Geht in Gottes und aller Heiligen Namen und Schutz! Ihr kommt als Bräutigam wieder!

„Vielleicht gar nicht mehr, sagte Ludwig.

„Das sollte mir leid sein, versetzte die Wirthin, denn wir sind so an Euch gewöhnt, daß Ihr uns überall fehlen würdet.

„Er drückte ihre Hand und die ihres lächelnden Mannes und ging, nachdem sie ihm viele tausend Grüße mitgegeben.

„Nun muß ich Euch aber sagen," fuhr der Spießmann fort, „wie es hier in Els stand. Ich kam damals täglich in des Orgelsteffens Haus und bin von Allem Augenzeuge gewesen. Als der Orgelsteffen und das Mechthildchen zurückkamen, sprach er es fest aus, das sei der letzte Gang in's Land gewesen. Die üble Jahreszeit hatte ihm auch arg mitgespielt, und sein Beinstumpf schmerzte ihn über die Maßen, und das wollte nicht wenden und nicht weichen. Hatt's auch nicht mehr nöthig, denn er hatte vollauf zu leben und sein Schäfchen in's Trockne getrieben. Für sein Kind war gesorgt, wenn er auch sterben sollte. Nur das quälte ihn, daß Mechthilde nicht versorgt sei. Der Herr Schneider lag ihm in der Seele. Mir hat er oft hinterm Ofen, wenn wir allein waren, gesagt: Ja, Kaspar, wenn der meines Kindes Mann wäre, stürbe ich gern, denn es ist ein feiner, braver Mensch und geigte Dir, nein, so was stellst Du Dir nicht vor! Auch dem Schulmeister erzählte er, und diesem wässerte ordentlich der Mund nach der Extravioline, denn er verstand sich auf den Artikel wie ein Metzger auf die fetten Ochsen.

„Mit dem Mechthildchen war's auch nicht mehr wie ſonſt. So heiter und fröhlich ſie ſonſt geweſen, ſo ſtill und traurig war ſie jetzt. Manchmal ſaß ſie da, als ſchliefe und träume ſie mit offenen Augen, und wenn man ſie anredete, fuhr ſie zuſammen wie bei heftigem Erſchrecken. Ich konnte das Weſen gar nicht begreifen. Ja ich fand ſie ſelbſt manchmal daſitzen, daß ſie lächelte gar holdſelig und lieb, und es ſtand ihr doch Waſſer in den Augen. Unſereiner verſtand das nicht ſo. Bei uns iſt die Lieb' meiſt fröhlich, und die ſich lieb haben, kriegen ſich auch. Darum dachte ich nicht, daß das Liebe ſei. War's aber doch. Sie ſang und ſpielte am liebſten traurige Lieder. Sie wurde auch ordentlich bleich in ihrem Leid, und ich war recht beſorgt um das liebe Kind.

„Endlich im Frühjahr, ich war damals ſchon Spießmann, kam Einer von Dietz hier, der hatte ein ſeltſam Käſtlein anhängen, ein ſchöner Mann, der auch ſtädtiſch und recht fein gekleidet war. Fragt mich: Spießmann, wo wohnt der Orgelſteffen? Will's Ihm zeigen! ſagte ich, und ging mit ihm.

„Wo kommt Ihr denn her? frag' ich ſo mir nichts, dir nichts; hätt' aber doch gern gewußt, wer's ſei und was er im Schilde führe.

„Von Mainz! ſagte er kurz.

„Da geht mir ein Licht auf! — So ſeid Ihr gewiß der Herr Schneider aus der Auguſtinergaſſe, der ſo ſchön geigen kann? ruf' ich aus.

„Er blickt mich verwundert an. Woher wißt Ihr denn von dem? fragt er.

„Ei, ſag' ich, mein guter Freund, der Orgelſteffen, hat mir gar viel Rühmens und Preiſens von Euch dahergemacht. Wenn Ihr der ſeid, ſo kommt Ihr recht willkommen.

„Sind ſie noch geſund? fragt er weiter.

„So ſo, la la, ſag' ich. Der Alte krekſt an ſeinem Beinſtumpfe

ſeit Herbſt, und das herzliebe Mechthildchen iſt auch ſo abſonderlich, es lacht und greint in einem Athem, wie das Wetter im April.

„Da hat er gelächelt und hat ſtillgeſchwiegen, und iſt fürbaß geſchritten. Als wir uns dem Hauſe näherten, höre ich plötzlich einen Schrei der Freude und ſehe Mechthildchen herauseilen. Als ſie vor ihm ſtand, war ſie plötzlich ganz verblüfft, erröthete und erbleichte, und ſchlug die Augen nieder, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Da hab' ich Kehrt gemacht, weil ich dachte: du gehörſt hierher nicht! Allein das weiß ich, daß große Freude im Hauſe war, daß der Orgelſteffen vor Freude den ganzen Tag lachte und Mechthilde hüpfte und ſprang. Wie der Blitz war auch der Schulmeiſter da, und nun ging's an's Muſikmachen. Da hättet Ihr aber einmal unſeren braven Schulmeiſter ſehen ſollen. Der zappelte an Leib und Seele vor Luſt, als der Meiſter ſeine Schülerin lobte und auch ſein Spiel mit vollen Ehren anerkannte.

„Das Ding muß ſich ſchnell gemacht haben, denn Ludwig blieb in Els, und ſchon nach acht Tagen verkündigte der Pfarrer das Paar von der Kanzel, und die Hochzeit folgte in der Ordnung nach. Daß ſie ſehr glücklich waren, brauchte Niemand zu ſagen; man ſah's mit eigenen Augen.

„Auch darauf kam die Rede, daß ſie nach Mainz ziehen wollten; aber der Orgelſteffen ſagte: Ach, bleibet hier, daß ich doch einſt neben meinem guten Weibe ruhen kann. Schon ſeit ihrem Tode kriegt jährlich der Todtengräber ein Trinkgeld von mir, daß er das Plätzchen neben ihr frei läßt für mich. Bin ich todt, dann ſteht Euch die Welt offen, wenn es Euch hier, wo ich ſo glücklich war, nicht mehr gefällt.

„Da war denn nun weiter keine Rede mehr vom Weggehen, und es koſtete Ludwig keine Ueberwindung. Sie hatten zu leben, und eine Reiſe, die er mit Mechthilde im Sommer machte, brachte erſtaunlich viel Geld ein.

„Doch, lieber Herr, ſagte der Spießmann traurig, es ſoll auf Erden kein Glück vollkommen ſein.

„Mechthilde gebar im zweiten Jahre ihrem Gatten eine Tochter und — ſtarb.

„Von dem Leid im Dorfe könnt Ihr Euch keine Vorſtellung machen. Mechthilde war Allen lieb geweſen, denn ſie war Allen ein Engel geweſen in Leidenstagen. Von dem Leide Ludwigs, ihres Vaters, des Schulmeiſters — nein, davon kann ich nicht reden. Seht, es ſind nun viele Jahre hin, und doch kann ich alter Mann der Thräne nicht wehren.“ Der Spießmann trocknete ſich die Augen. — „Nur das Kind, das ihnen blieb, das ihr Ebenbild war, hielt ſie oben. Doch nagte der Wurm ſo lange an des Orgelſpielers Seele, bis er die feinſten Fäden zernagt, — er ſtarb.

„Jetzt, hätte man denken ſollen, würde Ludwig von dannen ziehen; aber gerade umgekehrt! Er ſagte: Hier iſt mir jeder Raum geheiligt. Hier bleib' ich. Und er blieb.

„Der alte Schulmeiſter, den ſeines Lieblings Tod ſelbſt bis zum Tode betrübte, war Ludwigs ſtete Geſellſchaft.

„Sie trauerten mit einander, ſie ſprachen mit einander von ihr, und darin fanden ſie ihren gemeinſamen Troſt. Man ſah ſie mit einander ausgehen, und ſobald die Schule aus war, kam der alte Mann in Ludwigs Haus und blieb bis zum ſpäten Abend. Ludwig war nur mehr der halbe Mann. Erſt als ſein Kind heranwuchs, wurde er dem Leben wieder zugewendet. Man ſah ihn wieder einmal lächeln. Von nun an lebte er ganz ſeiner kleinen Mechthilde, denn ſo hatte er ſie in der Taufe nennen laſſen. Und es war, als wolle der liebe Gott ihn recht tröſten, das Kind wurde alle Tage ihr Ebenbild mehr.

„Frühzeitig entwickelte das Kind reiche Gaben und beſonders eine große Anlage und Liebe für die Muſik. Der Schulmeiſter ſagte: Pflegt dieſe Gottesgabe, es iſt eine ſo ſeltene und ſchöne!

„Das that Ludwig. Zwar brach ihm ſchier das Herz dabei,

aber am Ende lindert denn doch die Zeit jedes Weh, und der Menſch findet ſich darein. So fand ſich auch Ludwig in ſein Loos und lebte für ſein Kind.

„Ich denke," fuhr der Spießmann fort, „ich kann über eine Reihe von Jahren hinweggehen, in denen die junge Mechthilde zur Jungfrau heranreifte; aber das muß ich Euch ſagen, ſie war noch ſchöner als ihre Mutter, und ihr Geſang, das ſagte der Schulmeiſter, der's verſtand, und der in das Mädchen wie in einen Spiegel ſah, ihr Geſang war noch ſeelenvoller und kunſtgerechter, weil Ludwig ſelbſt ihr den Unterricht gegeben und ihre Ausbildung geleitet.

„Eines Tages ſagte der Schulmeiſter: Hört 'mal, Herr Schneider, es wäre eine Sünde, wolltet Ihr den Schatz, den Euch Gott gab, der Welt verſtecken und vorenthalten. In eine Stadt, auf ein Theater wollt Ihr Euer Kind nicht bringen, darin habt Ihr Recht; aber bedenkt einmal: wir ſind Alle Menſchen. Habt Ihr Vermögen genug, daß Mechthilde leben kann, wenn Ihr ſterben ſolltet? Ich habe zwar in Euren Beutel nicht geguckt und will's auch nicht; aber es will doch ein Vater ſein Kind ſicher ſtellen, wenn er's kann. Darum rath' ich, macht Kunſtreiſen und gebt Concerte. Ihr ſeid ein Meiſter und Mechthilde iſt eine Meiſterin auf der Harfe und im Geſang. Es wird Gold in Euren Schooß regnen, und Ihr könnt einmal ruhig Euer Haupt auf die Hobelſpäne des Sarges legen, wenn Ihr wißt: mein Kind ſteht ſicher in der Welt vor Sorgen und Mangel. Das ſagt Euch Euer beſter Freund, und der bin ich, das weiß Gott!

„Dies Wort des wackeren Mannes ſchlug durch. Schon im nächſten Frühling reiſten ſie weg, und bald ſagte der Schulmeiſter: Da haben wir's, wie ich es ſagte; die Zeitungen ſind voll Ruhmes des Künſtlerpaares Schneider, Vater und Tochter. Während unſere Elſer Schnurranten überall auf Jahrmärkten und Kirchweihen umhergeigten, unſere Orgelmänner durch's Land wanderten, gaben

die Zwei ihre Concerte nur in den großen Städten, und das Geld floß ihnen zu, und der Ruhm knüpfte sich an ihren Namen.

„So geschah es denn auch einmal, daß Vater und Kind im Sommer in die schöne Stadt Heidelberg kamen. Bin auch da gewesen, und Euch, lieber Herr! wird sie wohl auch bekannt sein. Der glänzende Ruf ihrer Kunst war ihnen vorausgegangen, und von allen Seiten forderte man sie auf, ein Concert im Schloßgarten zu geben.

„Ludwig ging darauf ein, und ganz Heidelberg war von dem Gedanken erfreut. Am Tage des Concertes strömte Alles, was Leben und Beine hatte, hinauf in die alten Mauern des Schlosses, wo alle Räume so lieblich benutzt sind zum schönsten Garten.

„Ludwig und Mechthilde hatten ihr Plätzchen in dem Gebüsche der großen Terrasse gewählt. Die Menschenmenge wogte umher.

„Plötzlich ertönte das Spiel. Der Vater geigte, und zart begleitete die Harfe; dann nahm die Harfe den Vorrang, und die Geige begleitete.

„Nun sang Mechthilde, und ihr Vater begleitete den Gesang.

„Herr," sagte der Spießmann, „ich hab's hundertmal gehört, aber ich sag' Euch, man ist im Himmel gewesen. So müssen die Engel im Himmel singen! Hatten nun die Leute vorher schon wie rasend geklatscht und Bravo gerufen, — jetzt, als sie geendet, nahm der Jubel und Sturm des Beifalls kein Ende.

„Nicht weit von der Stelle, wo Ludwig und Mechthilde saßen, stand ein Trupp Studenten.

„Einer rief: Die Künstler haben hier kein Eintrittsgeld erheben können, ich denke, wir erheben's für sie.

„So ist's recht, rief ein Anderer, und bald gingen die Beiden umher und sammelten, bis ihre Mützen schier überflossen.

„Wir wollen einmal ausleeren, sagte der Erste und trat in das Gebüsch. Er stand vor Ludwig und Mechthilde; aber er stand da, als ob ihn der Donner gerührt, der Blitz getroffen hätte. Er

war keines Wortes mächtig, aber ſein Blick flog von dem Mädchen auf den Vater, von dem Vater auf Mechthilde. Was aber das Auffallendſte war, auch Ludwig war ſo betroffen vom Anblicke des Studenten, und Mechthilde ſah lachend von ihm auf den Vater und vom Vater auf ihn.

„Endlich bat in verworrenen Ausdrücken der Jüngling, ihm doch das Geld abzunehmen. Das geſchah auch und ebenſo ſeinem Genoſſen. Sie eilten hinweg und ſammelten weiter und brachten auch das. Jetzt war der Jüngling ſchon muthiger, trat aber doch beſcheiden zurück, als Mechthilde ihre Harfe ſtimmte.

„Noch einmal ſang ſie zur größten Freude der Zuhörer, dann eilten ſie hinweg, ſo ſchnell ſie konnten und ſo unbemerkt als möglich.

„Welche Aehnlichkeit mit Dir, ſagte Mechthilde zu ihrem Vater, als ſie im Gaſthofe waren.

„Es iſt ein ſeltſamer Zufall, verſetzte Ludwig kurz, ging aber hinaus und beſtellte einen Wagen, und ſchon nach einer halben Stunde rollten ſie zum Thore hinaus gen Mannheim.

„Der Vater war ungemein ſtill heute und Mechthilde auch, denn vor ihrer Seele ſtand das Bild des ſchönen jungen Mannes.

„In Mannheim gaben ſie ein Concert im Theater. Kaum traten ſie auf, als Ludwigs und Mechthilde's Auge dem glänzenden Auge des ſchönen Studenten begegneten, der gerade vor ihnen ſaß.

„Mechthilde erröthete bei ſeinem Anblick, und Ludwig faltete ſeine Stirn. Wieder ernteten ſie den reichſten Beifall, allein wieder eilte der Vater nach dem Concerte von Mannheim weg, geradezu nach Elz.

„Er wollte ſein Kind der Liebe entziehen. Lieber Gott," ſagte der Spießmann, „das iſt ein eitel Bemühen. Im Liede heißt's nur zu wahr:

Ueber Berge und Seen,
Ueber Flüſſ' ohne Steg,
Findet heiße Liebe
Von ſelber den Weg!

„So viel iſt gewiß, das Mädchen hatte in die feurigen ſchwarzen Augen des jungen Studenten viel zu tief hineingeſchaut, als daß ſie ſie hätte vergeſſen können. Die Liebe ſaß im Herzen. Treib' ſie da Einer heraus. Das bringt niemals Einer fertig, und wenn er der Mächtigſte wäre.

„Was aber die Aehnlichkeit betraf, die Mechthilde zwiſchen ihrem Vater und dem Studenten gefunden, die auch den Vater betroffen gemacht, ſo hatte es damit ſeine volle Richtigkeit, und lag der Schlüſſel zu dieſem Räthſel darin, daß der Student ſeines Bruders Sohn war. Das lag eben ſo: Der junge Walsdorf ſtudirte in Heidelberg. Schon als Kind hatte er viel Aehnlichkeit mit ſeinem Oheim Ludwig, und die prägte ſich mit den Jahren immer deutlicher aus.

„Im Saale daheim hing ein Bild ſeines Oheims Ludwig. Daran war er mit aller Macht erinnert worden, als der berühmte Geiger Schneider vor ihm ſtand; allein mehr als dieſe Aehnlichkeit ergriff ſein Herz die wunderbare Schönheit der Sängerin.

„Ganz trunken kam er zu Hauſe an. Schnell erkundigte er ſich, wo ſie wohnten; als er aber in den Gaſthof trat, ſich nach ihnen zu erkundigen, waren ſie weg. Er eilte ihnen nach Mannheim nach. Dort hatte er das Glück, ſie noch einmal zu ſehen, zu hören — aber dann war's alle. Jedermann hoffte auf ein zweites Concert, allein ebenſo ſehr wurde alle Welt durch die ſchnelle Abreiſe der Künſtler betroffen. Der junge Walsdorf trug indeſſen das Bild Mechthildchens im Herzen heim. Er war ein geſchickter Maler und hatte es in dieſer Kunſt ſehr weit gebracht. Kaum heimgekehrt nach Heidelberg, ſchloß er ſich ein, ließ keinen Menſchen zu ſich und malte Mechthildchens Bild, wie er es geſchaut. Als er damit fertig war, zeigte er es dem Freunde, der mit ihm das Geld geſammelt. Der rief voll Erſtaunen: Das iſt ja die ſchöne Harfnerin mit Leib und Seele!

„Der beſonnene Freund, der Walsdorf's Weſen kannte, ſagte

zu ihm: Am Ende verliebst Du Dich in das Bild einer wandernden Harfnerin? Weißt Du nicht, daß diese wandernden Künstlerinnen in der Regel nicht viel werth sind? Laß die Possen!

„Walsdorf rief: Sieh 'mal dies Gesicht und Auge! Erinnere Dich des Mädchens, und dann rede, ob Du das von der auch sagen möchtest. Laß mir meinen Glauben, daß sie arm und makellos ist. Du nimmst mir ihn doch nicht, so wenig Du im Stande bist, sie meiner Liebe zu rauben.

„Und die ist in alle Welt! rief der Freund lachend. Wo willst Du sie finden?

„Das weiß ich nicht! rief Walsdorf.

„Darum ist's eben eine Tollheit! sagte der Freund.

„Mit dem Räsonniren wurd's eben nicht anders. Der junge Mensch behielt sein Bild auf der Leinwand und im Herzen, und er forschte nach Mechthilden und hörte, sie sei aus Els.

„Im Herbste kehrte er heim.

„Droben am Maine, wo die Spiegelscheiben des Landhauses des Herrn Barons von Walsdorf in's Mainthal schimmerten, war's in der letzten Zeit gar öd' und still gewesen, denn der alternde Mann wanderte allein in den weiten schönen Räumen umher und trug sein Leid für sich. Zwar galt dies Leid nicht seiner Frau, denn die verdiente es nicht, sondern seinem Bruder, den die Revolution in Paris verschlungen hatte. Je älter er wurde, desto tiefer fühlte er, daß er diesen Bruder anders hätte behandeln sollen. Er sah halt jetzt Alles mit anderen Augen an, und das lag oft schwer auf seinem Herzen. Stundenlang stand er vor dem Bilde des Bruders, und es war ihm, als müsse er ihn im Bild um Vergebung bitten und sich mit ihm aussöhnen.

„Endlich kam der Sohn, und der Vater fühlte, welch' ein Glück es sei, einen tüchtigen, wackeren Sohn zu haben.

„Einmal kommt der Alte in den Saal, wo die Bilder hängen, und Ludwig steht vor des Oheims Bild in tiefem Sinnen. Vater,

ſagt er da zu dem Alten, ich muß Dir eine Geſchichte erzählen, die mich oft vor dies Bild meines Oheims führt. Biſt Du gewiß, daß er todt iſt?

„Der Alte ſah ſeinen Sohn an und ſagte innerlich bewegt: Wie kommſt Du zu der Frage? Leider iſt es eine mir bittere Gewißheit. Genauer, als ich nach ihm in Paris geforſcht habe, iſt's nicht möglich. Obgleich keine volle Gewißheit zu erlangen iſt, ſo bin ich doch vollkommen überzeugt, daß er dort umgekommen iſt.

„Hör' 'mal, ſagte der Sohn, könnte er nicht noch leben?

„Mein Gott! ruft der Vater aus, wie redeſt Du? Glaubſt Du es denn?

„Noch eins, Vater, fährt der Sohn fort, glaubſt Du, daß er, wenn er arm geworden, zu Dir gekommen wäre?

„Nein, Kind, nein, ſagt der Vater; dazu war ſein Stolz, ſeine Selbſtſtändigkeit zu unbeugſam geweſen!

„Sagteſt Du mir nicht, er ſei ein ſeltener Geiger geweſen?

„Gewiß, Kind, verſetzte der Vater. Nur wenige Künſtler kamen ihm gleich. Aber was ſoll Dein Fragen?

„Nur noch eine, ruft der Jüngling; ſagteſt Du nicht, er habe eine Cremoneſer Geige von dem alten Meiſter Amati, die einen Klang von wunderbarer Reinheit habe?

„Auch das iſt ſo, wie ich es Dir oft erzählt. Ihr Ton iſt wahrhaft himmliſch, und unter ſeinem Bogen iſt ſie doppelt herrlich. Nun aber rede, warum fragſt Du ſo?

„Der Sohn ſetzt ſich nun zum Vater und erzählt ihm das, was er in Heidelberg erlebt. Er verhehlt ihm nicht, wie das Bild des Mädchens in ſeiner Seele lebe; ja er iſt ganz offen und zeigt dem Vater ſein Bild von Mechthilde.

„Der Vater betrachtet's mit Wohlgefallen und zugleich mit dem Blick eines Mannes, der ein Urtheil hat über die Art und Weiſe des Malens. Dann ſagt er: Es iſt ſeltſam, aber Aehnlichkeiten ſind ſo häufig in der Welt. Obgleich der Klang der

Geige und das Spiel des Mannes ausgezeichnet ſein mag, ſo iſt's am Ende doch nur, was tauſendmal ſich in der Welt wiederholt, ein Zufall.

„Ich glaube nicht, daß es einen Zufall gibt, ſagt darauf der Sohn. Der Geiſtliche, der mich confirmirte, lehrte mich an eine Leitung Gottes glauben.

„Zugegeben, ſagt der Vater, aber wie ſoll Dein Oheim ein Schnurrant werden?

„Schnurrant? ruft der Sohn aus. Wenn der Geiger ein Schnurrant iſt, ſo gibt's keinen Meiſter mehr! Wär' es nicht möglich?

„Ich ſage nein, mein Kind, darum, weil ich ſeine Spur bis in das Gefängniß, und das galt damals ſo viel als bis auf das Blutgerüſt, verfolgt habe. Da geht die Spur aus, ſagte der Vater und ſeufzte tief. — Haſt Du denn nicht erforſcht, woher Dein Geiger war? fragte er darauf.

„Gewiß, erwiederte der Sohn. Er iſt aus einem naſſau'ſchen Dorfe, wo viele Orgelmänner zu Hauſe ſind, aus Els bei Dietz.

„Siehſt Du, rief der Vater aus, ich habe doch Recht. Nein, Ludwig, ſo tief konnte ſich die edle Natur Deines Oheims nicht erniedrigen. Das glaube mir. Du kannteſt ihn nicht. Er war ein ſeltener hochherziger Menſch.

„Vater, entgegnete der Sohn, der Mann hatte etwas Edles in ſeinem Weſen. Denke nicht an herumziehendes Geſindel.

„Die ſchöne Tochter beſtach Dein Auge, verſetzte der Vater. Schlag' Dir die Geſchichte aus dem Kopf, und vor Allem laß das Bild des Mädchens aus Deinem Herzen. Bedenke, ein Harfenmädchen und Du.

„Damit ließ ihn der Vater allein, und der Sohn hat noch lange die beiden Bilder betrachtet. Was aber der Vater warnend geſagt, kam zu ſpät. Das Bild ſtak im Herzen. Indeſſen waren des Sohnes Worte denn doch nicht ſo ganz leer geblieben. Der

Digitized by Google

alte Baron ſann viel nach. Er ſchrieb an einen bekannten Mann in Dietz, um ſich nach dem Muſikus Schneider zu erkundigen, und der Brief berichtete, daß Schneider von aller Welt geſondert lebe, ein Ehrenmann ſei und ſeine Tochter eines fleckenloſen Rufes genieße. Ob Schneider jemals in Frankreich geweſen, ob er eine höhere Einſicht habe, als andere Leute ſeines Gewerbes, das wiſſe er nicht, ſchrieb der Mann, weil er ihn ſeines Wiſſens nie geſehen; doch ſpreche der Arzt, der ſeine Frau behandelt, mit hoher Achtung von ihm und meine, es ſtecke mehr hinter ihm, als er Wort haben wolle; ferner, ſchrieb er, habe der Mann früher in Mainz als Muſiklehrer gelebt.

„Das warf denn doch Feuer in's Stroh bei dem Baron. Seinem Sohne ſagte er nichts; aber er reiſte mitten im Winter nach Mainz und blieb acht Tage dort. Der Sohn war unwohl; das ſicherte den Vater vor einem Gange, den der Sohn nach Els hätte machen können.

„In Mainz fand er bald den Arzt heraus, der Ludwig dort behandelt und ſpäter mit ihm in Verbindung geſtanden. Er fand die Wirthsleute, wo Ludwig gewohnt.

„Der Arzt rühmte Ludwigs Bildung, ſeine muſikaliſchen Talente. Er ſagte ihm, daß er eine treffliche Amati-Geige habe, und daß er ihm geſagt, es ſei dieſe Geige das Letzte, was er gerettet. Auch wußte der Arzt, daß er in Paris und dort im Gefängniſſe geweſen, aber faſt durch ein Wunder dem Tod entgangen ſei. Im Wirthshaus erfuhr er nur Gutes von ihm. Die Wirthin pries ſeiner nachmaligen Gattin Schönheit, Kunſt und Sittſamkeit, und erzählte ihm haarklein, wie es mit der Heirath gegangen ſei.

„Mit jedem Augenblicke machten dieſe Umſtände den Baron wankender in ſeinen dem Sohne geäußerten Zweifeln. Seine Unruhe wuchs. Für's Erſte wollte er zu ſeinem Sohne zurückkehren und, ſobald das Wetter es erlaube, nach Els gehen, ſich Gewißheit zu verſchaffen.

Digitized by Google

„Der Januar und Februar ſelbigen Jahres," fuhr der Spießmann zu erzählen fort, „waren erſchrecklich hart; doch mit dem März kam der Frühling mit aller Macht und Schönheit.

„Gerade um dieſe Zeit erhielt der junge Walsdorf einen Brief von dem treuen Freunde, der damals mit ihm das Geld bei dem Concert auf dem Heidelberger Schloſſe geſammelt. Er war in Frankfurt und hielt ſich etwa acht Tage dort auf. Ludwig eilte dorthin, und ſchon an demſelben Morgen beſtieg der alte Baron ein Pferd und ritt nach Elz.

„Was ich Euch bisher von dem alten Baron und ſeinem Sohn erzählt, hab' ich aus guter Quelle," ſagte der Spießmann; „was aber nun folgt, kann ich Euch, lieber Herr, wieder als das erzählen, was ich erlebt habe.

„Es war ein gar ſchöner Frühlingstag, an dem die Sonne mild und freundlich ſchien, als ich auf dem Bauholz unter der Linde ſaß und mich ſonnte. Am Morgen hatte ich Ludwig oder Herrn Schneider, wenn Ihr wollt, auf dem Wege nach Dietz begleitet, wohin ihn ein Geſchäft führte. Ich konnte durch die hellen Fenſter Mechthildchen ſehen, wie ſie daſaß und las, denn der Vater hatte erſtaunlich viele ſchöne Bücher gekauft. Jeden Abend laſen ſie vor, und Mechthildchen las ſelber ſehr gern.

„Da kam ein Herr vom Wirthshauſe her, der mir ein Forſtbeamter zu ſein ſchien. Ich kannte ihn nicht. Er grüßte mich höflich und fragte, wo Herr Schneider wohne. Ich zeigte ihm das Haus. Er ſah jetzt das Mädchen und blieb, wie wenn ſein Fuß angefeſſelt wäre, ſtehen und ſah auf ſie.

„Iſt das vielleicht ſeine Tochter? fragte er endlich, und als ich die Frage bejaht, ging er langſam auf das Haus zu.

„Mechthildchen war ſo ſehr in ihr Buch vertieft, daß ſie nicht wahrnahm, daß der Fremde in das Haus trat. Erſt als er anklopfte, legte ſie das Buch weg und ging dem Fremden entgegen, den ſie anmuthig grüßte. Ich konnte deutlich ſehen und hören, was vor-

ging, denn ich ſtand ganz nahe am Fenſter. Der Fremde, als er das wohlgetroffene Bild des Herrn Schneider an der Wand hängen ſah, wurde kreidebleich und mußte ſich an einem Stuhle halten. Er konnte kein Wort hervorbringen, und das Mädchen ſtand in großer Verlegenheit vor ihm.

„Iſt Ihnen unwohl? fragte ſie endlich mit Sorge und ſehr liebreich. Bitte, laſſen Sie ſich im Seſſel des Vaters nieder, ſagte ſie, ihn bei der Hand zu dem Seſſel leitend, in den er mehr ſank, als er ſich ſetzte. Sie ſagte noch einige Worte der Entſchuldigung und eilte dann hinaus, kam aber augenblicklich mit einer Flaſche Wein und einem Glaſe zurück. Sie nöthigte ihn, einige Tropfen zu trinken, und das wirkte, denn Ludwig hatte immer guten Wein im Hauſe.

„Endlich war er wieder ſo weit bei Kräften, daß er ihr ſagen konnte, er habe ihren Vater ſprechen wollen und ſei von dem Ritte, den er gemacht, ſo ſehr angegriffen.

„Sie ſagte ihm, der Vater werde bald zurückkehren. Er möge es ſich bis dahin bei ihr gefallen laſſen.

„Das nahm er gern an, aber ihre Frage, ob ſie ihn mit Speiſen erquicken könne, verneinte er. Darauf hat er ſich allmälig geſammelt und mit dem lieben Kind in ein vertrauliches Geſpräch eingelaſſen. Da iſt ihr denn das liebe Schnattermäulchen, das gar ſo herzig plaudern konnte, recht aufgegangen, und ich dachte, wenn auch der Vater noch lange ausbleibt, Langeweile haben die Zwei nicht. Ich konnt's an dem Tone des Herrn hören, wie er Wohlgefallen an ihr fand. Endlich ſagte er, da die Harfe in der Ecke ſtand: Sind Sie muſikaliſch? Die Harfe iſt ein in unſeren Tagen ſelten gewordenes, aber ſtets mein Lieblingsinſtrument. Dürft' ich Sie bitten, etwas zu ſpielen und vielleicht auch zu ſingen?

„Sehr gern, ſagte Mechthildchen und eilte zu ihrer Harfe. Erſt ſpielte ſie, daß einem das Herz im Leibe lachte; dann ſang

sie eins ihrer schönsten Lieder. Herr, ich hab' sie oft singen gehört, aber so mein Lebtag nicht! Das Wasser ist mir in die Augen gekommen, während ich auf der Bank vor dem Hause saß, und das Herz in mir hat gepocht, als wollt's heraus. Wie mochte es wohl dem Herrn drinnen gewesen sein? Das konnt' ich aber auch hören, daß er, als sie geendet, ausrief: Herrlich, herrlich! und zu ihr trat und sie in tiefer Bewegung auf die Stirn küßte.

„Das Mädchen war ordentlich bleich geworden, so hatte das auf sie gewirkt. Da rief sie plötzlich: Der Vater! Ich blickte auf und sah Herrn Schneider festen Schrittes daher kommen.

„Mechthilde eilte ihm entgegen.

„Vater, sagte sie, es ist ein Herr da, der Dich erwartet.

„Wer ist es denn? fragte er gleichgültig.

„Ich kenne ihn nicht, sagte sie, aber es ist seltsam, der Mann ist so bewegt, so innerlich erschüttert. Dann und wann hat er Thränen in den Augen — ich weiß gar nicht, was ich davon halten soll. Jedenfalls muß er Dir sehr nahe stehen, denn er schlägt keinen Blick von Deinem Bilde.

„Gott im Himmel, rief Ludwig aus, wenn's mein treuer Freund aus Paris wäre, mein treuer Merk! Er war mit zwei Sprüngen im Zimmer — aber — wie eingewurzelt stand er und starrte den Bruder an, den er sogleich erkannte. Das dauerte aber nur etwa eine Minute, dann riefen Beide zugleich: Bruder! mein Bruder! und sanken sich weinend in die Arme.

„Mechthilde stand neben den Männern, und es jagte eine Thräne die andere, als sie sah, wie sich die Männer stumm umarmten, und wie nun auch aus ihren Augen Thränen perlten. Daß ihr Vater noch einen Bruder habe, das wußte sie nicht. Nie hatte er davon geredet.

„Endlich ließen sie sich los und sahen einander in die Augen, als wollten sie sich auch recht vergewissern, ob sie's seien.

Digitized by Google

„So nahe dem Grabe, finde ich Dich endlich, den ich mit Schmerzen gesucht und unter den Todten in Paris glauben mußte! sagte Carl.

„So ist's auch, Bruder, sagte Ludwig darauf; ich war todt, aber ich lebte wieder auf, als ich dieses Haus betrat. Meine Vergangenheit, Alles, Alles hab' ich damals in's Grab gelegt, um neu aufzuleben, und ich habe gelebt an der Seite eines Engels, der mich nur zu schnell verließ.

„So sei's, sagte Carl; laß die Vergangenheit für uns Beide todt sein, ich habe auch eine begraben; aber laß uns nun neu leben, ungetrennt, in Liebe, bis man uns in's Grab legt, und unsere guten Eltern werden sich droben im Licht ihrer Kinder freuen, die, wenn auch spät, erkannten, daß das Leben ohne Liebe eine Hölle, und daß Alles, was die Herzen trennt, Thorheit ist. Willst Du so, Bruder?

„Ja, so wahr mir Gott helfe! rief Ludwig, dem die Worte des Bruders in ihrem ganzen Sinne zu Herzen gingen. Und wieder lagen sie lange und still weinend einander an der Brust.

„In ihren Herzen war ausgetilgt die alte Abneigung. Dieser Augenblick hatte jede Kluft ausgefüllt.

„Jetzt erst sah Ludwig seine Mechthilde dastehen.

„Kind, sagte er, ihre Hand ergreifend, nie hab' ich Dir gesagt, daß ich noch einen Bruder habe. Ach, uns hatte die Tollheit und Thorheit der Jugend entzweit, und als mich das Elend nackt und bloß auf den Strand warf, da übermannte mich ein arger Hochmuth, der dem Bruder nichts verdanken wollte. Er ist besser, als ich. Er hat mich gesucht, bis er mich fand. Sieh' hier Deinen Oheim.

„Mechthilde beugte sich auf seine Hand, sie zu küssen; aber Carl umarmte sie. Ich habe Dir schon meinen Segenskuß auf die Stirn gedrückt, Du meines Bruders theures Kind; aber Du ahntest nicht, wer es that. Nimm jetzt den zweiten! Er küßte sie auf die

Stirn und ſagte tief ergriffen: Segne Dich Gott! Da kniete das Mädchen nieder, und die beiden Männer legten betend und ſegnend ihre Hände auf des Kindes Haupt.

„Herr, da hat's mir das Herz gepackt," rief der Spießmann aus und wiſchte ſich die Augen, „daß ich laut habe weinen müſſen. Bei meiner Seele, ſo etwas hab' ich nie erlebt; werd's aber auch nie vergeſſen! Jetzt ging's denn an ein Erzählen, und ich denke mir, ſie haben ſich das mitgetheilt, was ſie, ſüß und bitter, durchzumachen hatten.

„Der Baron blieb vier volle Tage, und als er ſchied, ſagte er: Bruder, das waren die glücklichſten Tage meines Lebens! Ich denke, ſie ſollen bald wiederkehren. Begleite mich noch ein Paar Stunden! das ſagte er mit Nachdruck.

„Als ſie allein waren, das erzählte mir Ludwig ſpäter, fing der Baron von ſeinem Sohn an und erzählte haarklein Alles, wie es ſich gemacht, bis zu dem Bilde, deſſen erſtaunliche Aehnlichkeit er nun ſelbſt gefunden hatte.

„Deine Mechthilde lebt unausſprechlich in ſeiner Seele, ſagte er. Bruder, wenn unſerer Kinder Glück das unſere unerſchütterlich gründete? Bruder, ſprich!

„Kannſt Du über Mechthildens Herkunft wegſehen? fragte zögernd Ludwig, denn die Frage wollte eben nicht recht heraus aus der Bruſt.

„Carl ſagte, haſt Du vergeſſen, was ich Dir aus des Herzens Grunde kommend geſagt? Ich habe die Thorheit in's Grab gelegt. Ach, ſie hat mich um mein Lebensglück betrogen; ſollt' ich ſie noch feſthalten?

„Wenn das iſt, ſagte Ludwig, ſo laß mich Dir ſagen, daß Mechthilde ihn liebt; daß eben ihr tiefes, trübes Sinnen und ihre heimlichen Thränen, die mich ſo unglücklich gemacht, darin ihren Grund haben, daß ſie keine Hoffnung mehr hatte, ihn je wiederzuſehen.

„Da wurden sie denn schnell eins, und beim Scheiden war die Verbindung ihrer Kinder beschlossen; allein sie gelobten sich Schweigen für's Erste.

„Wenige Tage nach des Barons Carl Heimkehr kam auch sein Sohn von Frankfurt zurück. Er ahnte nicht des Vaters Reise, und den Dienern war Schweigen befohlen.

„Höre, sagte der Baron eines Tages zu seinem Sohn, ich werde nachgerade alt und habe nur noch einen Wunsch. Ein Amt brauchst Du nicht anzunehmen, und wirst es auch nicht wollen, da Du ohne Bürde leben kannst und in der Verwaltung der Güter eine hinlängliche Beschäftigung findest. Dich glücklich verheirathet zu sehen, wäre mein innigster Wunsch.

„Der Sohn sah ihn fest und ernst an.

„Vater, wenn Du mir nicht gestattest, das Mädchen meiner Wahl und Liebe heimzuführen, so geb' ich den Wunsch auf.

„Und wer ist das, mein Sohn? fragte der Alte.

„Du hast ihr Bild gesehen, erwiederte der Sohn.

„Mein Gott! rief der Vater aus, willst Du unser Wappen mit Schimpf beladen?

„Soll ich mein Lebensglück einem Adelstolz opfern, so möchte ich es lieber machen wie mein Oheim Ludwig und den ganzen Plunder hinter mich werfen!

„Ludwig! rief der Vater, das sagst Du mir?

„Du hast mich gelehrt, Heucheln und Lügen sei beides entehrend, sagte der Sohn. Ich habe Dir mein Herz eröffnet.

„Nimmermehr! rief der Vater.

„So mag man mich als den Letzten des Stammes in's Grab legen! sagte der Sohn und ging hinaus in den Garten.

„Der Vater fand ihn in tiefem, traurigem Sinnen.

„Ludwig, sagte er, begreifst Du nicht, daß Du einem thörichten Traumbilde nachhängst? Wirst Du das Mädchen wiederfinden?

„Sie lebt still in Els, ich weiß es, sagte Ludwig.

„Weißt Du aber auch, daß Du Dich nicht täuſcheſt? Wer ſagte Dir, daß ſie nicht vom Schlage der gewöhnlichen Harfenmädchen iſt?

„Vater! rief Ludwig, und er war wie mit Blut übergoſſen, ſage Alles, Alles, was Du willſt, aber wirf keinen Verdacht auf dies Mädchen! Hätteſt Du ihr in das reine Antlitz geſchaut, in das Auge — Du würdeſt roth werden, ehe Du das Wort über die Lippen ließeſt. Nein, ſage mir das Härteſte; mißhandle mich, ich will's ſtill dulden, aber entweihe nicht mit niedrigem Verdachte dieſes Mädchen.

„Schwärmerei und Vorurtheil! ſagte der Baron und ließ ihn allein.

„Am anderen Tage hob er wieder an: Woher weißt Du denn, daß ſie in der Stille in Els lebt?

„Ich weiß es, Vater, ſagte er, frage mich nicht weiter. Wozu mich martern? Gibſt Du Deine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr nicht, ſo laß auch kein Wort mehr über ſie zwiſchen uns laut werden.

„Es iſt ſeltſam, ſagte der Vater. Du ſprichſt, als wüßteſt Du, daß das Mädchen Dich liebe, als ob ſie frei und ungebunden ſei?

„Daß ſie mich liebt, ja, Vater, das weiß ich! rief der Sohn. Ihr Blick, ihr ganzes Gehaben hat mir das geſagt.

„Es iſt eine kühne Behauptung, entgegnete der Alte.

„Du ſollſt Gewißheit haben, rief Ludwig. Gib mir Deine Einwilligung, und Alles ſoll klar werden.

„Ich ſelbſt will ſie kennen lernen, ſagte der Baron. Laß mir Zeit dazu.

„Da fiel ihm ſtürmiſch der Sohn um den Hals, und faſt wäre dem Alten das Herz auf die Zunge gerathen, aber er hielt ſich ritterlich.

„Verſprich mir, ſagte der Alte, daß Du keinen Schritt der Annäherung thun willſt, und ich will ſelbſt prüfen.

„Das gelobte der glückliche Jüngling; aber er fragte mit bebender Stimme: Vater, wirſt Du bald hinreiſen?

„Ich erwarte einen alten Freund mit ſeiner einzigen Tochter in dieſen Tagen. Wenn ſie fort ſind, verſpreche ich Dir hinzureiſen. Dabei laſſen wir es!

„Die Worte: „mit ſeiner einzigen Tochter" fielen dem jungen Walsdorf ſchwer auf's Herz. Das iſt ein Verſuch, ſagte er zu ſich, mich abzulenken. Die Abſicht lag zu klar am Tag, als daß er ſie nicht hätte erkennen ſollen. Und gerade das wirkte ſo unangenehm auf ihn, daß er auf einen Plan ſann, in dieſen Tagen zu verreiſen. Er fand einen Vorwand und reiſte ab.

„Der Vater durchſchaute ihn, und ſeine Entfernung war ihm eben Waſſer auf ſeine Mühle.

„Kaum war Ludwig auf acht Tage verreiſt, als der Baron den Wagen beſtieg und nach Els fuhr.

„Dort hatte der Bruder das Mädchenherz auch auf die Probe geſtellt, und auch er war lebhaft überzeugt, daß Mechthilde ſeinen Neffen liebe und jeder anderen Verbindung feſt entſagen werde.

„Das war eine Freude, als Bruder Carl wiederkam! Die Alten tuſchelten heimlich gar viel mit einander; aber Mechthilde hatte gar keinen Gedanken daran, daß dieſes geheime Tuſcheln ihr und ihrem Glücke gelten könne.

„Schon am anderen Morgen ſagte der Vater zu Mechthilde: Kind, mein Bruder muß in dieſen Tagen wieder heimkehren; wie wär's, wenn wir ihn begleiteten? Du ſollſt ja doch wohl auch wünſchen, den ſchönen Ort zu ſehen, wo Dein Vater ſeine Kindheit theilweiſe verlebte? Ich denke, wir ſetzen den alten Spießmann in's Haus und fahren auf ein paar Tage mit ihm!

„Die Freude leuchtete aus Mechthildens Auge, als der Vater ſo ſprach. Sie ordnete ſo ſchnell als möglich Alles, packte das Nothwendigſte ein und war ſchon früh reiſefertig. Und Deine Harfe wollteſt Du hier laſſen, meine Tochter? fragte der Oheim.

Soll ich der Freude entbehren, Dich ſingen zu hören? Du weißt, wie glücklich Du mich machſt! Sieh', Dein Vater packt auch ſeine Geige ein.

„Blitzſchnell war auch die Harfe im Wagen, und ſie fuhren ab.

„Mechthilde war ganz außer ſich, als ſie das ſchöne Landhaus ſah und die reizenden Umgebungen, die reiche Ausſicht, den ſchönen Garten.

„Ihr könnt mir's glauben, lieber Herr," ſagte der Spießmann, „ich bin auch in meinen jungen Jahren weit in der Welt herumgekommen und hab' manchen Wohnſitz reicher Herren und Adeliger geſehen, aber dem Wohnſitze des Herrn von Walsdorf möcht' ich von allem dem doch nichts vergleichen. Es iſt ein Paradies. Man ſieht da weit hinauf und ebenſo weit hinab in das ſchöne Mainthal, das überall von grünen Bergen umgeben iſt. Ueberall ſieht man am Ufer die reichen ſchönen Dörfer, Flecken und Städte. Vortreffliche Weinberge und geſegnetes Ackerland ziehen ſich am Ufer und an den Bergen hin. Unſere Gegend iſt armſelig dagegen, ob's gleich der liebe Gott bei der Austheilung ſeines Segens auch nicht vergeſſen hat.

„Ich kennt' mir's recht gut denken, daß es dem Mechthildchen dort wohl gefiel, denn ich war eher dort als das liebe Kind, da mich der Herr Schneider oder der Herr Walsdorf, wie er ja doch eigentlich hieß, als Bote hingeſendet. Ich hatte ihr viel davon erzählen müſſen, aber ſie hat's doch, wie ſie mir ſpäter ſagte, noch viel ſchöner gefunden. Und gar die koſtbare Einrichtung des Schloſſes! Da hat ſie ſich die Augen weit geſehen. Was ſie beſonders anzog, waren die Bilder der Familie.

„Eins aber hatte der Oheim weggethan, nämlich das ihrige, das auch in dem Saale hing. Dazu hatte er gute Gründe. Am längſten und nachdenklichſten verweilte ſie bei dem Bilde ihres Vaters, denn das war eben faſt in dem Alter gemalt, in dem Mechthilde ihren Vetter in Heidelberg geſehen. Die Alten thaten,

als merkten sie nicht, wie sie immer wieder vor dem Bilde stand und es betrachtete.

„Ach, Oheim, sagte sie einmal, Du könntest mir wohl das Bild des Vaters schenken! Es wäre mir ein liebes Gut!

„So? sagte darauf ihr Oheim; gefällt es Dir so gut?

„Da wurde sie hochroth und meinte, indem sie ihre Schamröthe zu verbergen suchte, es sei ja ihres lieben Vaters Bild.

„Ach, sagte er, da ist mir doch kürzlich etwas recht Seltsames begegnet. Ich ging in Frankfurt über die Mainbrücke. Da kommt mir plötzlich ein junger Mensch entgegen, ein Student, wie es schien, der glich doch diesem Bilde, wie ein Tropfen dem anderen. Ich hätte fast laut aufschreien mögen.

„Sie fuhr mit großer Theilnahme herum und horchte auf jedes seiner Worte mit angehaltenem Athem.

„Und Du weißt gar nicht, wer's war? fragte sie, aber ihre Stimme zitterte leise bei der Frage.

„Bei dem Gedränge war er mir den Augenblick aus den Augen.

„Sie seufzte.

„Nun, Mechthilde, das Bild sollst Du haben, sagte er, und wie eine Ueberglückliche hing sie an seinem Halse mit heißen Dankesworten.

„Ihr Vater lächelte dazu, obwohl es selten an ihn kam, daß er hier lächelte. Es war ihm immer wehmüthig zu Sinne.

„Eines Abends saßen sie zusammen in einer Laube, die schon mit jungem Grün geschmückt war. Der Abend war so lau und heiter, daß der Oheim bat, sie möge spielen und singen und ihr Vater sie begleiten.

„Kaum hatte der Gesang und das Spiel begonnen, als ein Diener hastig gelaufen kam und dem Baron etwas zuflüsterte.

„Er sprang auf.

„Lieber Bruder, ich bitte Dich, ſagte er, ſpiele fort. Es iſt eben Jemand angekommen, ich werde gleich wieder hier ſein.

„Er eilte weg.

„Sein Sohn war eben zurückgekehrt. Als er ihn herzlich begrüßt, fragte Ludwig: Iſt der Beſuch noch da?

„Der Vater bejahte. Wir erwarteten Dich mit Sehnſucht und da kommſt Du zu rechter Stunde. Unſere lieben Gäſte ſind muſikaliſch und erfreuen mich eben durch ihr Spiel und Geſang. Komm' ſogleich mit. Du wirſt etwas Schönes hören.

„Der Sohn ſuchte, wie wir in Els ſagen," bemerkte der Spießmann, „für einen Kreuzer Ausrede und meinte, er könne doch ſo nicht zu den Gäſten gehen, wie er eben vom Pferde geſtiegen ſei; aber der Vater zog ihn mit Gewalt fort. Er mußte folgen.

„Als ſie in den Garten traten, ſang Mechthilde gerade das Lied, welches ſie auf dem Schloſſe zu Heidelberg geſungen, und ihr Vater begleitete herrlich.

„Plötzlich blieb Ludwig ſtehen. Er horchte. Großer Gott, rief er dann aus: was iſt das? — Vater, das ſind ſie! Das iſt die Sängerin vom Heidelberger Schloß und ihr Vater! So kann Niemand außer ihr ſingen, ſo Niemand außer ihm geigen.

„Haſt Du zu viel Wein getrunken, Ludwig? fragte lachend der Vater.

„Nein, nein! rief er. Sie ſind's, Vater! Sie ſind's! Und mit dieſen Worten eilte er auf die Laube zu.

„Es war noch hell genug, die Züge Derer zu unterſcheiden, die in der Laube ſaßen, als er ſich ihr näherte.

„Ja wahrlich, wahrlich! rief er aus und begrüßte die Beiden.

„Mechthilde war vor freudigem Schrecken keines Wortes mächtig.

„Jetzt trat der Baron herzu. Ludwig, ſagte er, ſieh' hier Deinen wiedergefundenen Oheim Ludwig und hier die liebe Mechthilde, ſeine Tochter.

„Da flog der junge Mann an des Oheims Bruſt und mit ſtürmiſcher Freude zu Mechthilde, deren Hand er küßte.

„Nun? fragte Mechthildens Vater, haſt Du dem Vetter nicht einmal einen Kuß zu bieten? Am Ende freuſt Du Dich nicht einmal ſeiner?

„Da war's aus. Ohne Weiteres küßte der Vetter den blühenden Mund, und ſie war nicht einmal böſe darüber, ſo ſehr ſie auch erglühte.

„Die Zwei hatten aber nun nur Augen für einander, und Ludwig ließ Mechthildens Hand gar nicht mehr los, als ob er fürchtete, ſie wieder zu verlieren.

„Aber, Vater, bat er endlich, wie haſt Du ſie gefunden? Wie habt Ihr Brüder Euch wieder erkannt? Erzähle doch, ich bitte!

„Da hat ihm dann der Alte Alles erzählt, was er bis jetzt wiſſen durfte, und der Abend flog hin mit reizender Schnelle. Endlich mahnten die Alten, und man ging in's Haus.

„Am anderen Morgen führte der Oheim Mechthilde in den Saal, wo die Bilder hingen und wohin er auch das ihrige wieder gehängt hatte.

„Als ſie es ſah und erkannte, ſchrie ſie laut auf.

„Wie kommt dies Bild hierher? rief ſie. Geſtern hing es nicht hier.

„Du haſt's nur nicht geſehen! ſagte er.

„Aber wie kommſt Du dazu, Oheim? fragte ſie.

„Denke Dir, erzählte er, da iſt vorigen Sommer mein Sohn in Heidelberg geweſen und hat da eine Sängerin gehört und geſehen, deren Bild ihm im Herzen ſtecken blieb. Da hat er's denn, da er gut malt, nachdem er in Mannheim das liebe Mädchen wiedergeſehen, aus dem Gedächtniſſe gemalt. Da Du es nun ſelber ſehr ähnlich findeſt, ſo iſt es ein Beweis, daß er das Bild doch recht lebhaft in ſeinem Herzen trug. Meinſt Du nicht auch?

Digitized by Google

„Während ſie in hoher Röthe daſtand und die Augen niederſchlug, faßte der Oheim ihre Hand und ſagte: Ich glaube faſt, wenn Du hätteſt malen können, Du hätteſt das ſeine auch ſo treu gemalt. Nicht wahr?

„Jetzt traten der jüngere und ältere Ludwig ein, und Mechthilde flog an des Vaters Bruſt.

„Was gibt's denn hier? fragte der erſtaunt.

„Sein Bruder erzählte Alles.

„Ja, ja, rief der Jüngling, dies Bild trag' ich im Herzen und werd's mein Lebenlang darin tragen.

„Dann wär's am Ende beſſer, meinte lachend ſein Vater, wir legten die Hände der Beiden zuſammen, denn Deiner Mechthilde geht's gerade ſo.

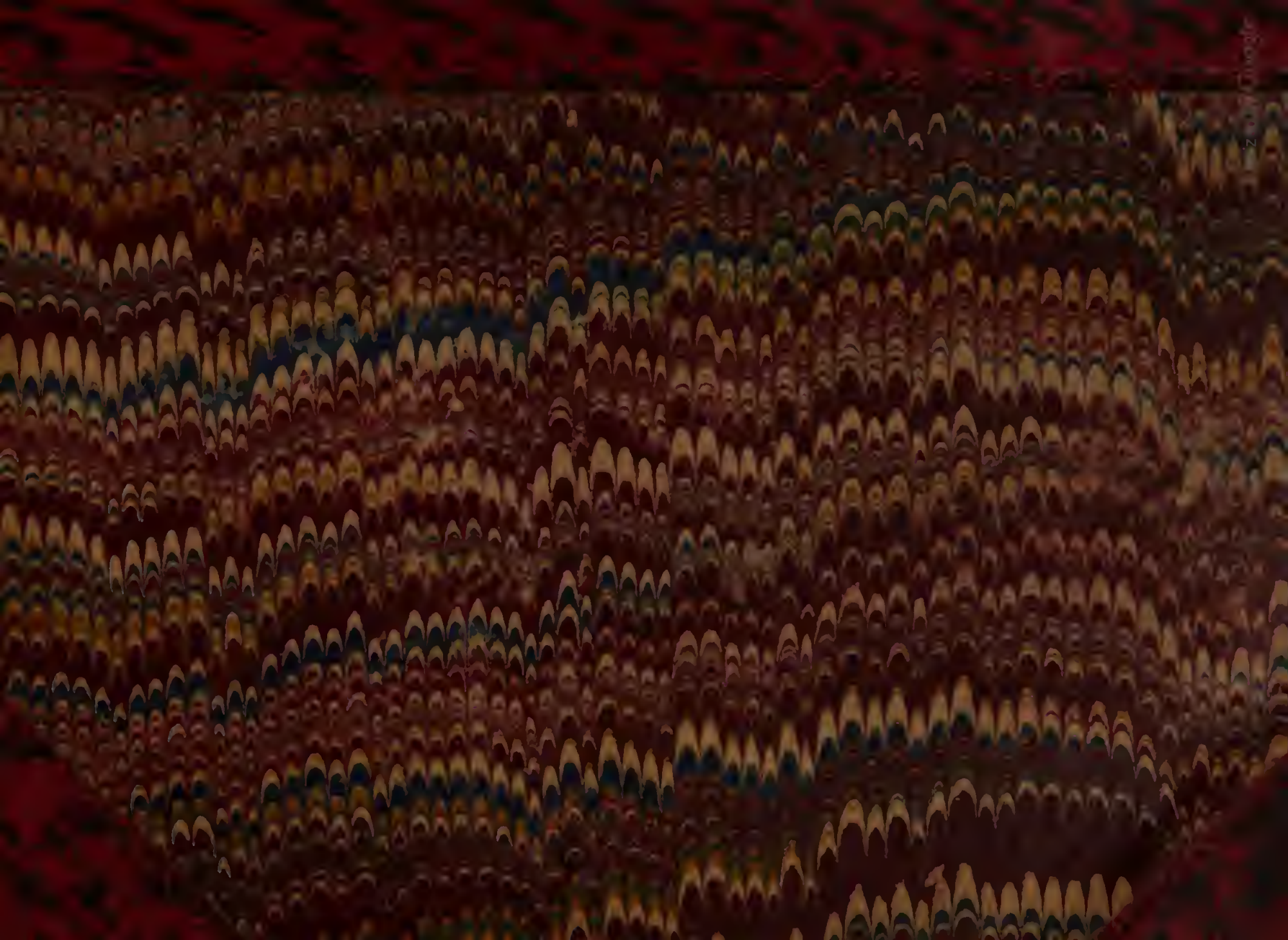
„Iſt's wahr, Kind? fragte der Bruder. Der Jüngling aber hatte ſchon ihre Hand erfaßt, und die glücklichen Väter ſegneten den Bund ihrer Kinder.

„Ich bin zu Ende mit meiner Geſchichte," ſagte der Spießmann. „Ihr könnt Euch denken, daß die Hochzeit nicht lange auf ſich warten ließ.

„Als das hier in Els bekannt wurde, ſagte der alte brave Schulmeiſter: Das hab' ich immer geahnt, daß hinter dem Herrn Schneider etwas Anderes ſteckte, und die Bauern meinten, es ſei doch curios, daß ſie daran nicht früher gedacht hätten.

„Dem Herrn Ludwig und ſeiner ſchönen Mechthilde that's ganz erſtaunlich leid, von Els wegzugehen; aber es war nun einmal nicht anders, und ſo fügten ſie ſich drein. Der Herr Baron Carl aber hat dem Schulmeiſter ein Jahrgeld ausgeſetzt. Mir hat er ein Häuschen gekauft, und der Wirthsfrau hier, die im Hauſe des Herrn Schneider diente, als ſeine Frau ſtarb, und das Mechthildchen auf den Armen trug, ſchenkte Herr Baron Ludwig das Haus, worin er ſo lange gewohnt.

„Alle Jahre kommen ſie her, und das iſt ein Feſt für unſer

Dorf. Die zwei Herren ſind nun ſchon alte Knaſterbärte, die keinen Puder brauchten, wenn die weißen Haare Mode wären, wie Anno 1780 und da herum, aber ſie ſind friſch und geſund. Mechthilde aber iſt, wenn auch Mutter von ſieben Kinderchen, dennoch eine bildſchöne Frau, und ihrer Mutter ſo ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Glücklichere Ehegatten gibt's nicht. Ich komme alle Jahre zu ihnen an den Main, und allemal, wenn ich die Liebe und Eintracht der beiden Brüder ſehe, die einſt ſo feindſelig waren, denke ich an den Spruch der Schrift: „Siehe, wie fein und lieblich iſt's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; denn daſelbſt verheißet der Herr Segen immer und ewiglich!"

Damit ſchloß der Spießmann. Ich dankte ihm und drückte ein Trinkgeld in ſeine Hand. Der Abend nahte ſchnell; ich mußte mich eilen, Dietz vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Der Spießmann aber rief mir nach: „Wenn Ihr einmal in die Gegend am Maine kommt, wo der Herr Ludwig von Walsdorf wohnt, ſo verſäumt's ja nicht, zu ihm zu gehen. Laßt Euch dann die ſchöne Frau Mechthilde das ſchöne Lied vom Heidelberger Schloſſe ſingen. Vergeßt aber ja nicht, ſie Alle vom alten Spießmanne von Elz freundlich zu grüßen und ihnen zu ſagen: er käme bald einmal wieder, die alten Freunde zu beſuchen!"